4330
Bibl. Mont
-9

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Christenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Neunter Theil.

Bayerische Staatsbibliothek München

Für katholische Christen.

Eilfte

sorgfältig revidirte Original-Auflage.

Aarau 1828.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Die Nacht.

Psalm 139, 12.

Vater, Dich, den Gütevollen,
Preis't auch in der Nacht mein Geist;
Vater, der die Sonnen rollen
Und den Mond uns leuchten heißt;
Vater, dem von tausend Zungen
Tag und Nacht wird Lob gesungen;
Vater, der bei Tag beglückt,
Leidende des Nachts erquickt!

Vater, Dich umfaß' ich wieder,
Küsse kindlich Deine Hand;
Milde blickst Du auf mich nieder,
Du, den, wer Dich suchte, fand.
O, in stiller Nächte Stunden
Hat Dich manches Herz gefunden,
Das, im Tagsgewühl ein Thor,
Vater, sich von Dir verlor.

Auch du, o stille, feierliche Nacht, sei meinen Empfindungen heilig! Wohlthäterin der Leidenden, denen du die Thränen trocknest; Freundin der Unglücklichen, deren Sehnen du stillest in süßen Träu-

men; Mutter der Müden, die du in deinen Armen zur Ruhe wiegest, und mit junger Kraft stärkest: auch du bist meinem Geiste eine Offenbarerin der Majestät und Macht, der unergründlichen Weisheit und namenlosen Barmherzigkeit Gottes!

Auch du bist meiner Betrachtungen, meiner Bemerkungen würdig, wenn dein ernster Zauber das ganze Weltall, so weit es mein Auge kennt, verwandelt, wenn du mit dichtern Schatten zugleich den Schlummer auf die Augen der Lebenden senkst, und, wenn eine Sonne vom Himmel verschwindet, den Vorhang leise vom Firmament hinwegziehst, um uns tausend andere Sonnen in unendlichen Fernen zu zeigen, und mit den Strahlen der Sterne Ahnungen der Ewigkeit zu geben.

Wo ist der Mensch, der ganz gelassen bleibt und unbewegt, wenn er einsam in die Stille der Mitternacht hinaustritt, und vor ihm sich eine ganz andere Erde, ein ganz anderer Himmel auszubreiten scheint? — wenn das Schweigen des Grabes auf den Straßen und Plätzen ruht, wo noch vor wenigen Stunden das fröhliche Getümmel geschäftiger Menschen rauschte; wenn die Gärten, die Wälder, die Wohnungen der Sterblichen, alle Pracht der Natur, alle Werke der Kunst, in Finsterniß verschwunden sind, oder im blassen, zweifelhaften Dämmerlicht des Sternenscheins und des Mondes schimmern? Ein unwillkührlicher Schauer durchdringt die Seele. Der stille Ernst der nächtlichen Welt beherrscht unwiderstehlich zuletzt das Gemüth auch des Fröhlichen. Was ist alle Herr-

lichkeit der Erde, wenn ihr der Zauber des himmlischen Lichtes entzogen ist? Was ist alle Macht des furchtbarsten Sterblichen, wenn der Schlaf ihn in seinen Fesseln bewußtlos dahin gestreckt hält? Was ist aller Reichthum des Reichen, wenn er gleich einem Todten neben seinen leblosen Kostbarkeiten ruht?

So stimmt uns die Nacht zu ernsten Empfindungen. Sie sammelt den zerstreuten Geist, und zwingt ihn mit unüberwindlicher Stärke, an sich und seine Bestimmung und den Werth der Dinge zu denken. Schon manchen Leichtsinnigen führte die Feierlichkeit einer Mitternacht zur stillen Ueberlegung zurück, schon manchen Zweifler zum Glauben an Gott, schon manchen spöttelnden Sünder zur Tugend.

Wie in jeder Jahreszeit, so in jeder Tageszeit, offenbart sich uns die Gottheit auf eine andere Weise; anders in den Schönheiten eines lieblichen Morgens, anders in den Wohlthaten des Mittags, anders in der milden Stille eines Abends, anders in dem Schweigen und majestätischen Ernst der Nacht. Aber immer und aus allen wechselnden Erscheinungen scheint uns Gottes Stimme zuzurufen: Ich bin, gedenke meiner! O Sterblicher, hebe deinen Blick von allem Irdischen zuweilen empor zu dem, was erhabener ist! Vergiß nicht über das Gewand, welches du bewunderst, die Seele! Erinnere dich in der Schöpfung des Schöpfers, und in dem Staube, der seinen Werth und seine Gestalten ändert, des Bleibenden, des

Ewigen! Ueberall und zu allen Stunden lehre uns, wie die heilige Schrift, so die heilige Natur: Du bist bestimmt, mehr als Thier zu sein; du sollst nicht bloß mit dem Leib und für den Leib leben, sondern auch vorzüglich mit dem Geist und für den Geist!

So wie in jeder andern Tageszeit, verkündet sich die ewige Liebe der Gottheit auch in der Nacht durch besondere Arten der Wohlthätigkeit. Während die Sonne unsern Gesichtskreis verläßt, und den Tag über die andere Hälfte des Erdballs glänzen läßt, versinkt bei uns Alles in Einsamkeit und Schweigen, daß nichts unsere Ruhe störe. Dem Schlummer ist die Dunkelheit und die allgemeine Stille günstig. Nichts zerstreuet unsern Geist oder fesselt unsere Aufmerksamkeit. Wie wir von der Wiege des Säuglings, vom Bette des Kranken jedes zu starke Licht oder Geräusch entfernen: so nimmt Gottes ewig wache Vatersorge durch die weisesten Einrichtungen der Natur den Schlummer und die Ruhe eines halben Weltalls in freundlichen Schutz. Ein sanfter Schlaf stellt die verlornen Kräfte wieder her, und mit dem erquickten Körper empfängt der Geist wieder ein Werkzeug, zu allen guten Unternehmungen und Geschäften fähig.

Wenn die Natur uns zur Ruhe einladet, sollen wir ihren Winken folgen. Ungestraft verachtet kein Mensch die Gesetze der göttlichen Welteinrichtung. Nichts zerstört leichter die Gesundheit, als die muthwillige Verwandelung der Nacht in Tag und die Beraubung des Schlafes in der Zeit, die ihm

von der Natur geweiht ist. Mit dem Verschwinden der Sonne verwandelt sich selbst der Zustand der Luft, die wir athmen, und alle lebende Geschöpfe empfinden in sich die vorgegangene Veränderung, und an vielen Pflanzen sehen wir, wie sie beim Eintritt der Nacht ihre Blätter zusammenfalten, ihre Blumenkelche verschliessen: die Zweige der Bäume und Gesträuche, welche bei Tage gesunde Düfte ausgiessen und die Luft von schädlichen Dünsten säubern, hauchen jetzt, von der Sonne verlassen, unreine Luft aus. Die Thiere verlieren ihre Munterkeit, und verbergen sich in ihre Höhlen, Nester und Lagerstätten. Das Blut der gesündesten Menschen wird wallender; ihre Nerven werden reizbarer, wie zum Fieber. Der Zustand der Kranken wird schlimmer und unruhiger, Mattigkeit und Gefühllosigkeit nehmen überhand.

Die Nachtwachen, oft wiederholt, sei es aus unordentlicher Begierde zu Lustbarkeiten, sind wahrhafte Lebensverkürzungen. Der Geist des Menschen wird stumpfer, indem sein Werkzeug, der Leib, untauglich gemacht und in seinen natürlichen Verrichtungen gehindert wird. Die frische Farbe der Gesundheit entflieht von den Wangen, und die Blässe des Gesichts, der trübe Blick des Auges verkünden deutlich genug, wer wider die Ordnungen Gottes in der Natur sündigte. Sündigte! Ja, die Zerstörung unsers Leibes, den Gott uns zu edelm Gebrauch verlieh, die Verkürzung unsers Lebens durch Ertödtung des Schlafs in den zur Erholung unserer Kräfte geweihten Ruhestunden,

ist Sünde gegen Gottes Gaben, Sünde gegen Gottes Anordnungen. Aber so thöricht ist der Mensch, daß er für eine Handvoll Stunden, in nächtlichen Schwärmereien und Lustbarkeiten verschwelgt, mehrere Jahre zu wenig leben, und um des Vergnügens willen, viele Nächte in Tag verkehrt zu haben, früher oder später einen siechen Leib durch die Welt schleppen mag.

Der Christ ehrt die Wohlthaten Gottes, und Wohlthat ist uns jede Anordnung in der Natur. Willkommen ist ihm nach vollbrachtem nützlichen Tagewerk ruhende Erquickung im Schlummer der Nacht. Er ist schonend in seinem Urtheil gegen die Verirrungen der Menschen, welche ohne Noth, aus Eitelkeit oder Sonderbarkeit, ihren rauschenden Vergnügungen ganze Nächte aufopfern. Aber höhere Achtung hat er noch für die Gesundheit, für das Kleinod des Lebens, ohne welches er zu allem Guten und Nützlichen unfähig wird. Sind wir dem Schöpfer Rechenschaft schuldig über die Verwaltung und Anwendung der Güter, die er uns auf Erden verlieh: so ist die schwerste Verantwortlichkeit die, welche wir für das höchste der irdischen Glücksgüter, für Gesundheit und Leben, zu tragen haben.

Wie die Nacht uns selbst schon Alles entzieht, was unsere Ruhe hindern könnte; wie sie über Alles einen verhüllenden Schleier wirft und Alles verstummen macht, daß nichts uns störe: so sollen auch wir von unserm Geiste Alles verbannen, was unsere Ruhe, unsern Schlummer beeinträchtigen

könnte. Mit dem Kleide, welches wir von uns legen, sollen wir den drückenden Tagesverhältnissen, den quälenden Sorgen entsagen, ihnen gleichsam absterbend nur ganz uns und Gott gehören. Ein frohes Gewissen bettet uns sanft, und der Gedanke: Gott wacht! bewahrt uns vor jeder unnöthigen Angst über das, was in der Nacht uns oder den Unserigen begegnen könnte, während wir ohne Bewußtsein da liegen. Wir sind nun wieder in den Zustand der Schwachheit und Hilflosigkeit zurückgekehrt, worin wir uns in unserer frühesten Kindheit als Unmündige befanden. Wir sinken wieder in die Bewußtlosigkeit zurück, in der wir schliefen, ehe Gottes Hand uns zum Leben weckte. Auch damals, ehe unser Mund seinen Namen lallte, war er unser Gott, gedachte er unser, bereitete er uns Glück und Lebensfreuden vor. So ist er auch in unserer kurzen, todtenähnlichen Ruhe noch jetzt unser Gott; so gedenkt er auch jetzt noch unser, und bereitet uns neue Lebensfreude, die wir nicht ahnen. Ja, bei Dir, o Gott, ist kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß; bei Dir leuchtet die Nacht wie der Tag; Deine Augen sahen mich, als ich noch unbereitet war, und waren alle Tage in Dein Buch geschrieben, die noch werden sollten, und derselben keiner war. (Psalm 139, 12. 16.)

Darum ist die Furcht und Angst der Menschen unchristlich, mit welcher sie sich in Zeiten der Nacht oft selbst durch schreckende Einbildungen quälen. Wie? ist Gott weniger unser Gott, wenn die Welt in seinem Schatten ruht, als am Tage?

Warum zittern vor den Wirkungen einer Hölle und des Teufels, die uns im Laufe des Tages nicht erschrecken? Warum beben vor Erscheinungen von Gespenstern und Geistern, die eine Erfindung furchtsamer, unwissender Menschen und unserer eigenen Einbildungskraft sind? Warum verzagen vor der Wiederkehr der Verstorbenen, deren Leichnam sich jetzt schon in Erde verwandelt hat, deren Geist sich in andern Verbindungen und Verhältnissen befindet, wo ihr Beruf, den ihnen Gott gegeben, edler und größer ist, als furchtsame Sterbliche ohne Nutzen zu erschrecken?

Die thörichte Furcht vor Gespenstern und Todtenerscheinungen und andern Ungeheuern, die in Gottes Schöpfung nie vorhanden gewesen sind, ist eine Mißgeburt der jedem Menschen natürlichen, und eben deswegen nützlichen Schüchternheit, welche die Nacht einflößt. Der hilflose Zustand, in welchem wir uns nach dem Sonnenuntergang befinden, wo wegen der allgemeinen Dunkelheit unser Auge nicht mehr die gewohnten Dienste verrichten kann, wo wir bei ungewöhnlichem Geräusch nur die Ursachen desselben e r r a t h e n können; wo unsere Einbildungskraft folglich immer thätiger und angestrengter wird, wo unsere Nerven ohnehin reizbarer werden, und die Ermattung des Leibes zu einer größern oder schwächern Muthlosigkeit führt — eben dieser Zustand macht uns leicht geneigt, auch da eine Gefahr zu fürchten, wo keine ist. Die Furcht selbst aber ist die Gebärerin aller Unholden.

Es fehlt nicht an Menschen, welche, ungeachtet

ihres hellen Verstandes, ungeachtet ihrer Ueberzeugung von der Nichtigkeit der sogenannten nächtlichen Erscheinungen, ungeachtet ihrer würdigen Vorstellungen von Gott, ungeachtet ihrer Religiosität, dennoch von abergläubigem Schrecken ergriffen werden, sobald die Nacht eintritt. Dies sind die Wirkungen einer mangelhaften Erziehung und früher verderblicher Eindrücke, welche unvorsichtige Leute auf das zarte Gemüth der ersten Kindheit veranlassen. Nur durch anhaltendes, wiederholtes Kämpfen der Vernunft- und Religionsgründe gegen diese eingeprägte nächtliche Furcht, nur durch Zerstreuung der Einbildungskraft, sobald sie ihre fast zur Gewohnheit gewordene Richtung auf Schreckbilder nehmen will, kann dies Uebel vermindert und ganz vernichtet werden. Nur Sehende haben Gespensterfurcht; Blindgeborne kennen sie nicht.

Daher begreifen wir die heilige Pflicht sorgsamer, ächt christlicher Aeltern, daß sie von ihren Kindern auf alle Weise die thörichten Vorstellungen von Erscheinungen nächtlicher Unholde entfernen; weder selbst durch schreckende Erzählungen die natürliche Schüchternheit der Jugend mit abergläubiger Angst vermehren, noch durch unwissende oder muthwillige Dienstboten und Hausgenossen vermehren lassen. Dieser Aberglaube, welcher die Quelle mancher bittern Lebensstunde ist, hat schon oft auf die Gesundheit der Menschen den zerstörendsten Einfluß gehabt, und immer ungerechte, niedrige Vorstellungen von der Größe, Würde und Weisheit Gottes erzeugt.

In der That, seit Aeltern darauf dachten, ihren Kindern eine bessere Erziehung zu geben, seit die Erwachsenen durch einen würdigern Religionsunterricht, durch eigenes Nachdenken sich über manche Vorurtheile und abergläubige Vorstellungen erhoben haben, ist die Gespensterfurcht schon sehr vermindert worden, und mit dem Verschwinden der thörichten Furcht haben die Erscheinungen der nächtlichen Schreckbilder von selbst aufgehört. Nur noch beim gemeinen Volk, dessen Erziehung und Belehrung am meisten verwahrloset, am schwersten zu bewirken ist, haben sich die irreligiösen Hirngespinnste einer unwissenden Vorwelt am längsten erhalten.

Aber auch in den sogenannten gebildeten Ständen ist noch ein anderer Aberglaube fortdauernd geblieben, welcher der Religion und Vernunft eben so sehr widerspricht, als die Furcht vor eingebildeten Todtenerscheinungen und Nachtgespenstern. Dieser an vielen Orten, in vielen Familien noch herrschende Aberglaube ist die unverdient hohe Meinung vom Werthe der nächtlichen Träume und ihrer Deutung.

Kein Weiser, oder endlich Jesus nicht, hat den Träumen, oder auch nur einigen von ihnen, eine weissagende Kraft zugeschrieben. Woher kam nun dieser Glaube zu den Christen? Er kam aus dem Heidenthum; er kam von den Völkern, welche gleichsam noch in ihrer ersten, unbehilflichen Kindheit des Verstandes lebten.

Kinder, welche den Traum noch nicht vom

Wachen unterscheiden können, glauben in der Verwirrung ihrer Begriffe oft wirklich an Orten gewesen zu sein, oder das gesehen zu haben, was ihnen ihre Einbildungskraft während ihres Schlummers vorgaukelte.

Andere, die schon in der Ausbildung ihres Verstandes größere Fortschritte gemacht haben, glauben zwar nicht an das Auswandern der Seele, aber sie glauben, die Träume kommen von den Göttern und seien vorherbedeutende Offenbarungen der Götter. Diese Vorstellung findet man fast bei allen unwissenden Völkern des Alterthums, bei Juden und Heiden gemein.

So kam der lächerliche Glaube an die weissagende Kraft, an die Göttlichkeit der Hirngespinste, welche wir Träume nennen, unter die Christen, und erbte bei den Unwissenden bis auf unsere Tage fort. Abergläubige Männer, welche sich das Ansehen von Weisheit und Gelehrsamkeit gaben, und doch nicht, gleich den Heiden, ihre Träume von Gott herleiten wollten, meinten ihre Thorheit zu veredeln, wenn sie lehrten, unsere Seele habe im Schlafe eine vorhersehende, die Begebenheiten der Zukunft ahnende Kraft.

Aber die Vernunft, und die göttliche Offenbarung empören sich gegen solchen Irrthum, den der schwache Mensch so gern festhält, weil er sich mit nichts lieber, als mit dem Errathen seiner Zukunft beschäftigt.

Dem festen Schlafe des gesunden Menschen fehlt jeder Traum; erst nachdem der Körper seine

Kräfte durch den Schlummer ersetzt hat und wieder ein taugliches Werkzeug der Seele geworden, gebraucht diese wieder ihre Gewalt. Erst wird das Gedächtniß und die Einbildungskraft laut. Jetzt entwickeln sich verworrene Erinnerungen unter allerlei Gestalten; Dinge, welche auf unser Gemüth einmal einen tiefen Eindruck gemacht haben, erscheinen am leichtesten. Daher beschäftigen sich die Träume bejahrter Personen oft mehr mit Gegenden und Personen ihrer frühern Jahre, als mit solchen, die sie im spätern Alter kennen lernten, weil die Eindrücke am tiefsten zu sein pflegen, die wir in zarter Jugend empfangen haben. Aber der Verstand und die Kraft zu urtheilen ist im Anfang des Träumens noch schwach. Ein Bild der Phantasie erinnert an das andere. So gehen wir mit Fremden und Bekannten im Traume um, und mit Todten, als wären sie noch am Leben. Je leiser der Schlaf wird, desto mächtiger wird die urtheilende Kraft der Seele. Zuletzt erstaunen wir im Traume selbst über dessen Widersprüche; erstaunen, daß wir Gestorbene wieder leben sehen. Endlich entdecken wir im Traum, daß wir nur träumen.

Dies ist der Ursprung, dies die Geschichte des Traums. Wie kann es einem vernünftigen, das heißt, einem vorurtheillosen Menschen einfallen, daß die Seele durch bloße Gaukeleien ihrer rege werdenden Einbildungskraft heller sehe, als wenn sie in ihrer vollen Thätigkeit mit allen ihren vereinten Kräften wirken kann?

Hätte sie ein Vermögen, die künftigen Dinge

im Traum vorherzusehen, so würde Gott, der uns die Zukunft mit weiser Hand verhüllt, mit sich selbst im Widerspruch stehen.

Hätte sie dies Ahnungsvermögen: so würde es Gott nicht vorzugsweise einzelnen Menschen, sondern allen verliehen haben, so wie er allen die gleichen Kräfte, wenn gleich in verschiedenem Maße, ertheilt hat. Aber unter Tausenden ist kaum Einer, der dies Ahnungsvermögen zu besitzen sich rühmt.

Hätte der Schöpfer uns mit der Kraft ausgerüstet, die vorliegende Zukunft im Traume zu entdecken: so würde diese Kraft, der göttlichen Weisheit und Zweckmäßigkeit zufolge, die wir sonst in allen Werken Gottes bewundern, sich nicht nur bei unbedeutenden Dingen äussern, die uns weder nützen noch schaden; sondern auch bei wichtigen Angelegenheiten, wo sie uns hingegen verläßt. Gott würde uns durch solche Kraft in den Stand gesetzt haben, wegen der bevorstehenden Dinge die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Aber wer hat jemals um eines Traumes willen Maßregeln ergriffen, ohne nachher zu finden, wie er sich getäuscht habe? Wie hätte Gott, dessen Schöpfungen von der höchsten Weisheit im Kleinsten wie im Größten zeugen, einzelnen Menschen ein Vermögen der Vorhersehung gegeben, das ihnen durchaus unnütz ist?

Es ist allerdings möglich, daß unter den tausend mannigfaltigen Traumbildern manche vorkommen, welche mit den Begebenheiten der Tage nachher irgend eine zufällige Verwandtschaft und Aehnlichkeit haben. Auch mag dieses in manchem zum

Aberglauben geneigten Menschen die übertriebene Meinung vom wahren Werth eines Traumes genährt haben. Allein es wäre ungleich auffallender, wenn unter den zahllosen Vorstellungen im Traum nie eine mit nachherigen Zufällen eine Art von Aehnlichkeit besäße, als wenn sie solche zuweilen wirklich hat. Indem man aber das seltene zufällige sogenannte Eintreffen des Traumes als Wirklichkeit bemerkt, dagegen hundert andere Träume, nach denen sich doch nichts Aehnliches zugetragen, oder was damit in Verbindung gebracht werden könnte, vergißt, wird des Menschen eigene Thorheit und Selbsttäuschung Ursache, daß er sich höhere Kraft in Träumereien zuschreibt, als er bei gesundem, wachendem Verstande hat.

Allerdings erzählt die heilige Schrift von wunderbaren Träumen, durch welche Gott Offenbarungen gab, und von solchen, welche ausgelegt und erfüllt wurden. Aber das göttliche Gesetz selbst verbietet, auf Träume zu achten (5 Mos. 13, 1. ff.); überhaupt verwirft es das unruhige, vorwitzige Blicken in die Zukunft, und verpönt das Geschäft der Wahrsager und Zeichendeuter und deren Beobachtung als götzendienerisches Unwesen. Was nun Moses, der sonst seinem rohen Volke Manches nachsah, verworfen, was die Vernunft mißbilligen muß: sollte ich, als Jesu Schüler, an den Irrthümern hangen? Sollte ich aus Neugierde, um die von Gott verhüllte Zukunft zu errathen, meinen eigenen Verstand verläugnen, meine eigene schwache Einbildungskraft und ihr Geträume mißbrauchen?

Sollte ich, um ein zufälliges Zusammentreffen meiner Einbildung im Traume mit nachmaligen Begebenheiten zu erklären, statt des natürlichen Grundes einen unnatürlichen suchen, der Gott mit seinen eigenen Worten und Absichten in Widerspruch und Kampf darstellt?

Fern sei von mir diese Entehrung des Allerweisesten, diese Entehrung meines eigenen Verstandes! Fern sei von mir jede abergläubige Meinung, jede abergläubige Furcht der Nacht! Gott wohnt im ewigen Lichte: vor ihm ist keine Finsterniß; seine Liebe und Sorge für mich ist an keine irdische Stunde gebunden. Es sei Tag oder Nacht, er bewacht mein Dasein, mein Wohl mit gleicher Liebe. Nur feste kindliche Zuversicht auf ihn, nur ein reines Gewissen, und auch für uns wird es in der Nacht Licht sein.

II.

Der Anblick des Mondes.

Psalm 136, 9.

Gott, grenzenlos,
Undenkbar groß,
Der Urquell aller Macht ist Deine Stärke!
Schon seh'n wir hier
So viel von ihr;
Doch seh'n wir kaum den Anfang Deiner Werke.

Durchflög' ich gleich
Ihr weites Reich,
Und sähe Deine letzte Sonne glänzen:
Ich sähe dort
Doch nicht den Ort,
Wo Du nicht wärst, nicht Deiner Allmacht Grenzen.

Was Du erschufst,
Was Du jetzt rufst,
Und rufen wirst, wer kann das Alles zählen?
Und wolltest Du
Noch mehr dazu
Erschaffen, würd' es Dir an Kraft nicht fehlen.

O wie vieles ist zu bewundern, was Gott erschaffen hat! Nur dem Sterblichen fehlt oft das Augenlicht, um es zu sehen; die rechte Erkenntniß, um es zu verstehen; die innige Begierde, es zu durchdringen und zu erforschen.

Es ist gewiß, daß unsere kleinen irdischen Sorgen und häuslichen Angelegenheiten uns zuviel erdwärts ziehen. Die Menschen in dem ersten Zeitalter der Welt hatten noch nicht die mannigfaltigen Bequemlichkeiten des Lebens erfunden, die uns ergötzen; aber darum vielleicht waren sie erhabener, als wir leider sind. Wir haben tausend künstliche Bedürfnisse, die von Menschenhänden gemacht werden müssen, die uns wenig Zeit zur Ruhe und Betrachtung des Göttlichen übrig lassen: aber diejenigen, welche in den frühern Weltaltern lebten,

begnügten sich mit dem, was ihnen die Natur gab, waren mit Wenigem zufrieden, und wandten ihr Auge zur Beschauung des Göttlichen. Wir hängen mehr an der Erde; sie hingen mehr an dem Himmlischen. Wir zittern, das Leben mit seinen Bequemlichkeiten einzubüßen, sie waren gleichgültig gegen den Tod, gegen den Wechsel des Daseins. Wir machen aus der Kenntniß der Schöpfung und ihrer Wunder eine schwere Wissenschaft, die nur Wenige Gelegenheit und Zeit haben, zu erlernen; sie hingegen waren gleichsam mit der ganzen Natur eins und dasselbe, und die Natur sprach durch sie. Wir kennen kaum den Stand und die Namen der vornehmsten Gestirne des Himmels; sie aber waren mit dem Wandel und der großen Bewegung derselben durch das Weltall vertraut, und unsere größten Himmelskundigen erstaunen heutiges Tages, wenn sie wahrnehmen, daß Dinge ehemals allgemein bekannt waren, die man jetzt nur erst durch Hilfe der größten und mühevollsten Berechnungen erfährt.

Ja, es ist gewiß, daß, so wie jene bei der Geringfügigkeit und Einfalt ihrer irdischen Nothwendigkeiten mehr dem ganzen All der göttlichen Schöpfung angehörten, und Gott selbst mehr in und ausser sich fühlten — wir umgekehrt mehr den Annehmlichkeiten unsers Leibes gehören, mehr mit dem Kitzel der Sinne vereinigt sind, und weniger die Gottheit als uns selbst in allen Dingen in und ausser uns fühlen. Sie waren Menschen, ähnlicher dem Urbilde, wie es aus den Händen des Schöpfers stieg. Wir sind Menschen, die, nur für das

Haus, den Tisch, für das häusliche und bürgerliche Leben besorgt, in den Schlamm des Irdischen, in den todten Staub niedergezogen wurden, dem wir eigentlich fremd sein sollten.

Daher ist unter allen spätern Völkern der Glaube entstanden, daß ihre ersten Vorfahren unmittelbaren Umgang mit der Gottheit gehabt; daß sie Offenbarungen des Himmels empfangen haben, die uns jetzt verschlossen sind! Sind wir nicht auch Geschöpfe und Kinder Gottes? Währet seine Güte nicht ewiglich?

Sie sind uns verschlossen, weil wir uns ihnen verschliessen. Wir sehen nicht, weil wir unsere Augen zudecken. Wir entrinnen dem vertrauten Umgang mit Gott, weil wir es für wichtiger halten, auf geschickte Weise mit Menschen umzugehen, um kleine, vorübergehende, elende Vortheile von ihnen zu ziehen. Wir sind der Göttlichkeit der Natur fremd geworden, weil wir nur in unserm häuslichen Berufsgeschäft, in unsern Leidenschaften, in unserm Hassen, Lieben, in unsern Begierden nach Vermögen, Rang, Ansehen, Ruhm, einheimisch sind.

Thörichte Weisheit, die uns zuletzt keinen andern Gewinn gibt, als wie wir unsern Hunger oder Durst auf eine den Gaumen kitzelnde Art stillen, oder unsern Leichnam mit feinen Tüchern umhängen, oder uns zwischen schönern Wänden gegen die Rauhheit der Witterung schützen! — Thörichtes Streben, das uns zuletzt nichts erwirbt, als was für den flüchtigen Augenblick des Lebens

gehört, und nichts erobert, als was wir, weil es doch Staub und Traum ist, in wenigen Jahren mit brechenden Augen verschwinden sehen sollen!

Und wenn die Sehnsucht zum Umgang mit dem Göttlichen in uns ist: warum thun wir derselben kein Genüge? Warum wollen wir nicht wieder werden nach dem Ebenbilde des Höchsten, würdig unsers Ursprungs, würdig der ewigen Bestimmungen, die uns erwarten? — Offenbart sich der Allmächtiggroße nicht täglich in allem Wechsel der Stunden und Jahreszeiten, der irdischen und himmlischen Ereignisse? Rollt nicht jegliche Nacht der Vorhang vom Allerheiligsten des Firmaments hinweg, wo dann im flammenden Gold zahlloser Gestirne der Name des Höchsten, und der Preis seiner Herrlichkeit, und alle Hoffnungen des Ewigen geschrieben stehen?

Gern will ich mich mit den erhabenen Werken meines himmlischen Vaters beschäftigen — und wo erscheint er mir erhabener, als in den wunderbaren Zügen der himmlischen Weltkörper durch das uferlose All? Aber wie oft sah ich gedanken- und gefühllos zu ihnen empor! Ach, es geschah, weil ich mir nicht sogleich alles das Wichtige von denselben in meinem Geiste vergegenwärtigen konnte, was wir davon wissen. Wie oft ergötzte mich der Sterne Funkeln und majestätisches Prangen, ohne daß der Gedanke in mir lebendig war, daß dies Alles — daß Millionen Gestirne Millionen Welten sind, von fühlenden, denkenden Wesen bewohnt, wie diese Erde; Welten, größer und nicht minder

voller Wunder, als diese Erde, auf der ich wie eine geringe Milbe herumkrieche!

Nur der Mond, dieser einsame Gefährte unserer irdischen Nächte, nur er ist der kleinste von allen Welten, welche wir mit bloßen Augen auffallend bemerken. Es scheint uns größer als die übrigen zu sein, weil er dem Weltball, welchen uns Gott zur Wohnung angewiesen, viel näher schwebt, als die andern. Seine Oberfläche ist vierzehnmal kleiner, als die Oberfläche des Erdballs. Aber wie entfernt bleibt er dennoch von uns in seiner Bahn, in der er die Erde umkreiset, daß er nicht größer scheint!

Schon mit bloßen Augen erkennen wir an diesem uns benachbarten Weltkörper hellere und dunklere Stellen. Warum wird des Menschen Neugier nicht rege, zu erforschen, woher diese glänzendern und dunklern Gegenden entstehen mögen? Warum ist denn unsere Neugier in vielen geringern Sachen thätiger, als in solchen, wodurch wir die Majestät des Schöpfers lichtvoll erkennen würden?

Inzwischen haben die Sternkundigen durch kunstvoll gearbeitete Fernrohre jene Welt näher betrachtet. Sie haben dort in den Streifen, Flecken und Schatten mit Erstaunen Berge, Thäler, große Vertiefungen entdeckt — eine Welt entdeckt, die zwar in vielen Dingen demjenigen sehr ähnlich ist, was wir hier auf Erden haben; was aber auch in Vielem ganz anders ist, als es bei uns ist.

Die großen dunkeln Flecken des Mondes scheinen wohl nur weitläufige Ebenen zu sein, welche

das Licht der Sonne nicht so hell zurückwerfen, als die hellen Theile. Denn nur durch die Sonne empfängt der Mond seinen wiederscheinenden Glanz, gleich der Erde; und unsere Erde, wenn sie am Tage von der Sonne beleuchtet wird, muß den dort lebenden Wesen ebenfalls in ihren Nächten am Himmel gleich einem großen, prachtvollen Monde erscheinen. So sorgt die ordnende Weisheit des Allgütigen von Welt zu Welt. So dient im Unendlichen seiner Schöpfung Eins dem Andern zum Nutzen oder zur Schönheit. So wird eins seiner Werke dem andern zum Wunder, und offenbart er seine Größe in Allem.

Ehemals hat man jene dunkeln Stellen für Meere gehalten, und sie auch also genannt. Allein nach sorgfältigern Beobachtungen hat sich ergeben, daß man in den Vertiefungen jenes Weltkörpers keine Flüssigkeit entdecken konnte, welche sie ausfüllt. Sondern je nach dem verschiedenen Stande der Sonne sah man die Schatten in denselben bis auf den innersten Grund fallen oder ganz verschwinden.

Man muß demnach glauben, daß im Monde nicht das Element des Wassers in großen Meeren oder Flüssen rauscht, wie bei uns; daß die göttliche Hand dort ganz andere Ordnungen und Einrichtungen getroffen hat für die Wesen, welche da leben, als bei uns. Wer kennt das Maß der Allmacht? Wer kennt die Grenzen seiner unendlichen Weisheit?

Eben so deutlich erblickt man schon durch ge-

meine Fernrohre die Gebirge, als hell erleuchtete Erhabenheiten; sieht, wie sie am Rande der Mondscheibe hervorragen, wie sie im Innern ihre Schatten weit über die Ebene hinsenken. Oft umringen die Gebirge, wie ein Kranz, viele Meilen große Thäler, die so tief hinabgehen, daß unsere größten Erdgebirge, hineingesenkt, sie kaum ausfüllen würden; Thäler, welche eine Tiefe von zehn oder mehr tausend Fuß haben! — Zu welchem Zweck diese von hohen Bergen ringförmig umschlossenen Vertiefungen? Welche Absichten für Wohlsein und Seligkeit dortiger Geschöpfe verknüpfte damit das gütigste aller Wesen, der Vater aller Welten? Wer ergründet den Unergründlichen?

Nicht genug, daß jene ausserordentlichen Tiefen mit großen Bergen umzäumt sind, erhöhte die Macht des erhabenen Weltschöpfers diese Berge oft noch mit so hohen Bergspitzen, daß kaum auf Erden höhere in allen Welttheilen gefunden werden. Und in diesen mit so furchtbaren Wällen umringten weitläufigen Thälern des Mondes, worin, um menschlicher Weise zu reden, ganze Völkerschaften mit ihren Städten und Dörfern beisammen wohnen könnten, stehen wieder kleinere Gebirge, deren Gipfel seltsam hervorragen.

Die Höhen der Gebirge im Monde sind genau nach ihrem Schatten und Entfernung gemessen und berechnet worden. Verschiedene derselben setzten durch ihre Erhabenheit in das tiefste Staunen. Das allerhöchste Gebirg auf Erden ist gegen zwanzigtausend Schuh hoch, senkrecht von der Spitze bis zur Fläche

des Meeres gerechnet. Aber über der Mondfläche ragen Gebirge hervor, die auch gegen fünfundzwanzigtausend Schuh hoch sind. Auf Erden ist nur ein einziger Berg von der oben erwähnten Höhe zu finden; aber auf dem Monde hat man zwölf solcher Gebirge gezählt

Wie wunderbar anders ist drüben die göttliche Haushaltung, als bei uns! Wie fremd Alles, was wir von jenen Weltkörpern vernehmen, besonders für diejenigen, welche bisher nur kaum an die Möglichkeit dachten, daß irgendwo andere Gestalten und Ordnungen sein könnten, als bei uns hienieden! Wie immer unbegreiflicher muß uns die unerschöpfliche Macht des Ewigen werden, je länger wir sie betrachten! Ach, wie wenig wissen wir von Gott, und wie gering ist selbst die Vorstellung dessen von dem Allerhöchsten, der ihn am besten, oder doch besser als tausend Andere, zu kennen glaubt!

Noch größer aber muß unsere ehrfurchtvolle Verwunderung werden, wenn wir erfahren, daß durch unermüdete Himmelsforscher erkannt worden, der Mond sei nicht von einem solchen Dunstkreise umgeben, wie unser Erdball; von keinem Dunstkreise, in welchem sich Wolken erzeugen können, oder Regen, Hagel und Schnee. Sondern die Luft daselbst ist ungleich dünner und feiner, als diejenige, welche wir einathmen. Wenn wir auf die höchsten Berge der Erde stiegen, würde die Luft schon so dünn werden, daß wir ohne große Beschwerlichkeit nicht lange darin athmen könnten.

Nun aber würde es einem Menschen unmöglich sein, drei oder vier Meilen hoch über der Erde, wenn er sich auch dahin erheben könnte, zu leben. Im Monde aber ist die gewöhnliche Luft so rein, wie sie zehn Meilen über unserm Haupte sein mag. Dies hat man theils aus der Beschaffenheit der Morgen- und Abenddämmerungen im Monde, theils aus der Art, wie sich die Strahlen des Sonnenlichts in jener Luft brechen, deutlich erkannt.

Niemals, so viel Jahre auch die Mondenwelt von den Himmelsbeobachtern aufmerksam und anhaltend beobachtet worden ist, hat man dort Verdickungen des Luftkreises, oder Wolken erblicken können, welche doch ganze Gegenden zuweilen verhüllen müßten, wenn sie da Statt fänden, wie bei uns. Der Luftkreis jenes Weltkörpers ist also nicht allein unendlich dünner und feiner, sondern weit trockenerer Natur, als der Luftkreis, welcher den Erdboden umgibt. Zu allen Zeiten findet man den Mond heiter und rein von wolkenähnlichen Verhüllungen.

Nur zuweilen hat man in einigen jener großen, von Bergen umschlossenen Thäler gesehen, daß graue Flecken, wie Nebel oder Rauch, erschienen, und kleine Gegenstände verdeckten, oder im veränderlichen Lichte zeigten. Da diese kleinern Gegenstände gar gering und nicht viel größer, als unsere Wohnungen sind; da jene nebelartigen Verfinsterungen sich nur von Zeit zu Zeit und nicht immer auf den gleichen Orten darstellten: so ist es allerdings sehr wahrscheinlich, daß diese Erscheinun-

gen von irgend einem Gewerbe oder einer Beschäftigung derjenigen Wesen herrühren, welche Einwohner der Gegend sind. Denn auch viele andere Wahrnehmungen hat man mit Hilfe der vorzüglichsten Fernrohre gemacht, welche theils auf Sammelplätze, theils auf Arbeiten und Geschäfte vernünftiger Wesen schliessen lassen, die auf dem Monde wohnen, leben und sich der Gnade Gottes freuen, wie wir auf Erden.

Ein anderes Räthsel bietet sich in den Erscheinungen auf der Oberfläche jenes Weltkörpers unserer Bewunderung dar. Es zeigen sich nämlich daselbst, nach verschiedenen Richtungen gehend, Einschnittlinien, die oft eine Viertel- bis drei Viertelmeilen breit sind, und gewöhnlich in sehr gerader Bahn dreißig, wohl selbst siebenzig Meilen weit gehen. Sie gleichen künstlich gebildeten Kanälen, denn sie sind tiefer als die Ebene, in der sie sich befinden. Einer dieser Kanäle geht quer über das Gebirg, als wenn es zersprengt worden wäre, und durch das vom Gebirg eingeschlossene Thal zur andern Seite hervor. Oft scheint ein solcher Kanal unter einer großen Decke an den Stollen der Berge fortzuziehen.

Die schmalen, langen Eintiefungen haben viele Aehnlichkeit mit unsern Flüssen auf Erden. Wie unsere Ströme aus den Gebirgen entspringen, so hängen auch jene mit den Gebirgen zusammen, und laufen in gerader Richtung zu den oben gedachten Tiefen, und gehen sogar durch dieselben hindurch. Nur sind sie nicht, wie unsere Flüsse, mit Wasser

oder einer andern demselben an Dichtigkeit gleichen Materie angefüllt. Denn wäre dies der Fall, so würde man nicht bis auf ihren Grund hinab, und sogar die Unebenheiten ihres Bodens sehen können. Was darin fließt, füllt auch nicht die Tiefen der Thäler aus, wie dies der Fall bei dem Wasser sein würde, wie wir es auf Erden haben. Sondern die in jenen Kanälen befindliche Flüssigkeit mag Aehnlichkeit haben mit derjenigen dichten Luftart, die wir in unserm Dunstkreise noch zum Athemholen gebrauchen.

Ist doch auf unserer Erde das Wasser nichts anderes, als eine dickere Luft; ist doch auch unsere Luft, die wir athmen, nichts als ein feineres Wasser. Wir trinken das Element, in welchem der Fisch athmet, der ausser demselben stirbt. So kann eine Luft, wie die, in welcher wir unsern Athem schöpfen, für Wesen anderer Art sein, was uns das dichtere, flüssigere Element, in welchem der Fisch lebt.

Doch hinweg mit diesen Vermuthungen! Nie werde ich die weisen Zwecke der Gottheit in entfernten Weltkörpern errathen; nie, wie er die Wesen gebildet hat, oder beschäftigt, nährt und leitet, mit welchen er die großen Welten über mir bevölkerte, die in nächtlicher Stille ihre Lichtstrahlen zu meinem Auge senden.

Aber doch sind mir die Erfahrungen und Entdeckungen lehrreich, welche der menschliche Fleiß auf der Oberfläche von dem entfernten Weltkörper des Mondes gemacht hat. Ich werfe damit einen

Blick in das wunderbare Gebäude des großen Alls, in dem nur Er, der Unbegreifliche, der Unerforschliche, ein Gebieter, König und Vater ist. Ich staune seine Allmacht auch da an, wo sie in den weiten Fernen von hunderttausend Meilen wirksam handelt, und die Macht keines Sterblichen hinreicht. Ich erfahre, daß es bewohnbare Welten gibt, von welchen schon die uns allernächste, der Mond, eine von dem Erdball ganz abweichende Einrichtung und Haushaltung hat; daß die dort lebenden vernünftigen Wesen aus einem andern, leichtern Stoff gebildet sein müssen, als wir es sind; daß auch dort für die nützliche Thätigkeit, für Anmuth und Schönheit gesorgt ward, und auf eine Weise, welche alle unsere Begriffe übersteigt; daß auch dort die Gottheit in ihrem Leben und Wirken mit Entzücken geahnet, gefühlt, gepriesen werden mag.

O Jesus, o mein Offenbarer, mein göttlicher Lehrer, Du sprachst es: In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen. (Joh. 14, 2.) Du deutest auf das große Weltall des himmlischen Vaters, und die Gestirne der Nacht stehen und glänzen noch heut über mir, als die ewigen Zeugen Deines Wortes. Darum spreche ich mit Paulus: wir wissen aber, so unser irdisches Haus, diese Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel! Und über demselbigen sehnen wir uns auch nach unserer Behausung, die vom Himmel ist. (2 Kor. 5, 1. 2.)

Herr, mein Gott, Geist des unendlichen Weltalls, Seele alles Lebens, König aller Himmel, wie unermeßlich ist Dein Reich! Wie wenig erkenne ich von allen Deinen Schöpfungswerken! Wie gering ist der Theil, welchen mein Auge von Deinen ewigen Thaten sieht! Und was ich davon vernehme, wie erfüllt es mein ganzes Gemüth mit Schaudern und Entzücken, mit Hoffnung, mit stiller Sehnsucht, mit grenzenlosem Vertrauen auf Dich, der Mond und Sterne gemacht hat, der Nacht vorzustehen; dessen Güte währet ewiglich! (Psalm 136, 9.)

Vater der unendlichen Welt, Vater des Seraphs, der Dich in herrlichen Welten vollkommener und würdiger ehrt — Vater des Wurms im Staube, den Deine Hand geschaffen, dem Du wunderbare Eigenschaften und Triebe verliehen hast — o Du, auch mein Vater! — sei erbarmungsvoll auch mir! Auch ich bin Dein Geschöpf; auch ich preise Dich, so schwach ich bin; auch ich liebe Dich, und hänge an Dir nur, an Deinem Willen, an Deinem dieser Erdenwelt geoffenbarten Wort! Möchte ich durch mein Thun und Leben nicht des erhabenen Berufes unwürdig werden, zu dem Du mich aus dem Nichts hervorgerufen und erkoren hast! Möchte ich, o du unendlich erhabener Fürst der Geister, auch in meinem Dichten und Trachten mehr Geist, als irdisches Wesen sein und haben, daß ich nicht, gleich der Pflanze, elend und ohne Spur meines Daseins hinwelke; nicht, gleich dem Thier, fruchtlos für mich und die Welt vergehe und sterbe.

Indem ich Deine Majestät, Beherrscher der Unendlichkeit, durch stille Betrachtung Deiner Werke näher kennen lerne, erhebt sich in Anbetung mein Gemüth zu Dir; erhebt sich mein Wille kräftig zur Tugend; erhebt sich meine Kraft mächtiger, alles Vollkommene zu erringen, was mir noch gebricht. So will ich denn begieriger nachforschen, die Wunder Deiner Allmacht zu sehen, und Dich in ihnen; so will ich denn mir Mühe geben, meinen unsterblichen Geist durch mannigfaltige Erkenntnisse zu bereichern. Denn je weiser ich werde, je tugendhafter ich bin, je würdiger bin ich, in Deiner herrlichen Schöpfung zu wandeln. Amen.

III.

Der Komet.

Ps. 8, 4. 5.

Was der Allschöpfer schaffen wollte,
Was in dem Weltall werden sollte,
Sah er in seiner Möglichkeit.
Er sah's, als ob's erschaffen wäre:
Sah jede Welt, sah ihre Heere,
Und jeden Geist, den er erfreut!
Allwissend war der Herr!
Allmächtig war der Herr!
Gut und heilig!
Auch ohne euch,
Bedurft' er euch,
Ihr Welten, nicht zur Seligkeit.

Und Gott erschuf, uns zu beglücken,
Euch, Erd' und Himmel; euch zu schmücken
Floß über euch sein Licht herab!
Ihnen sich zu offenbaren
Erschuf er Geister. Zahllos waren
Die, denen er die Welten gab.
Nun hat der Herr ein Reich,
Noch immer selbst sich gleich,
Unaussprechlich!
Und die Natur
Verkündigt nur,
Was er vor allen Welten war.

So Manche von uns waren Zeugen eines der prachtvollsten Schauspiele am gestirnten Himmel. Ein fremder Stern glänzte mit wunderbarer Herrlichkeit über die Welt hin, und mit Erstaunen, Entzücken und Grauen sahen die Bewohner des Erdballs hinauf zu dem strahlenden, nie gesehenen Lichte, welches aus unbekannten Fernen des endlosen Weltalls daher flog, und wieder dahin verschwand.

In stillen Abendstunden, wenn die wohlthätige Nacht Alles verschleierte, und über uns die Herrlichkeit des ewigen Sternenreichs schimmerte, erhob sich dann das Auge des Weisen mit Bewunderung und Ehrfurcht zum Anblick des fremden Gestirns, und er fragte leise: Aus welcher Gegend der unendlichen Schöpfung, o Komet, schwammst du durch alle Himmel nieder zu uns? O wie erhabe-

nere Geister, als uns, mag auf Weltkörpern, die wir nie, auch nicht einmal als matte Sterne kennen, dein Licht begrüßt haben! Wohin eilst du nun wieder, großes, das unermeßliche Weltall durchschiffendes Gestirn? Wenn dich denkende Wesen bewohnen, mit welchem Entzücken mögen sie die Offenbarungen Gottes auf der wunderbaren Reise durch die mit Sternen und Flammen besäeten Himmelsfluren anstaunen! O wie unendlich größer erscheint und verkündet sich ihnen die Allmacht des Schöpfers!

So dachte der Weise, und seine Seele sank voller Andacht und Demuth nieder in den Staub, und betete die Majestät des Unendlichen, des Unbegreiflichen an: Wenn ich den Himmel ansehe, Deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die Du, o mein Gott, bereitet hast: was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest, und das Menschenkind, daß Du Dich seiner annimmst?

Aber mit Trauern hörte man schon blödsinnige Urtheile und Besorgnisse wegen Erscheinung eines Kometen. Viele blickten hinauf, ohne mehr dabei zu empfinden, als ein dumpfes, gedankenloses Staunen, wie sie bei jeder ungewohnten Erscheinung zu empfinden pflegen. Kaum mochte ihre träge Neugier erweckt werden, über die Natur und Einrichtung der himmlischen Ordnungen weiter nachzuforschen. Mit Leichtsinn oder stumpfer Gleichgültigkeit gingen sie vorüber, wie das Thier vor der prachtvollsten Blüthe des Feldes. Das ganze flam-

mende Weltgestirn dort oben war nicht fähig, einen erhabenen Gedanken in ihrem Geiste zu entzünden, oder ihre Seele näher zur Betrachtung und Verehrung Gottes zu ziehen. Umsonst entfaltete ihnen der Schöpfer eins der neuen Wunder seiner Schöpfung: sie gingen dahin; ihr Blick haftete lieber am Staub der Erde, an Kleinigkeiten ihrer Ergötzungen. Sie waren es, von denen die heilige Schrift sagt: „Sie haben Augen und sehen nicht; sie haben Ohren und hören nicht."

Dies ist der betrübende Beweis, wie wenig noch viele Menschen gewohnt sind, bei dem, was sie wahrnehmen, zu denken; wie gering ihnen auch das Wichtigste ist, wenn es nicht zur Pflege ihres Leibes, zum Kitzel ihres Gaumens, zur Unterhaltung ihrer leidenschaftlichen Spielereien gehört. Was wollen sie von der Gottheit, da sie nicht darauf achten wollen, wenn sie zu ihnen spricht? Welche Offenbarungen fordern sie, wenn sie unbekümmert an den herrlichsten vorübergehen, und das Weltall, und die Unendlichkeit, und die Allmacht ihnen zur Nebensache wird bei ihrem Broderwerb für den Augenblick, bei ihren Spieltischen und Trinkgelagen, bei ihren Lustbarkeiten und Gastmählern? — Wohl eilen sie hinein in die engen, dumpfen Mauern ihrer von Menschenhänden gebauten Kirchen, und glauben da mit Gebeten ihrem Gott ein Genüge zu thun. — Aber in der großen Kirche der Schöpfung, deren Teppich der weite, blühende Erdball, deren Altäre die Ge

birge, deren Höhen das Firmament voll flammender Welten sind, erhebt nichts ihr Gemüth. Dies ist die Folge der mangelhaften Erziehung des Geistes in unsern Kindern. Diese Beklagenswürdigen werden mit vieler Kunst zu sinnreichen Thieren gebildet, welche sich mit der Zeit durch allerlei erlernte Uebungen ihre Nahrung verschaffen können; sie werden zu friedfertigen Einwohnern eines engen, kleinen Schutthügels, Stadt oder Dorf geheißen, erzogen, aber nicht als Geister zu Genossen des großen Reichs der Geister, dem sie ursprünglich angehören; nicht als Bürger und Einsaßen des Weltalls, in welchem sie Glieder sind, nicht als Söhne und Töchter des Ewigen, der in seiner Majestät sie umschwebt, und der Vater unser Aller ist. Daher der trübe Quell so vieler Gemeinheit, Schlechtigkeit und Selbstsucht der Gemüther! Daher die Quelle so vielen Uebels im menschlichen Leben, worüber man sich beklagt, oft frech genug die göttliche Welteinrichtung selbst anklagt, inzwischen Niemand als der zum Schlamm und Staub des kurzen Erdenlebens niedergedrückte Mensch selbst daran Schuld ist. Daher das Unvermögen des zu früh verdorbenen, verwahrloseten Geistes so vieler Tausende, sich über sich selbst und das Irdische zu erheben, und in den ewigen Gütern, in Tugend, Wahrheit, Gerechtigkeit und Selbstbildung das höchste Gut zu suchen.

Nicht minder Zeuge von der Verwahrlosung und Unwissenheit der Menschen, selbst in Län-

dern; welche sich weiser Anstalten und Regenten rühmen wollen, ist die noch immer bei den Kometenerscheinungen herrschende Furcht und Besorgniß. Zwar ist dieses Vorurtheil nicht mehr in solchem Maße herrschend unter den Völkern, wie vor hundert und mehr Jahren, aber dennoch, besonders unter den Landleuten, immer noch ausgebreitet genug. Der Aberglaube dieser Unwissenden ängstigt sich mit eben so schrecklichen als thörichten Weissagungen. Er sieht in dem glanzreichen Gestirn, welches zur Verherrlichung des Schöpfers durch unsern Gesichtskreis schwebt, nicht die Güte und Größe des Alliebenden, des Allweisen, zu dem uns Jesus wie zu einem Vater beten lehrte, sondern eine Zornruthe der Unbarmherzigkeit, eine Drohung des Furchtbaren, eine Ankündigung entsetzlicher Strafgerichte über Schuldige und Unschuldige.

Ich möchte die Furcht dieser Unwissenden nicht verspotten — nur beklagen. Sie kennen ihren Gott, ihren Vater nicht! Ach, sie kennen den nicht, der sich auch ihnen als den Liebevollen offenbart, und deuten das auf kindisch böse Art, was er als Regent des Weltalls zum Heil desselben thut. Aber diese Tausende sind unschuldig an ihrem unheiligen, der Lehre Jesu widerstrebenden Irrthum. Ihre eigenen Lehrer, ihre Seelsorger und Schriftgelehrten sind schuldig, welche sie, aus übel verstandenem Eifer, wohl gar in der Unwahrheit und Furcht bestärken, oder mit frevelhaftem

Leichtsinn sie keines Bessern belehren, ihnen keine würdigere Vorstellung von Gott geben wollen. Ihre Obrigkeiten sind schuldig, welche wohl gar die Abergläubigen und Unwissenden zu Gegenständen ihres Witzes machen, sich über deren unnütze Angst belustigen, aber keineswegs ihrer Pflicht eingedenk sind, durch bessere Einrichtung des öffentlichen Unterrichts und der Schulen die Wahrheit zu befördern und das Reich derselben, das das Reich Gottes ist, zu verbreiten. Sie sind schuldig, und vor dem Richter aller Thaten verantwortlich, welche aus schnödem Eigennutz, aus Dünkel und Stolz, besser geboren zu sein, die Mitmenschen von sogenannter geringer Herkunft gern und geflissentlich im angestammten Irrthum und im Finstern verbleiben lassen wollen. Welche Herkunft ist denn vor Gott edler und unedler? Stammen nicht alle unsere Geister von dem heiligen Urgeist? Welches Recht haben wir, den Beruf, welchen Gott allen Geistern gab, ändern und bessern zu wollen? welches Recht, die wir uns Christen nennen, das Werk und den Zweck Jesu Christi, des Weltheilandes, in unsern Brüdern zu zerstören, der da in die Welt kam, die Herrschaft der Finsterniß zu enden, und durch das Licht seines Wortes, durch würdigere Darstellung und Erkenntniß des Allerhöchsten, unser Aller Verstand zu erleuchten, unser Aller Gemüth zu veredeln, uns Alle zu Gott, seinem Vater, zu führen?

Schauderhaft mögen die Verbrechen sein, die

von Frevlern am Eigenthum, an der Gesundheit der Menschen ausgeübt werden; — am schauderhaftesten aber sind die Verbrechen, welche ungestraft an dem Adel und Leben des menschlichen Geistes begangen werden. Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten!

Doch hinweg den Blick von diesem Gewühl niedriger Absichten, Leidenschaften und trauriger Irrthümer. Auch jenen Verwahrlosten wird Hilfe werden, und denen, die im Finstern wandeln, wird ein Tag besserer Erleuchtung anbrechen. Sehen wir nicht, wie durch Gottes Fügung täglich weise, verdienstvolle Männer aufstehen, welche sich jener Verlassenen freudig annehmen? wie Gott das Herz edler Fürsten und Obrigkeiten lenkt, daß sie schönere Anstalten gründen, um die versäumten Geisteskräfte ihres Volks auszubilden, die Macht des Aberglaubens zu brechen und die seelentödtenden Vorurtheile auszurotten?

Erhebe du dich aber, o mein Geist, auf den Flügeln stiller Andacht zur Bewunderung und Anbetung deines Gottes, dessen Macht und Liebe auch der flammende Irrstern predigt, der aus unendlichen Fernen zurückeilte!

Alle Sonnen des Himmels haben ihre feste, von Ewigkeit her durch den Wink der Allmacht wohlgeordnete Bahn. Um jeden der festen Sterne oder Sonnen am Firmament bewegen sich, wie der Mond um die Erde, andere ungeheure Welten, Planeten geheißen, die von ihren Sonnen

Licht und Wärme empfangen. Ein solcher Wandelstern ist auch die Erdenwelt, auf der ich jetzt für den kurzen Zeitraum einiger Jahre oder Jahrzehnde wohnen muß. Mein Geist ward mit der Asche dieses Wandelsterns bekleidet; aber einst fällt die Asche aufgelöset zu ihrem Ursprung zurück; der göttliche Funke, Seele, schwingt sich neuen Verbindungen, neuen Welten entgegen! Und um die Erde wälzet sich, von der Sonne angeleuchtet, ihre treue Gefährtin, die Mondenwelt; andere Monden rollen, unsern bloßen Augen unsichtbar, doch durch Fernrohre kenntlich, um andere Sterne, die da Erden sind, wie der Weltball, auf dem wir athmen.

Welche Unendlichkeit von Macht und Herrlichkeit, welch eine Tiefe des Reichthums! Wie klein wird in solchem Unermeßlichen das Staubkorn, welches ich bewohne! Wie nichtig klein das Wenige, welches ich hienieden meinen Reichthum, meine Habe nenne!

Und wie alle Sonnen, Erden und Monde des göttlichen Weltalls, haben auch die Kometen ihre von Ewigkeit her angeordnete Bahnen. Aber ihr Lauf scheint sich durch fast endlose Räume und um mehrere Sonnen zu schwingen. Wohl reichte das menschliche Leben endlich hin, die Umlaufszeiten der Erden und Monden zu berechnen, welche ihre Beleuchtung von unserer Sonne geniessen; allein die Umlaufszeiten der Kometen weiß noch Niemand mit Gewißheit, denn dazu sind tausendjäh-

rige Beobachtungen vonnöthen; auch ist ihre Zahl sehr groß, und man hat ihrer schon gegen hundert bemerkt und aufgezeichnet, die sich unserer Erde nähern. Zuweilen prangten ihrer zwei zu gleicher Zeit am Firmament; zuweilen verfloß ein halbes Jahrhundert, da kaum einer gesehen wurde; zuweilen glänzten sie nur wenige Tage, zuweilen durch die Hälfte eines Jahres. Nur erst einen einzigen Kometen haben die Sternkundigen so anhaltend beobachtet, daß sie mit ziemlicher Gewißheit seine Wiederkunft anzeigen können. Er scheint seinen Umlauf durch die Himmel in einem Zeitraum von ungefähr sechsundsiebenzig Jahren zu machen.

Diese Irrsterne sind uns ihrer Natur nach sehr unbekannt; doch scheinen sie auch ihr Licht von andern Sonnen zu erborgen. Man sah im Jahr 1744 einen Kometen, der nur zur Hälfte erleuchtet ward, wie der Mond in seinen Vierteln; andere, die viel hellglänzender wurden, wenn sie aus der Nähe der Sonne zurückkamen, und sich wieder von ihr entfernten.

Auch in Rücksicht ihrer Größe findet unter diesen Gestirnen eine eben so große Mannigfaltigkeit Statt, wie in allen Werken des Schöpfers. Einige sind so klein, daß sie, obwohl sie unserer Erde ziemlich nahe stehen, dennoch mit bloßen Augen kaum, oft gar nicht gesehen werden können. Andere hingegen schimmern in der Pracht eines Mondes. Einige sind von einem glänzenden Dunst

kreisförmig, wie von einem Wäldchen umschwebt; andere strecken einen flammenden Schweif über die Hälfte des ganzen Himmelsgewölbes aus.

Woraus der wunderbare Lichtschweif der Kometen bestehen möge, ist uns unerforschlich. Aber dünner ist er, als die dünnste Erdenluft; denn er bleibt ungeachtet seiner ausserordentlichen Größe durchsichtig und klar, daß man entfernte Sterne darin hervorschimmern sah. Vielleicht ist er aus einem Theil jenes wunderbaren, im ganzen Weltall verbreiteten Lichtstoffes gebildet, der die Sonne wie ein glänzendes Gewölk umschwimmt, oder über den nie besuchten Aussenenden des Erdballs, Pole geheißen, zuweilen unter dem Namen Nordlicht funkelt.

Es ist aber nie eine Zornruthe Gottes — der Alliebende zürnet seinen Welten nicht, die er aus dem Nichts hervorrief zur Beseligung. Er zürnet seinen Welten nicht, denn im Allerheiligsten findet die Leidenschaft unedler menschlicher Herzen nicht Statt; und selbst wo die heilige Schrift eines göttlichen Zornes gedenket, gebraucht sie dies Bild nur für Völker, die noch in unwissender Kindlichkeit lebten, und sich das erhabenste Wesen noch unter einem menschlichen Bilde vorzustellen gewohnt waren. Die höchste Liebe zürnt nicht — der Mensch ist's, der sich selber zürnt. Die allerhöchste Liebe rächet nicht: des Menschen Sünde ist's, die sich an ihm selbst rächet, damit er sie verachten und dem Vollkommenen nachstreben lerne. Die Leiden, welche wir uns durch

Vergehungen und Thorheiten zuziehen, sind das Feuer, welches verwundet, aber auch von allem Unedeln läutert und reinigt.

Vielleicht ist es die Bestimmung jener weit reisenden Irrsterne, den Alles belebenden Lichtstoff und manche andere unbekannte, wohlthätige Kräfte im Weltgebäude zu vertheilen oder zu erwecken, weit von der Sonne entfernten Erden neue Lichtmacht zuzuführen. Vielleicht war selbst die Fruchtbarkeit, die anhaltende Wärme, der beständig heitere Himmel verflossener Sommer eine Wirkung jener entfernten Sterne, ein Tropfen ihrer Kraft, der zu unserer Erde niedersank.

Aber wie könnte ich die Geheimnisse Deiner Allmacht, die Wunder Deiner Weisheit enträthseln, o du Allmächtiger, o du Allweiser! — Nur schweigend und ehrfurchtvoll kann ich vom Staub empor zu Dir beten und Deine Herrlichkeit und Größe preisen. Nur fühlen kann ich die Seligkeit, die einzige, welche ich auf Erden schon habe, daß ich Dich, den zahllose Welten in den unendlichen Höhen, in den unerforschlichen Tiefen des Alls schaudernd ehren, — daß ich Dich, den die Seraphim schweigend umringen, Vater, meinen Vater nennen darf. — O Allererhabenster, du Schöpfer auch des Niedrigsten, Du bist auch mein Schöpfer, mein Gott, mein Vater! — O Du, dessen Größe und Wesen mein Verstand nicht fassen, nicht ahnen kann, dessen Wink Millionen Welten ihre unabänderlichen, streng geordneten Bahnen gab, dessen Allmachthand die ganze Un-

endlichkeit der Dinge trägt — Du hast auch für mich Liebe; denn auch ich bin in Deinem Reiche da; und ich bin, weil Du mich wolltest. Ich kann ja nicht verloren gehen, ich kann ja nicht unglücklich werden: denn Du bist, Herr, mein Gott, mein Schöpfer, mein Vater!

IV.

Die Naturen im Menschen.

Erste Betrachtung.

Röm. 7, 15.

Der Hang zum Bösen wohnt in mir;
Auch wenn ich schon, mein Gott, vor Dir
Geheiligt bin, versucht er mich
Zu Sünden doch, und stärket mich
Durch Leidenschaft und Sinnlichkeit,
Zu thun, was Dein Gesetz verbeut.

Wie nah' ist Jeder seinem Fall,
Wenn er, versuchet überall,
Von innen durch sein eignes Herz,
Durch Lust, Gewinn und Furcht und Schmerz,
Nun kämpfen soll! wie leicht, wie leicht
Verliert er alle Kraft, und weicht!

Ich fühle meine Schwäch', o Gott!
Mich schrecken leicht Gefahr und Spott:
Zerstreuung und Vermessenheit,
Des Beispiels Reiz, die Weichlichkeit,
Empfänglichkeit für Lust und Schmerz:
Wie leicht verderben die das Herz!

Schon oft hatte ich mir fest vorgenommen, nie wieder in meine alten Fehler zu verfallen. Ich ließ es nicht an Aufmerksamkeit auf mich selbst, nicht an Eifer fehlen. Allein nach und nach erschlaffte dieser, verlor sich jene. Ich glaubte schon Sieger zu sein, und stark genug, jeder Anfechtung zu widerstehen. Darum ward ich sorgloser. Siehe, und die Sünde bezwang mich von neuem. — Ja, es ist geschehen, daß ich von einem Fehler überwältigt ward, wenn ich am allerentschlossensten war, ihn in mir gänzlich zu vertilgen.

Wie schwach ist doch der Mensch! Wie geht es zu, daß ich zuweilen, als wäre ich berauscht, als wüßte ich nicht, was ich thäte, gegen meine vollkommensten Ueberzeugungen handle? Wie kommt es, daß in mir zu gleicher Zeit der edelste Wille und die schlechtesten Handlungen sein können? O wie wahr, wie tief hat Paulus, der fromme Weise, aus meinem Herzen gesprochen, als er den Römern sagte: „Ich weiß nicht, was ich thue; denn ich thue nicht, das ich will, sondern das ich hasse, das thue ich." (Röm. 7, 15.)

Woher dieser Widerspruch? Wohnen denn zwei Seelen in mir? Oder begeistern und beherrschen mich abwechselnd bald ein guter, bald ein böser Engel? Oder bin ich nur ein willenloses Werkzeug, das aus sich selbst gar nichts kann, sondern von äussern Umständen hin und her getrieben wird, wie ein Schiff ohne Ruder und Steuer von der Gewalt der Winde? — Wie? wäre ich zuletzt ein Wesen ohne allen freien Willen?

Ohne freien Willen? — Aber wie könnte der Mensch auch nur zur Vorstellung von einem freien Willen kommen, wenn er nie einen solchen gehabt hätte? Oder wozu nützte ihm das bestimmte Bewußtsein von seiner Willkühr, wenn er keine Willkühr hätte? Ich weiß aber, daß es in tausend Dingen allein von mir abhängt, was ich wählen will. Ich begehre, ich verabscheue, ich ziehe vor, ich setze zurück; ich prüfe, ich entschliesse mich — ich fühle die Freiheit meines Willens. Denn ich kann, aus Ueberzeugung vom Nützlichen, oft selbst das wählen, was mir an sich selbst sehr unangenehm ist.

Der Gegenstand hat schon seit uralten Zeiten die Aufmerksamkeit der weisesten Männer erregt. Es ist wohl auch meiner würdig. Solche Betrachtung kann für mich ungemein lehrreich werden, und für meine ganze innere Glückseligkeit und Ruhe wichtig sein. Denn ich bemerke fast täglich, welchen großen Einfluß der Zustand meines Körpers auf den Zustand meines Geistes hat, wie abhängig meine Seele vom Leibe ist. Wie weit geht denn diese Abhängigkeit? Soll und muß das so sein? Warum muß es sein?

Alle diese Fragen, welche ich mir aufwerfe, machen mich nach einer befriedigenden Antwort begierig. Die Auflösung dieser Räthsel wäre ein wichtiger Beitrag zu meiner Selbstkenntniß. Aber wie gelange ich zu einem solchen Licht, welches die finstern Geheimnisse meiner eigenen Natur aufklärt?

Meiner Natur? Muß ich nicht glauben, der Mensch bestehe aus mehr denn einer Natur? Er ist offenbar aus einem geistigen und einem irdischen Wesen zusammengesetzt; es ist etwas Verwesliches und etwas Unverwesliches in ihm.

Der menschliche Leib besteht zuallererst aus vollkommen irdischen, groben Stoffen. Die Stoffe wachsen ihm zu, theils aus der Nahrung, welche er genießt, theils aus der Luft, welche er mit der Lunge einathmet, oder durch die Oberfläche seiner Haut einzieht.. Die Luft ist der große, unerschöpfliche Behälter von allen denjenigen feinen Stoffen, aus welchen Steine, Pflanzen und Thiere entstehen. Wir wissen, daß sich in feurigen Lufterscheinungen nicht selten Steine bilden, die vom Himmel herabfallen. Eben so wissen wir, daß verschiedene Zwiebelgewächse frei in der Luft hängen können, und, vermöge der Nahrung, welche sie einsaugen, dennoch grünen und wachsen. Das Wasser selbst, die Hauptnahrung der meisten Kräuter und Gewächse, ist nur eine sehr verdickte Luft. Durch Wärme verdünstet, wird es wieder Luft. Als Regen, Thau und feuchter Nebel sinkt es wieder vom Himmel zur Erde nieder.

Wie der Körper der Pflanzen und Thiere, wird auch der menschliche Leib wieder Erde. Darum wird er mit Recht irdisch geheißen, und Alles, was an ihm irdisch ist, das steht unter den Gesetzen des Irdischen. Er ist schwer, er ist durchdringlich, er ist zerstörbar, wie jeder andere Körper. Gegen diese Gesetze, welchen die Theile

des menschlichen Körpers so gut unterworfen sind, als der allerschlechteste Stein, vermag der menschliche Geist durchaus nichts. Er muß sie ehren, und der Gewalt derselben kann er seinen Körper nicht entziehen. Die Gesetze der Natur sind Gottes Anordnungen in der Weltschöpfung, wodurch Alles in Regsamkeit, Leben und Gleichgewicht erhalten wird. Ein Körper durchdringt den andern, vermischt sich mit ihm, und bildet etwas Neues. Daher die Mannigfaltigkeit in dem todten Reiche der Natur.

Aber durch dies todte Reich hat der allmächtige Herr des Lebens das Leben verbreitet, eine wunderbare Kraft. Diese dringt in den Staub; verbindet von irdischen Stoffen das mit sich, was ihr entspricht, und bildet daraus neue Gestalten, die vorher nicht waren. So entstehen die Gestalten der Pflanzen und Thiere. So lange ihnen das Leben beiwohnt, wachsen sie, vermehren sie sich, pflanzen sie sich fort. Aber jedes in seiner Art, und nach ganz besondern Gesetzen, welche der Schöpfer gab. Weicht das Leben von der Pflanze und dem Thiere: so werden Pflanze und Thiere wieder, was sie vorher gewesen sind, ehe sich das Leben mit ihnen verband — ein Haufen Erde und Staub, der da verwittert, zerfällt und verschwindet.

Der irdische Mensch ist anfangs nichts als ein Pünktchen Staub mit einem Lebensfunken vereint. So lange aber das Stäubchen den Funken umgibt, wächset es fort. Das Lebendige darin zieht im-

mer mehr Nahrungsstoffe von aussen an sich, und bildet dieselben nach den Gesetzen des Schöpfers.

So verwandeln sich die Stoffe der Luft, des Wassers und der Erde in scheinbare neue Stoffe. So wachsen auf dem gleichen Erdreich beisammen die Eiche, die Tanne, der Weinstock, das Gras und die Giftstaude. Alle diese, vermöge des Lebendigen in ihnen, und vermöge der göttlichen Anordnungen, verwandeln aber die gleiche Luft, die gleiche Erde, das gleiche Wasser, die ihnen gemeinsam zur Nahrung dienen, in die allerverschiedensten Dinge; in Holz und Harz der Tanne, in die bittere, gerbende Rinde der Eiche, in den süßen Saft der Weintraube, in die heilsamen Kräuter des Grases, welchen das Thier nachgeht, in die tödtliche Beere des Giftstrauches. — Und dies Alles — sobald das Lebendige aus Eiche, Tanne, Weinstock, Gras und Giftstaude weicht — sinkt zusammen, fault und wird wieder Erde.

Wer sollte glauben, daß der Saft des Giftkrautes und des wohlschmeckenden, gesunden Obstes aus gleichen Stoffen bereitet worden wäre? Wer sollte glauben, daß das Fleisch der Thiere und das Kraut des Feldes einerlei Bestandtheile hätten? — Und doch belehrt uns sowohl ihr Entstehen, als ihre Verwesung davon. Wer darf an dem unbegreiflichen Wunderwerk Gottes zweifeln, da wir täglich Augenzeuge desselben sind?

Auch der Mensch ist anfangs nur wie eine Pflanze zu betrachten. Er hat, ehe er das Licht der Welt sieht, schlechterdings kein anderes Leben,

insofern es wahrnehmbar ist, als das einförmige Pflanzenleben, welches, nach den göttlichen Gesetzen, Nahrungsstoffe an sich zieht, und verarbeitet und verwandelt. — Selbst, möchte man sagen, die ersten Tage, Wochen und Monde des Kindes sind nur ein pflanzenartiges Dasein. Es athmet, zieht Nahrung an sich, wächst und nimmt zu. Schon hat sich im Verborgenen sein Leib mit allen Gliedmassen gebildet. Die gröbern, festern Theile des Leibes, welche fast ganz aus Kalk bestehen, sind die Knochen. Diese sind gleichsam die Träger und Halter einer feinern Masse, die aus Fasern, Geweben, Schläuchen, Gefäßen und flüchtigen Theilen, Saft und Blut zusammengesetzt ist, und Fleisch genannt wird. Das Fleisch ist abermals Halter und Träger noch feinerer Theilchen, die von den festen Knochen durch das Fleisch hinweg nach allen Richtungen gegen die Aussenseite zu schweben, und Nerven heißen Diese Nerven sind wahrscheinlich wieder Halter und Träger eines noch feinern, den Sinnen unsichtbaren Wesens, nämlich der Seele. Denn durch die Nerven nehmen wir Alles, was ausser uns befindlich ist, wahr, und empfangen alle schmerzlichen und angenehmen Eindrücke. Auch schwebt immer das Feinere und Edlere über dem Gröbern; so die Seele über dem Staub, mit dem sie doch auf diese Weise wundervoll verknüpft ist.

Die göttlichen Ordnungen im Pflanzenleben sind unantastbar. Sie bleiben dieselben Der

menschliche Geist ist gezwungen, sie zu ehren. Die geringste Aenderung daran, der geringste Streit wider sie, verursacht Krankheit und Zerstörung des ganzen Körpers. Verstümmele eine Pflanze, so wird sie krüppelhaft; entziehe ihr die Gelegenheit, Nahrungsstoffe an sich zu ziehen, sie wird bleichen, welken, sterben. Eben so verhält es sich mit dem Körper der Thiere, mit dem Leibe des Menschen, welcher eigentlich nichts anderes, als das Werkzeug des unsterblichen Geistes ist, vermöge dessen er sich der Welt mittheilt, und wieder die Welt mit seinem Ich verbinden kann. Eine Störung in den Gesetzen des pflanzenhaften Lebens wird hier zur Krankheit, zum Verderben des Ganzen. Zerstörest du aber das Werkzeug, das Mittel, wodurch der Geist sich die Aussendinge zueignet, die Brücke gleichsam, auf welcher er aus dem Geisterfelde in die irdische Natur, und durch diese wieder in Verbindung mit andern Geistern geht: so ist der Geist für diese Erdenwelt verloren; so kann sich Niemand mehr ihm mittheilen, und er sich nicht ändern.

Darum ist Gesundheit des Leibes, das heißt, Vollkommenheit des Werkzeuges, zu erhalten, eine der ersten Pflichten des Menschen gegen sich selbst. Die in ihm wohnende Ordnung des Pflanzenlebens sind so fest, so stark, so ehrwürdig, daß der Geist sie keineswegs aufheben darf, ob er ihnen gleich nicht unterworfen ist. Der Leib fordert zu seiner Erhaltung Speise und Trank, gesunde Luft zum Athmen, Reinlichkeit der äussern Theile oder Haut, damit diese zum Einsaugen der feinen Stoffe aus

der Luft und zum Absondern der unnützen, überflüssigen Bestandtheile tüchtig bleibt; fordert Schutz gegen äussere Verletzungen durch schickliche Kleidung und Behausung; fordert zur Bereitung gesunder Säfte und zur Entwickelung der Kräfte Bewegung, Thätigkeit, und dann wieder Schlaf und Ruhe, das Verlorne wieder zu ersetzen. — Alles sind göttliche Anordnungen in der menschlichen Pflanzennatur. Diese Anordnungen oder Gesetze finden wir auch bei den übrigen Pflanzen wieder, wenn wir sie recht genau beobachten. Auch Kräuter und Bäume haben ihren Schlaf, was man bei vielen am nächtlichen Zusammenlegen der Blätter, oder am Einziehen und Verschliessen ihrer Blumenkrone wahrnimmt. Auch Pflanzen athmen aus und ein; der Duft der Rose ist gleichsam ihr süßer Athem, den sie verbreitet; und hohe Bäume pflegen oft ungesunde Luft zu verbessern, indem sie die schädlichen Bestandtheile derselben einathmen oder zum Leben taugliche Luft ausathmen.

Gleichwie ein guter Künstler, und wäre er noch so sinnreich und geschickt, von seinen Werkzeugen abhängig ist; und so wie die Feinheit und Güte von diesen einen großen Einfluß auf die Feinheit und Güte seiner Arbeiten hat, die er mit ihnen verfertigt: so ist auch der menschliche Geist von seinem Leben abhängig. So hat auch ein gesunder oder kranker Leib nothwendig einen großen Einfluß auf die Thätigkeit oder Beschränktheit des Geistes.

So finde ich nun schon durch die pflanzenhafte

Natur meines Körpers ein Gesetz in mir selbst, das mit dem Gesetz des unsterblichen Geistes gar nichts gemein hat. Die Triebe des Körpers bezwecken nur seine Erhaltung und Fortpflanzung; die Triebe des Geistes wollen Vervollkommnung, Verherrlichung, Heiligung.

Aber die Triebe zur Erhaltung meines Leibes sind an sich selbst sehr unschuldig. Welches Verbrechen kann einer Pflanze aus ihrer Neigung gemacht werden, zu wachsen, sich zu vermehren und Nahrung an sich zu ziehen? — Ich bemerke vielmehr, daß die Neigung des Geistes nach Vollkommenheit durchaus mit den Gesetzen meiner pflanzenhaften Natur in schöner Uebereinstimmung lebt. Was mein Körper zu seiner Erhaltung und Tauglichkeit nothwendig begehrt, achtet der Geist für Pflicht, ihm zu schaffen. Die heilige Schrift selbst ermahnte, für die Gesundheit des Leibes zu sorgen, und Alles zu vermeiden, was derselben schädlich werden könnte. Was vermag der Künstler ohne ein kräftiges Werkzeug, und was der Geist ohne einen tüchtigen Leib?

Der allweise Schöpfer sicherte aus dieser Ursache den Körper auf mancherlei Weise gegen Selbstverstümmelung und Vernichtung. Schon der Verstand des Geistes ward sein vornehmster Hüter und Beschützer. Der Trieb des Lebens dringt gewaltig auf Befriedigung aller Bedürfnisse, welche der Leib zu seiner Aufrechthaltung vonnöthen hat.

So ist der Geist nur natürlicher Beschirmer seines wunderbar eingerichteten Werkzeuges, ohne

demselben unterthan zu sein. Die Naturgesetze des Pflanzenlebens sind so heilige Anordnungen des Schöpfers, als die Gesetze des Geistes. Auch ist zwischen dem, daß ich Pflanze bin, und dem, daß ich Geist bin, eigentlich kein zur Sünde entartender Widerspruch. Denn fordert der Leib Nahrung: wie darf ich sie ihm verweigern? und ist er nach langem Wachen des Schlafs bedürftig: wie könnte mein Geist ihn desselben berauben, auch wenn er wollte? Man pflegt daher auch im gemeinen Leben sehr richtig zu sagen: wenn die Natur ihre Rechte fordert, kann alle menschliche Kraft nichts dagegen.

Ueberhaupt gehen im Menschen die Geschäfte des bloßen Pflanzenlebens meistens vor sich, ohne daß der Geist nur darauf achtet und davon weiß. So die Ausdünstung; die Verdauung; die Verwandelung der Speisen und Getränke in Schweiß, Schleim, Blut, Knochen, Fleisch und dergleichen; das Ein- und Ausathmen; die Zersetzung der eingesogenen Luft in die Lunge; das Ausstoßen der ungesunden, zur Lebensunterhaltung untüchtigen Luft- und Nahrungstheile; das stille Fortwachsen und Ausbilden der Gestalt, der Haare, der Nägel; das allmälige Uebergehen und Verwandeln des Knorpels in Knochen; das Steiferwerden der Muskeln im Alter; das Sprödewerden und Verhärten der feinern Gefäße; damit endlich auch die allmälig zunehmende Unfähigkeit des Körpers, die Nahrungsstoffe einzunehmen und gehörig zu verarbeiten, wodurch zuletzt eine Schwächung und Hin-

fälligkeit des ganzen Werkzeuges, ein vollkommenes Untauglichwerden für den Geist — der Tod — erfolgt.

Es haben zahllose Menschen gelebt und leben noch, die beinahe von allen diesen mannigfaltigen Gefühlen und Wirkungen der ihnen eigenthümlichen Pflanzennatur gar keine Kenntniß hatten. Die Gesetze des Schöpfers wirken im Stillen fort. Nichts ändert sie. Mit sich selbst stehen sie nie im Widerspruch.

So erkenne ich denn nun, daß das in mir wohnende Böse, die Neigung zur Sünde, das den Gesetzen meines Geistes widersprechende Gesetz, nicht in meiner irdischen Natur gegründet sei, insofern der Leib eine Pflanze ist. Woher aber entspringt dieses Uebel?

Sprach nicht der weise Paulus (Röm. 7, 22): „Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen; ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern.“ — Wo ist dieses Gesetz? Wie und wodurch entsteht es? Liegt es in meiner irdischen Pflanzennatur, oder in meiner geistigen Natur?

Ernst will ich mich in einer andern Stunde des Nachdenkens diesem Gegenstand weihen, indem ich mich und meine Naturen näher prüfe. Wie lehrreich sind mir solche Betrachtungen! Wie tiefer wird meine Einsicht in den unendlichen Haus-

halt Gottes! Welch ein Wunder bin ich mir selbst! — Ja, ich will nicht ermüden, bis ich die wahren, verborgenen Quellen alles Uebels im Innern meiner Brust entdeckt habe; die ersten, dunkeln Reizungen zur Sünde, welche mich so oft unglücklich machen und meinen Geist vom Angesicht Gottes entfernen. Vielleicht wird dann bei hellerer Erkenntniß mein Entschluß fester, mein Wille stärker, meine Kraft mächtiger, die Sünde in mir zu ertödten und den Geist von allen Unlauterkeiten zu reinigen, die ihn beflecken.

Wehe, wenn ich dann nur nicht mit Entsetzen gewahr werden muß, daß ich vielleicht schon zu tief gesunken bin, um mich wieder ganz zu erheben, ein Ebenbild Gottes! Wenn ich dann nur nicht gewahr werden muß, daß die Quellen des Bösen in mir durch Verwahrlosung zu mächtig strömen, als daß ich sie gänzlich eindämmen oder austilgen könnte!

Mein Gott, mein Vater, mein Erbarmer, wie oft bin ich sündigend von Dir abgefallen; wie oft schwor ich, mich in Jesu Sinn zu heiligen — wie heiße, feierliche Gelübde der Besserung legte ich ab — wie weinten meine Aeltern, meine Verwandten so manche Thräne über meine Zukunft, da ich noch Kind war! Ach, die Guten! sie haben wohl nicht ganz vergebens wegen meiner Verführbarkeit gezittert. — — Und noch heute ringe ich nach meiner Besserung. Werde ich endlich überwinden?

Wer kann mir beisteh'n? Du allein
Sollst meine Hilf' und Stärke sein.
Laß meine Schwachheit immer mir
Vor Augen steh'n, daß ich von Dir
Nie weiche: daß ich standhaft sei,
Dir bis zum Tode, Gott, getreu.

Dann kommt die Zeit, wo, Herr, von Dir
Der Hang zum Bösen ganz in mir
Vertilgt und ausgerottet wird,
Wo nie Verstand und Herz mehr irrt.
Wie heilig werd' ich dann, wie rein,
Wie herrlich, Gott, wie selig sein!

V.

Die Naturen im Menschen.

Zweite Betrachtung.

Gal. 5, 15.

Im Bösen schnell erfindsam, irrt
Mein Herz von Sünd' zu Sünden,
Und hofft, wenn's auch betrogen wird,
Darin sein Glück zu finden.
Mein Ohr verschleußt sich, Gott, vor Dir,
Denn, ach, zu reizend klingt oft mir
Die Stimme der Verführung.

Wie oft, mein Gott, belehrst Du mich
In meinen Finsternissen,
Doch ich betäub' oft freventlich
Gefühl, Vernunft, Gewissen:

Von meiner thierischen Natur
Dahingerissen, fordr' ich nur,
Was Dein Gesetz verbietet.

Noch immer schweb' ich in Gefahr,
Noch immer schwach und träge;
Erhalte Du mich immerdar
Auf Deinem heil'gen Wege.
Ermuntre mich zur Wachsamkeit,
Gib Vorsicht, gib Bescheidenheit,
Gib Kraft, mich zu besiegen.

Nein, der Säugling, wenn er das Licht der Welt erblickt, ist schon im ersten Augenblick mehr als Pflanze. Er fühlt schon Schmerz und Freude; man hört sein Weinen; bald wird die Mutter durch den Anblick seines ersten Lächelns entzückt. Er schaut umher. Sein Auge geht am liebsten dem Lichte nach. Er lernt nach und nach seine Mutter kennen; er beweiset, daß er ein Gedächtniß hat. Er scheut das ihm Unangenehme. Er sehnt sich ins Freie. Er lernt aus gewissen Umständen, wann der Augenblick kommt, da er hinausgetragen wird aus dem engen Zimmer in die heitere Luft. Seine Freude darüber beweiset, daß es ihm nicht an Urtheil fehle. Genug, der Säugling hat, was der Pflanze zu mangeln scheint, was ihr auch entbehrlich ist: Seele.

Der Geist des Menschen ist in seinem Wesen von dem Irdischen so ganz verschieden, daß er mit den gröbern Theilen des Körpers gar keine Ver-

bindung eingehen könnte, ohne einen Mittler zwischen sich und dem Leibe. Dieses Mittelwesen ist die Seele.

Auch das vernunftlose Thier hat Seele. Und so weit sich das Thier vom Menschen unterscheidet, so weit unterscheidet sich die Seele vom Geiste.

Frage ich mich aber: was ist das, was man Seele nennt, so fühle ich die Beschränktheit meiner Einsichten. Doch nicht alle Erfahrungen fehlen, um mir über das Wesen der Seele Aufschluß zu geben.

Der Leib ist mit der Seele auf das unmittelbarste verknüpft; der Leib ist das Kleid der Seele, in welchem sie sich bewegt. Der Leib ist irdisch und wird wieder Erde. Die Seele ist nichts Irdisches: denn wer kann sie sinnlich wahrnehmen? Die Seele ist aber eine dem Irdischen nächst verwandte höhere Kraft. Denn sie verbindet sich mit dem Leib, und zwar vermittelst der allerfeinsten Theile des menschlichen Körpers, aber doch auch noch irdisch. Inzwischen sind sie fein genug, um die Träger und ersten Werkzeuge der Seele zu sein. Es ist aus vielfachen Erfahrungen gelehrter Aerzte bekannt, daß ein gewisser geistiger unsichtbarer Duft die Nerven umschwebt, der über die Nerven und oft über den Körper hinaus reicht.

So weit die Nerven gehen, so weit ist Gefühl, so weit reicht die Seele. Zwar Nägel und Haare wachsen; sie haben das Leben, wie es in Pflanzen ist; allein sie sind ohne Nerven, und darum em-

pfindet es die Seele nicht, wenn schon Theile davon verletzt oder abgeschnitten werden.

Empfindung des Angenehmen oder Unangenehmen, des Schmerzes und der Lust, ist also das sicherste Kennzeichen von der Anwesenheit der Seele im Menschen, wie im Thier. Auch äussert die Seele zuallererst ihre Zufriedenheit oder Unzufriedenheit, ihr Vergnügen oder ihr Mißvergnügen. — Aus diesen Empfindungen scheinen sich die übrigen Eigenschaften der Seele zu entwickeln. Denn sie vermeidet das Schmerzhafte, sie sehnt sich nach dem Anmuthigen, und zeugt Begierden. Dadurch wird die Seele zur wirklichen Wächterin über die Erhaltung ihres Werkzeuges, des Körpers. Denn indem die göttliche Weisheit unsers Schöpfers es also eingerichtet hat, daß die Seele sich vermittelst der Nervenwege durch alle Theile des Leibes verbreitet, und zwar weit mehr nach den äussern Theilen (weil von aussen her die meisten Verletzungen drohen) als nach den innern, ist der allerleiseste Anstoß von Aussen hinreichend, die Aufmerksamkeit der Seele dahin zu leiten.

Aus dem oft wiederholten angenehmen oder schmerzhaften Eindruck von Aussen gewinnt die Seele Erfahrung; und indem sie die Erfahrungen mit einander vergleicht und ihre Begierden darnach ordnet, ein Urtheil. Richtige Beurtheilung oder Erfahrungen, die man macht, und zweckmäßige Anwendung derselben auf sein Verhalten unter den jedesmaligen Umständen, ist Klugheit.

Folglich sind nicht blos G e f ü h l des Ange-

nehmen und Unangenehmen, sondern auch Gedächtniß, Einbildungskraft, Verstand und Begierde in dem Wesen der Seele gegründet. Aber alles dies finden wir auch bei den vernunftlosen Thieren.

Das Thier thut seinen Schmerz und seine Freude kund — es fühlt. Das Thier erinnert sich der Oerter, wo es gewesen, der Wohlthaten, die es empfangen, so wie der Mißhandlungen, die es erduldet hat; es kennt seinen Herrn — es hat Gedächtniß. Das Thier erinnert sich nicht blos eines frohen Eindrucks wieder, wenn es einen ähnlichen empfindet, sondern es erinnert sich des Vergangenen, auch ohne äussere Veranlassung. Der treue Hund z. B. erinnert sich nicht blos seines Herrn, wenn dieser gegenwärtig ist: sondern er sucht denselben, wenn er ihm fehlt. Er stellt sich folglich seine Gestalt vor, und wie sie sich von andern Gestalten unterscheidet — das Thier hat Einbildungskraft, ohne welche kein Gedächtniß möglich wäre. Auch bemerkt man an verschiedenen Thieren, daß sie fähig sind zu träumen im Schlaf; ein Beweis für ihr Einbildungsvermögen. Auch den Verstand und das Beurtheilungsvermögen können wir den Thieren gar nicht absprechen. Wie viel auffallende Aeusserungen gesunden Urtheils kennt man nicht am Hund, am Elephanten, am Löwen, am schlauen Fuchs und andern Thieren!

Diese Seelengaben sind aber bei den unvernünftigen Thieren nicht alle in gleicher Stärke vorhanden, so wenig, als bei den Menschen. Sind die Seelen nun unter sich selbst in ihrer Vollkom-

menheit verschieden? oder müssen wir glauben, daß eine Seele in aller Kraft äussern könne, wenn ihr Werkzeug, durch welches sie wirksam ist, mangelhaft, überhaupt oder theilweise gebrechlich, oder, wie bei den verschiedenen Thiergattungen, von einander abweichend eingerichtet ist? Fast sollte man geneigt werden, das Letztere zu glauben. Eine Seelenkraft in der Schlange wird sich anders im Vogel, anders im menschenähnlichen Affen äussern müssen. Man findet ja auch, daß Menschen, welche sich durch einen Fall oder Stoß edlere Theile ihres Leibes, besonders des Hauptes, verletzten (wo der stärkste Zusammenfluß der Nerven ist), oft große Veränderungen plötzlich in ihren Fähigkeiten erlitten. Man hat Beispiele, daß Einige jählings das Gedächtniß überhaupt oder nur für einige Gegenstände verloren, wie dies auch im hohen Alter, beim allmäligen Verderbniß des irdischen Werkzeuges, manchmal der Fall ist. Andere hingegen wurden durch einen scheinbaren Unfall plötzlich verständiger, sinnreicher. Man weiß, wie geistige Getränke vorzüglich schnell durch das in ihnen enthaltene flüchtige Wesen die Nerven reizen, und damit die Thätigkeit der Seele vermehren; in dem Einen das Gedächtniß, im Andern die Einbildungskraft erhöhen. — Beweiset uns dies nicht, daß die Seelen alle gleiche Anlagen haben mögen, aber daß sie nur durch theilweise Fehler des Körperbaues und Nervengeflechtes, oder durch verschiedene innere Gestaltungen des Körpers

verhindert werden, ihre Anlagen insgesammt auf gleiche kräftige Weise zu äussern?

Sei dem wie ihm wolle, Gottes weise Schöpferhand hat die Ungleichheit und Mannigfaltigkeit selbst in der Natur festgestellt. Sie dient zur Beförderung der Thätigkeit und Beseligung des Weltganzen.

Immer aber ist es Schmerz oder Lust, was die Seele zum Handeln reizt; die erste Triebfeder aller Begierden, Hunger, Wollust, Behaglichkeit, Pein, Angst, Schrecken u. s. w. regieren das Thier. Es kennt keinen höhern Beweggrund zum Handeln. Es erwacht, um Nahrung zu suchen: es flieht, was ihm Schmerzen macht; es treibt sich umher, dem Vergnügen nach: es thut alles für sich und seinetwillen. Die Empfindung ist der Treiber des Thiers; es kennt keinen andern Zweck, als sich selbst. In der Selbstsucht beruhet Alles, was das Thier begehrt oder verabscheut, sogar die scheinbare Mutterliebe gegen die Jungen; denn diese Liebe ist nur Naturtrieb, wie der Hunger, und geht vorüber, wenn der Zweck erreicht ist, welchen die Natur dabei hatte. Auch die rührende Treue mancher Thiere gegen einander selbst oder gegen ihre Herren ist nur Wirkung jener Selbstsucht, denn diese Treue ist keine Frucht vernünftiger Hochachtung oder des Pflichtgefühls, sondern wiederholter sinnlicher Eindrücke.

Auch die menschliche Seele ist an den sinnlichen Trieb gebunden, und kein Mensch kann sich ganz von der Herrschaft der Sinnlichkeit befreien.

Sie verführt uns oft wider unsern bessern Willen, der Lust zu dienen, und verunreinigt selbst unsere bessern Triebe, unsern Eifer für das Gute mit dem Gift der Selbstsucht. Und das ist die erste und Hauptquelle alles menschlichen Verderbens.

Aus wiederholten sinnlichen Eindrücken bildet sich die Gewohnheit. Gewohnheit, sagt man, ist oder wird für Thiere und Menschen eine andere Natur. Sie ist von ausserordentlicher Macht und übt den unüberwindlichsten Einfluß auf die Seele. Es läßt sich dies aus dem Wesen der Seele leicht erklären. Sie handelt bloß nach Gefühlen, oder um Unangenehmes zu entfernen oder Angenehmes herbeizuschaffen. Ein Zustand, der ihr behaglich ist, gilt ihr mehr, als ein unbekannter Zustand, welcher vielleicht mit Schmerzen verbunden ist. Daher geht sie (bei Menschen wie bei Thieren) gegen alles Fremde mit Besorgniß und mit Scheu, bis sie es kennen gelernt hat. Sie zieht daher den gewohnten Zustand, den gewohnten Reiz, jedem andern vor. Die Gewohnheit ist das Element, in welchem sie lebt, wie der Fisch im Wasser, wie der Vogel in der Luft. Sie bewegt sich gleichsam nur nach den Schranken und Gesetzen der ihr bekannten und gewohnten Umstände. Sie verbindet sich mit demselben, gleichsam wie mit nothwendigen Theilen und Eigenheiten ihres Körpers; sie wird gewissermaßen verstümmelt, beschädiget, indem man ihr die zum Bedürfniß gewordenen Dinge entzieht.

Wie mächtig die Gewohnheit über die Seelen der Thiere ist, bedarf wohl kaum eines Beweises oder Beispiels. Eben so mächtig ist sie über die menschlichen Seelen. Hier ist die zweite Quelle des menschlichen Verderbens. Nur indem wir der Seele vergängliche Dinge zum Bedürfnisse machen, stürzen wir sie in das tiefste Leiden, wenn nun das Vergängliche einmal wegfällt. Wie viel Menschen sind nicht im Schmerze Selbstmörder geworden, weil ihnen ihr Zustand unerträglich war, nachdem sie das verloren sahen, woran bisher ihre ganze Seele gehangen! Was sind denn alle Leidenschaften anderes, als gewisse Begierden, an deren Befriedigung die Seele gewöhnt war? Soll nun das Befriedigungsmittel hinweggenommen werden: so wird dieser Zustand unerträglich. Oft opfert der leidenschaftliche Mensch das Leben, ja selbst die Tugend auf, wenn er die Begierde nicht mehr stillen kann.

Dies ist also das Wesen der Seele. Sie ist eine hohe wunderbare Kraft. Sie verbindet sich mit dem thierischen Leben. Sie bewacht die Erhaltung der thierischen Körper und deren Ordnungen. Sie leitet die vernunftlosen Geschöpfe, veranlaßt deren Handlungen und entzieht sie dem Untergange im Gedränge und Kampf mit andern Erscheinungen der belebten Natur. — Aber sie ist keiner hellen, deutlichen Vorstellung fähig; sondern nur der Bilder, Empfindungen und Begierden. Sie ist unfähig, entfernte Zwecke zu erkennen; sie wird nur durch Schmerz und

Lust bewegt, und statt höherer Zwecke hat sie dunkele Triebe.

Daß die Thiere keine helle, deutliche Vorstellungen haben, ist kaum zu bezweifeln. Wir finden diese oft kaum bei Kindern, und sie fehlen diesen wohl noch ganz, so lange die Sprache fehlt, womit zur größern Deutlichkeit Gegenstände bezeichnet werden können. Auch das Kind hat nur Bilder, Empfindungen, Begierden, in denen es lebt, bis sich seine höhern Vermögen entwickeln.

Im Kinde, im werdenden Menschen, bildet sich demnach zuerst die irdische Natur, das Pflanzenhafte aus. Ist dieses gethan, steigt in demselben die Thätigkeit der Seele hervor, oder die thierische Natur. Dann, als Höchstes von Allem, dem Alles dient, der Geist, das in uns lebende, sich selbst bewußte Ich, welcher mit wunderbarem göttlichem Licht durch alle Vermögen der Seele durchleuchtet, Alles bestimmter erkennt, das Weltall durchblickt und von seiner Abstammung aus Gott weiß.

So wie der Leib der Träger und das gröbere Werkzeug unserer Seele ist, so ist die Seele wohl ein Träger, ein feineres Werkzeug, eine unmittelbare Hülle des Geistes. Wie die menschliche Seele den ganzen Leib, geleitet von den Nerven, durchdringt: so durchdringt das heilige Himmelslicht, der Geist, das Wesen der Seele und derselben Fähigkeiten. Wer könnte einen heiligen und weisen Mann, oder auch nur ein Kind von wenigen Jahren, in Rücksichten der hohen Gei-

geseiensschaften, mit einem Thiere in Vergleich stellen, wäre dies auch noch so alt, so klug, so gelehrig! Das Thier aber, weil es nur Seele hat, und nur von Gewohnheiten und Begierden gelenkt wird, ist der menschlichen Sprache nie fähig. Es kann Worte lernen, das heißt, gewöhnt werden, gewisse wortähnliche Tone hören zu lassen, ohne sie aber jemals zu verstehen. Der Hund scheint oft die Worte seines Gebieters zu verstehen, indem er demselben gehorcht, aber er erkennt nur an dessen Willen, an gewissen Klängen der Stimme, die, verbunden mit gewissen Strafen, Belohnungen und Verrichtungen, ihm ehemals letztere zur Gewohnheit machten. Die Sprache des Menschen ist nur des Menschen Gut, ist nur des Geistes Erfindung und Frucht.

Der Leib hat auf die Seele einen immerwährenden großen Einfluß, je nachdem er ein vollkommenes oder unvollkommenes Werkzeug ist. Wird dieses schadhaft, das heißt, erkrankt der Leib: so leidet und erkrankt auch die Seele. Denn da sie des Leibes Hüterin ist, vermöge ihrer Gefühle, durch welche sie jede äussere oder innere Verlezzung wahrnimmt: so kann die schmerzhafte Empfindung, wenn solche anhaltend oder groß ist, das Wesen der ganzen Seele trüben.

Aus der pflanzenhaften Natur des Körpers entspringen die sogenannten Temperamente. Eine größere oder geringere Schwäche und Reizbarkeit der Nerven, eine größere Erregbarkeit der Galle, eine größere oder geringere Schwachheit der Ein-

geweide, ein dickeres oder leichteres Geblüt in den Adern und dergleichen mehr, hat auf das Wohlsein der Seele nothwendig den entscheidendsten Einfluß. Je mehr die Fehlerhaftigkeit des Leibes die Seele zu schmerzlichen Gefühlen bringt, oder ein gesunder Körper ihr Behaglichkeit und Heiterkeit gewährt, je mehr ist sie zum Guten oder Bösen geneigt. Derselbe Mensch, welcher in gesunden Tagen übermüthig, heftig, wollüstig war, kann in kränklichem Zustand liebreich, sanftmüthig, bescheiden, ehrbar sein. Und umgekehrt erfahren wir oft, daß eine Person, die in gesunden Tagen mildthätig, wohlwollend, zutraulich war, in krankhaften Umständen sehr mürrisch, zänkisch, argwöhnisch wird. Die meisten sogenannten guten oder übeln Launen sind Folgen ihrer körperlichen Gesundheitsverhältnisse. Oft ist der Seelenarzt unnütz, weil der Leibesarzt allein helfen kann, indem er das Werkzeug der Seele, die pflanzenhafte Natur, wo sie gestört ward, in ihren Ordnungen wieder herstellt. So fruchten alle religiösen Vorstellungen, alle wehmüthigen Ermahnungen bei einem Trunkenbolde oder viehischen Wollüstling nichts: denn seine Seele ist krank geworden durch den K ö r p e r, dessen Nervenbau gelähmt war in seinen Verrichtungen. Der Körper muß erst gerettet werden, dann gesundet die leidende Seele selbst.

Wie wichtig ist demnach die Pflicht, über des Körpers Gesundheit zu wachen, da von seinem richtigen oder unrichtigen Zustand unsere höheren

Vollkommenheit, das Wohlsein der Seele, die Herrlichkeit und Tugend des Geistes, abhängen kann! Die Pflicht wird um so bedeutender, da sich gewisse Krankheiten und Mängel des Leibes auch auf die Nachkommen vererben, womit denselben zugleich auch die größern oder geringern Anlagen der Aeltern, deren Neigungen und Gemüthsarten, mitvererbt werden können.

Noch wichtiger aber, als des Leibes Gesundheit, muß die der Seele sein. Denn die Seele ist des Geistes Werkzeug und Leib. Ihre Krankheit zieht den Geist aus der Höhe nieder, zu welcher er sich bestimmt fühlt. Wie soll er sich aufschwingen zum Göttlichen und Heiligen, wenn seine Flügel gelähmt sind? Aber Krankheit der Seele ist jeder sinnliche Hang, jede gewohnheitsmäßige oder herrschende Vorliebe zum Vergänglichen. Wenn die Seele das flüchtige Vergnügen entbehren soll, entweder weil es seiner Natur nach verschwunden ist, oder weil es der Geist zu geniessen untersagt: dann entsteht das innere Leiden des Menschen, dann der innere Kampf zwischen dem Gesetz des Fleisches und des Geistes.

Und hier erblicke ich schaudernd die Quellen der Sünde, wenn das Göttliche dem Staube gehorchen muß, — wenn der Geist wahrhaft in sich selbst vernichtet wird. Nun wird mir hell das Wort der heiligen Schrift: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist, und der Geist wider das Fleisch. Dieselbigen sind

wider einander, daß ihr nicht thut, was ihr wollt!" (Gal. 5, 17)

Gott, mein Gott, erleuchte Du mich, daß ich mich selber immer besser erkennen und die verborgenen Ursachen meines Verderbens immer deutlicher unterscheiden lerne. Wie erscheint mir mein Inneres jetzt ganz anders, nun ich den Grund und Boden erblicke, in welche die Sünde ihre Wurzeln tief hineinsenkt. Sie senkt sich tief hinein durch die Gefühle und Begierden der Seele in den irdischen Staub meines Leichnams, und ihre giftige Blume umschattet betäubend den Geist. — Herr, errette mich vor mir selbst! Und Du, o Jesus, mein Erlöser, verkläre meinen Geist durch Dein Himmelswort, daß er Macht gewinne zum Siege und zur Herrschaft über die Lüste des Fleisches. Amen.

VI.

Die Naturen im Menschen.

Dritte Betrachtung.

Matth. 26, 41.

Wie wichtig ist's, ein Mensch zu sein!
Ich bin es, Herr, durch Dich allein,
Du gabst mir hohe Kräfte.
Du bist's auch, der Gelegenheit,
Sie fortzubilden, mir verleiht,
Und Segen zum Geschäfte.

Wenn schnell mein Geist und ohne Müh
Die Wahrheit faßt, o dann will nie
Ich Glücklicher vergessen:
Du schufst den Geist, Du stärkst die Kraft,
Und wirst am Tag der Rechenschaft
Nach meiner Kraft mich messen.

Wer viel empfing, soll edle Saat,
So viel er kann, auf seinen Pfad
Weit um sich her ausstreuen.
Wer sicher schlummert, kärglich sä't,
Der wird, erwacht er einst zu spät,
Sich keiner Aernte freuen.

Viel oder wenig sei mein Theil,
Ich will durch Trägheit nie mein Heil,
Mein Ewiges, verscherzen.
Wer treu benutzt, was Du ihm gibst,
Der ist es, Vater, den Du liebst,
Der trägt Dich, Gott, im Herzen.

Auch das klügste aller Thiere geht im dumpfen Hinsinnen dahin, geleitet von dunkeln Trieben, beherrscht von Begierden nach Lust, und Abscheu vor Schmerz, umringt von verworrenen Bildern der Erfahrung. Seine besten Verdienste sind — stumme, nützliche Gewohnheiten. Seine Treue und Liebe verdient eigentlich nicht diese erhabenen Benennungen von Tugenden, die ihm fremd sind. Es ist nur Instinkt und Gewalt der Gewohnheit, was ihm den reizenden Schein der Tu-

gendhaftigkeit verleiht; nicht Ueberzeugung von Pflicht und Recht, nicht Hochachtung für das Gute und Edle an sich selbst. Alle Verständigkeit, alle List, alle Kunst, welche wir oft an Thieren bewundern, sei es in der Art, wie sie ihre Nahrung suchen, oder wie sie ihre Nester und Höhlen bauen, oder wie sie sich vor den Nachstellungen ihrer Feinde sichern, oder wie sie allerlei Dinge erlernen, die dem Menschen zum Vergnügen und Nutzen gereichen: nur dunkeler, ihnen vom Schöpfer verliehener Trieb ist Alles, oder eine Erinnerung von verworrenen Erfahrungen über das, was ihnen unter gewissen Umständen Lust oder Schmerz erweckte. Die größte Geschicklichkeit des Vogels, mit welcher er umherschwebt, sein Futter zu finden, oder in fremde Weltgegenden zu ziehen im Herbst, oder im Wiederfinden seiner Heimath, wenn er im Frühling aus weit entlegenen Landen zu uns zurückkehrt, ist nicht bewundernswürdiger, als wenn der kaum geborne menschliche Säugling die Mutterbrust sucht, und die Milch zur Erhaltung seines zarten Lebens eintrinkt. Und so sinnreich auch der Bau und die Arbeit der Bienen in ihren Zellen von Wachs, oder das mühsame, geschäftige Eiersammeln der Ameisen für den Winter sein mag: ihre Kunst ist kein Werk ihres eigenen Nachdenkens, sondern des Triebes. Sie schreiten nie weiter, als dieser sie führt. Sie können ihre Arbeiten nie vollkommener schaffen, ihre Geschäftigkeit nie durch neue Kenntnisse vermehren. Wie Ameisen und Bienen

seit Anfang der Welt vor Jahrtausenden bauten und sammelten: also bauen und sammeln sie fort bis zum heutigen Tage.

Ganz anders ist es mit der Thätigkeit des Menschen und seiner Kunst. Das menschliche Geschlecht schreitet seit Jahrtausenden unaufhörlich in Vervollkommnung seines Zustandes, seiner häuslichen und gesellschaftlichen Einrichtungen fort. Die einst in Wäldern und Höhlen, nachher in gebrechlichen Hütten lebten, erbauten zuletzt glanzvolle Paläste, angefüllt mit allen Annehmlichkeiten des Lebens. Die einst nackt und halbbedeckt umherwandelten, in Furcht und Schrecken vor wilden Thieren, gehen jetzt wohlgeschützt durch ihr Gewand gegen die Rauhigkeit der Witterung, geschirmt durch ihre künstlichen Waffen, und sind das Schrecken der wilden Thiere, die Herren der Erde. Ihnen ist keine Weltgegend zu fern, kein Gebirg zu hoch; sie schweben, ohne die Natur des Fisches zu haben, über Weltmeere, Seen und Flüsse dahin; sie erheben sich, ohne mit Flügeln ausgerüstet zu sein, in die höchsten Lüfte des Himmels, wohin kaum der Adler dringt; wühlen tief hinab in die dunkeln Eingeweide des Erdbodens, wohin sich kein Wurm verliert, und suchen dort die Schätze der Natur hervor, um ihre mannigfaltigen Bedürfnisse zu stillen, und die Herrlichkeit der Schöpfung genauer kennen zu lernen.

Alles dies ist die Frucht des Geistes, dieses Funkens aus dem göttlichen Urquell des Lichts. Geist ist es, welcher dem Menschen seine ganze Kraft

Erhabenheit gibt über Alles, was im Reiche der Natur lebt. Der Geist ist es, welcher ihn nicht nur fähig macht, gleich dem Thiere, einzelne Erfahrungen des Lebens zu sammeln, an einander zu reihen und zu vergleichen, sondern die gesammten Erfahrungen einer vieltausendjährigen Vorwelt zu bewahren und in Anwendung zu bringen. Der Geist ist es, welcher, vermöge seiner wahrhaft göttlichen Kraft, tausend verschiedene Vorstellungen in einem einzigen, alle umfangenden Begriff auflöset; aus dem Gewühl zahlloser Gedanken sich gleichsam eine neue innere Welt voller Einheit, Ordnung und Klarheit baut; und sogar mehr weiß und kennt, als ihm die ganze sichtbare Welt und die Erfahrung von mehrern tausend Jahren sagen kann. Denn er, wie einst der Geist Gottes über den Wassern der Schöpfung, schwebt über allem Irdischen und Sinnlichen; er gehört einer höhern Welt an, aus welcher er auf das niederblickt, was dem Staube angehört; er ist dem Allerherrlichsten näher verwandt; geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes — noch trägt er das Zeichen seines göttlichen Ursprungs an sich — er denkt Gott — er richtet seinen Blick zu dem Unendlichen empor — er redet, er betet zum Schöpfer des Himmels und der Erden. Von allem diesem Hohen und Uebersinnlichen haben die vernunftlosen Thiere keine Ahnung; keine vom Zweck ihres Daseins von Erreichung einer größern Vollkommenheit und Glückseligkeit, als welche aus Befriedigung bloß sinnlicher Begierden entsteht, keine Ahnung von

einer Vorwelt, noch weniger von einer Ewigkeit und einem unendlichen Dasein.

Die Pflanze, gefühllos, hängt festgeschlossen mit ihren Wurzeln am Staube, aus dem sie vermöge ihrer Lebenskraft auf kurze Zeit hervorblühte; das Thier, von dunkeln Trieben, Gefühlen und Gewohnheiten bewegt, kriecht, schwebt und fliegt im Staube, welchem es die ganze Summe seines Wohlseins dankt. Es genießt die Nahrung und schaut nicht empor zum Baume und Halm, der ihm seine Frucht herabstreut. — Des Menschen Geist aber sieht hell über alle Verknüpfungen des Lebens hin; forscht nach Ursachen und Wirkungen; bekämpft die Gewalt der Elemente, und bezwingt sie oft; widersteht dem Sturme; dämmt die Fluthen der Meere ein; bindet die Flamme des Blitzes, der aus den Wolken fährt. Das Thier geht stumm, und für alles Andere gleichgültig, der Befriedigung seiner Bedürfnisse nach; sein Auge ist blind für die Schönheiten und wundervollen Einrichtungen der Natur. Der Geist des Menschen aber, entzückt durch die Pracht des Schöpfers in seinen Werken, erforscht die heilsamen Kräfte der Erden, Steine und Pflanzen; untersucht die Lebensarten und Eigenschaften der Thiere; dringt durch die endlosen Räume des Weltgebäudes; zählt und berechnet die Ordnungen der Welten, welche als Sterne über seinem Haupte strahlen, und bezeichnet ihre ungeheuern Laufbahnen.

Es kann das Thier seinen Schmerz und sein

Vergnügen durch Bewegungen und einzelne Töne zu erkennen geben; es kann das Thier Seinesgleichen anlocken, rufen, warnen, drohen durch einen einfachen Laut, welchen der dunkle Trieb lehrt und einflößt. Auch der Mensch hat, insofern er thierischer, sinnlicher Natur ist, die Gabe, seine Empfindungen durch bloße Töne, durch einen Schrei, einen Seufzer, durch Winseln oder Lachen, durch das drohende Donnern seiner Stimme auszudrücken — aber er ist Geist, er vermag noch mehr: er hat die wunderbare Macht der Sprache, durch welche er seine innere und die ganze unsichtbare Welt in Tönen darstellt, durch welche er sein innerstes Sein und Leben in das innerste Leben eines gleichgeschaffenen Wesens überpflanzt.

Doch alle diese Vorzüge des Geistes sind noch nicht die höchsten. Das Göttlichste im menschlichen Geist ist seine Sehnsucht nach dem Göttlichen, nach der Vereinigung mit dem Allerheiligsten, das Streben nach einer Vollkommenheit und Vollendung, die ganz unabhängig von allem Irdischen ist. Er findet keine Beruhigung, als allein in dem, was wahr ist; keinen Genuß, als in dem, was gerecht ist. Er ist von unaussprechlicher Ehrfurcht für das Schöne, Edle und Tugendhafte durchdrungen, und voll natürlichen Widerwillens gegen die Unwahrheit, gegen die Lasterhaftigkeit, gegen die Unvollkommenheit jeder Art. Das Thier kann wohl Verstand haben; aber nur der Mensch hat eine höhere Vernunft, welche die Gesetzgeberin heiliger und gerechter Handlungen ist. Das

Thier kann Klugheit besitzen, aber ist keiner Weisheit fähig, die nur des menschlichen Geistes Eigenthum ist.

Dies also sind die irdischen Naturen des Menschen, vermöge welcher er dasteht in der Mitte zwischen dem Staube und dem Ueberirdischen, zwischen dem Endlichen und Unendlichen, zwischen der todten Körperwelt, und der lebendigen, Alles beseligenden Gottheit. Sein Fuß hängt am Erdboden, sein Haupt aber trägt er zum Himmel aufgerichtet. Er ist Pflanze, er ist Thier, aber er ist noch etwas Göttlicheres. Der Leib ist nur das Werkzeug seines Geistes. Der Geist allein soll herrschen über diese Werkzeuge und mit ihnen seine Vollkommenheit schaffen. Eine andere Gesetzgebung hat zu ihrer Selbsterhaltung die Natur ihres Körpers; eine andere Gesetzgebung die Seele in ihren Gefühlen und übrigen Eigenschaften; eine höhere aber der Geist, welcher, als der höchsten, alle andern untergeordnet sein müssen, wie die Diener ihrem Herrn untergeordnet sind.

Die Klarheit des Lichts, und ich möchte sagen, die göttliche Kraft im Geiste, durchdringt und verklärt und erhöht selbst alle Eigenschaften des Körpers und der Seele. Daher geschieht, daß der menschliche Körper an Fertigkeiten und Geschicklichkeiten die Körper anderer Thiere übertrifft; daß er der äussere Spiegel seiner innersten Gefühle und Vorstellungen werden kann. Daher geschieht ferner, daß die menschliche Seele in ihren Gefühlen und Fähigkeiten so veredelt wird, wie die

Gefühle und Fähigkeiten eines Thiers es nie werden können. Das Thier kann Trieb zur Reinlichkeit, zur Ordnung haben: aber nur die Seele des Menschen hat Sinn für äussere Schönheit; lebt mit Entzücken im Anschauen reizender Gestalten oder in den zauberischen Klängen der Musik, aus welchen sie die Sprache ihrer tiefsten und zartesten Gefühle geschaffen hat. — Das Thier kann den Trieb haben, sich andern furchtbar zu machen durch überlegene Macht und Stärke; aber der menschliche Geist veredelt diesen Trieb durch Streben nach Ehre und Ruhm aus vielseitigem Wirken und Herrschen. Das Thier kann geizig und gierig seinen Raub bewachen, den es erworben hat; aber der menschliche Geist veredelt diese rohe Freude am Besitz in ein Trachten nach Vermehrung des Eigenthums, weil durch die Vervielfältigung seiner Hilfsmittel und Erweiterung seines Wirkungskreises auch die Möglichkeit vergrößert wird, noch erhabenere Pflichten zum Glück der Mitmenschen zu erfüllen.

So ist der Mensch durch die Kraft und Hoheit seines Geistes selbst als Pflanze und Thier weit vortrefflicher und vollkommener, als andere Pflanzen und Thiere. Daher übertrifft die List des Menschen und seine Klugheit alle List und Klugheit der übrigen Thiere, und vermöge seines ausgedehnten Gedächtnisses, folglich auch seiner reichern Erfahrungen und eines geschärftern Verstandes, macht er die Schnelligkeit, die Stärke, die schärfern Sinnenwerkzeuge, die furchtbaren, natür-

lichen Waffen mancher Thiere, die ihn in einzelnen Gaben oft weit übertreffen, unnütz.

Aber wie verachtungswürdig würde der erhabene, Gott entstammte, zur Ewigkeit und Vollendung auserkorne Mensch sein, wenn er in der Welt auch nichts mehr, als bloß ein veredeltes Thier wäre! — wenn er, um das listigste, mächtigste, erfahrenste, schwelgerischste Thier zu sein, den höhern Beruf in sich vergäße; versäumte, ein vom Irdischen und dem Wohl und Weh seiner Gefühle unabhängiges Wesen zu sein, dem Pflicht und Recht über Hab und Gut, dem Heiligkeit der Gesinnungen über äussere Schönheit, dem Wahrheit und Gottähnlichkeit über allen menschlichen Ruhm und Beifall gehen sollen. Wie unnatürlich und widerlich würde uns der majestätische Löwe erscheinen, welchen wir den König unter den Thieren zu nennen pflegen, wenn er nichts als eine veredelte Pflanze, als ein geringer Wurm sein möchte, den nur die willkührliche Bewegung von einem gemeinen Kraut unterscheidet! — wenn er seiner Riesenkraft vergäße, die in ihm wohnt; des Donners seiner Kehle, mit welcher er die Wälder erschreckt und die Wüste durchherrscht; der Behendigkeit seines Laufes, mit welcher er seine entrinnende Beute zurückhält! — wenn er sich mit dem begnügte, was ihm der Zufall zuspielt, und sich von den elendesten Kreaturen zertreten liesse, die ein bloßes Schütteln seiner Mähnen mit Entsetzen füllen würde! — Eben so unnatürlich und widerlich wäre der Mensch, der nach Gottes

Bilde Geschaffene, der zu einem göttlichen Dasein und Wirken wundervoll Ausgerüstete, wenn er sich begnügte, mit allen seinen hohen Anlagen bloß ein veredeltes Thier zu sein.

Wehe, und was ist oft der Sterbliche anders? — — Ich schaudere. Ich erkenne in Wahrheit, wie er oft tief unter seiner Würde niedergesunken daliegt, und seines göttlichen Ursprungs und seiner hohen Bestimmungen gänzlich uneingedenk ist; wie er blos für den Kitzel seiner Sinne lebt; wie er auf Erden arbeitet und sorgt, sich Nahrung und Vermögen zu sammeln, um damit zu glänzen und sich gütlich zu thun; wie er geizig sein Geld hütet und wuchert, um Metalle zu sammeln, daß man von ihm sage, er sei reich; wie er keine größere Glückseligkeit kennt, als niedrige Wollüste, Abwechslungen der Ueppigkeit, Uebergänge von einer Lustbarkeit in die andere, Pracht in Kleidern und Geräthen, Leckereien des Tisches; oder wie er die Ruhe seiner Tage, das Glück seiner Mitbürger für einen flüchtigen Ruhm aufopfert; oder wie ihn ein beständiger Neid gegen die Bessern, und ein thierischer Haß gegen die erfüllt, die seine vermeinten Vorzüge nicht anerkennen.

Was ist der Schönste unter den Schönen, der Mächtigste unter den Herrschern, der Klügste unter den Klugen mehr, als ein veredeltes Thier, wenn er, für alles Höhere, Religiöse, Göttliche ohne Sinn, nur für das lebt, wofür auch die Thiere leben, für Befriedigung von Begierden,

Neigungen und Wünschen, die nicht über den heutigen Tag, über das künftige Jahr, wie über die endliche und unfehlbare Todesstunde hinweg reichen? Was ist der Mensch mehr, als ein veredeltes Thier, wenn er zwar einsieht, er solle Jesu Christi, des Göttlichen, Wort erfüllen: Sei vollkommen, wie dein Vater im Himmel vollkommen ist; wenn er zwar zu den Tempeln eilt, um die höhere Wahrheit zu vernehmen, aber sie nicht erfüllt; wenn er zwar zum Schöpfer seines Lebens betet, aber dessen Willen nicht vollzieht, wie ihn der Gottessohn uns offenbaret hat; wenn er zwar die äusserlichen Gebräuche der christlichen Kirche gewohntermaßen beobachtet, aber nicht in Christi Sinn lebt, nicht segnet, die ihm fluchen, nicht wohlthut denen, die ihn beleidigen, nicht Gott über Alles, und jeden seiner Miterschaffenen wie sich selber liebt? — Wenn er zwar für Augenblicke sich ermannt und das Gesetz des Geistes ehrt, aber bald wieder, und von der elendesten Gewohnheit, von der unreinsten Neigung beherrscht, dem Gesetz des Fleisches unterthan wird? — Darum mahnte der Erlöser so ernst, so rührend auf Gethsemane seine Jünger und das Menschengeschlecht durch sie: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet: Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. (Matth. 26, 41.)

Auch ich — — auch ich fühle meine Schuld, meine Versunkenheit, meine Unwürdigkeit vor Dir, o du Allerheiligster, o Schöpfer meines un-

sterblichen Geistes, auch ich, indem ich auf mein vergangenes Leben und Treiben, Suchen und Arbeiten, Lieben und Hassen zurückschaue, erkenne mit Beschämung und Betrübniß, daß ich mehr im Fleische, als im Geiste lebte, und ein Sklav niedriger, sinnlicher Begierden war, denen ich oft — ach, nur allzuoft meine höchste Angelegenheit, meine heiligsten Pflichten und die ernstesten Anregungen meines Gewissens aufopferte. Ich verwechselte nur allzuoft das Geringste mit dem Wichtigsten, das Vorübergehende mit dem, was ewigen Werth behält.

Ich weiß, o mein Schöpfer, daß ich die Pflicht habe, für die Erhaltung und Gesundheit meines Leibes zu sorgen; daß ohne die Vollkommenheit des Werkzeuges meine Seele zu Vielem untüchtig wird. Aber wie leicht vergaß ich, daß auch selbst der Leib nur Nebensache ist, wenn höhere Pflichten gebieten; daß ich weder Glanz noch Schönheit achten soll, wenn es darauf ankommt, der Unschuld und Tugend den Vorzug zu geben; daß ich für das Unglück meiner Mitmenschen in entscheidenden Augenblicken weder Unbequemlichkeiten noch Gefahren, selbst den Tod für meine Brüder, nicht scheuen soll!

Ich weiß, o mein Schöpfer, daß ich die Freuden des Lebens geniessen darf, so lange sie nicht im Widerspruch mit der Tugend stehen, die mir mein Jesus geboten; ich weiß, daß ich verpflichtet bin, darauf zu denken, diejenigen Mittel zu ver-

mehren, durch welche ich der Welt immer nützlicher werden kann, mir Geschicklichkeiten, Kenntnisse, Vermögen, Ansehen zu erwerben. Allein wie oft vergaß ich unbesonnen, über das Bestreben nach den Mitteln, das Streben nach dem höhern, heiligern Zweck derselben, und versplitterte in unnützen Sorgen, in fruchtlosen Anstrengungen meine Kräfte, um immer zu haben, ohne recht würdig zu gebrauchen, was mir schon durch Deinen Segen verliehen war.

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Darum will ich fortan wachen, beten und arbeiten, daß ich nicht in Anfechtung falle, sondern daß mein Geist überwinde und nach Deinem heiligen Willen handle. Amen.

VII.

Die Naturen im Menschen.

Vierte Betrachtung.

Gal. 5, 1. 16. 17.

Schlagt in Fesseln meine Glieder!
Aber frei bleibt doch mein Geist!
Prüft ihn, Thoren, er zerreißt
Mächtig alle Banden nieder;
Ihm wird aller Zwang zum Spott.
Meine Freiheit ist von Gott.

O wie fühl' ich mich erhaben,
Herr, wie hast Du mich geehrt!

Meines Geistes hoher Werth
Ist die schönste Deiner Gaben;
Frei ringsum in der Natur
Ist der Geist des Menschen nur.

Menschenwürde, Menschenwürde!
Ja, du sollst mir heilig sein.
Leichter wird, gedenk' ich dein,
Mir des Erdenlebens Bürde.
Unter Druck, Verfolgung, Schmerz
Seh' ich freudig himmelwärts.

Stärke, Gott, mich in dem Streben,
Meines Geistes freie Kraft
Ueber wilde Leidenschaft
Immer göttlich zu erheben.
Dadurch wird mein Heil besteh'n,
Mag die Welt auch untergeh'n.

Alles, was die weise Allmacht des Schöpfers ins Dasein gerufen hat, bewegt sich darin nach ewigen Gesetzen; und nichts kann die Gesetze brechen, denn sie stammen von der Allmacht. Nach diesen ewigen Ordnungen wandeln die Gestirne, verwittert der Stein, erzeugt sich das Metall; wächst, blüht und welkt die Pflanze; steigt der Vogel in die Lüfte; kriecht der Wurm am Boden; spielt der Fisch in den Gewässern.

Auch im Menschen und in seinen verschiedenen Naturen herrschen diese Ordnungen. Nach unwandelbaren Einrichtungen entsteht, ernährt

sich und vergeht der Körper. Nach unwandelbaren Einrichtungen empfindet, begehrt und handelt, im Thier, wie im Menschen, die Seele. Diese Einrichtungen sind so wunderbar zusammenstimmend, daß sie einander nie widerstreiten, sondern gegenseitig zur Aufrechthaltung und Fortdauer des Ganzen wirken. Sie sind an sich nie sündlich und unrein; denn wie könnte etwas aus der Schöpferhand des Allerheiligsten hervorgehen, das nicht heilig und rein wäre? Auch wird Niemand sagen, ein Thier sündige mit seinen Trieben und Handlungen. Und wäre der Mensch nichts anderes, als ein Thier: so könnte er nicht sündigen.

Aber der Mensch ist ein Geist. Auch als Geist hat er seine Gesetze empfangen. Dieses Gesetz des Geistes ist höherer Art; es stammt von Gott; und auch Gott ist ein Geist.

Der menschliche Geist an sich, wie Gott der Herr ihn ins Leben rief, ist rein und ohne Sünde. Er kann, wäre er vom Körper frei, keinen andern Willen haben, als einen reinen, heiligen Willen. Nur erst durch die Wirkungen sinnlicher Begierden, die gegen ihn streiten, denen er unterliegt, wird seine natürliche Unschuld befleckt.

Der Wille des Geistes ist das, was Gott will. Und den Willen Gottes hat uns unser Erlöser von der Sünde, Jesus Christus, geoffenbart. Darum sprach derselbe: Wer in mir ist, der bleibt in Gott. Wer von Gott ist, der hört Gottes Wort.

Wenn aber alle Einrichtungen Gottes in der Natur so wunderbar übereinstimmend sind, daß sie

einander nie widerstreiten; wenn sie niemals sündlich, sondern an sich selber immerdar gut und heilig sind, woher ist denn die Sünde in die Welt gekommen? woher der verderbliche Kampf zwischen dem Gesetz des Fleisches und des Geistes?

Ursprünglich hat einst ein Menschengeschlecht im Anbeginn der Tage gelebt — nicht nur die heilige Schrift redet uns davon, sondern auch die ältesten Sagen der ältesten Völker, die nichts von Moses Büchern wußten, deuten auf eine solche Zeit zurück —, da war der Mensch in reinster Unschuld; da waren seine sinnlichen Triebe, die Empfindungen seiner Seele in keinem Widerspruch mit dem heiligen Willen seines Geistes. Der Mensch war noch einiger mit Gott und der Natur. Dann erfolgte der traurige Abfall.

Willst du dir seinen Abfall, dieses Entstehen der innerlichen Zwietracht des Menschen mit sich selbst, erklären: so blicke auf die Geschichte jedes einzelnen Sterblichen von seiner Geburt an; blicke auf die Geschichte deines eigenen Lebens zurück.

Der Säugling ist unschuldig, das Kind ohne Sünde. Noch stehen seine innern Triebe und Gesetze in keinem Widerspruch. Zwar vermöge seiner irdischen Natur begehrt es Irdisches, oft mit Heftigkeit; aber noch ist der Geist nicht in ihm erwacht, und es schläft noch der innere Zwiespalt. Auch hat der sinnliche Hang noch nicht durch Gewohnheit das verderbliche Uebergewicht über den Willen erlangt, und noch sind die bessern Neigungen nicht durch die bösen unterdrückt: das Kind

ist vermöge seiner Natur wahrhaft, ohne Falsch, liebend und gutmüthig. Darum wies Jesus seine Jünger selbst auf die unschuldigen Kleinen, und sprach: so ihr nicht werdet, wie diese Kindlein, könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. — Aber das Kind wächst und wird älter. Reizungen aller Art wirken auf seine Sinne. Falsche Beispiele leiten es irre. Es nimmt Gewohnheiten an, die seinen Gefühlen wohlthun. Diese Gewohnheiten scheinen anfangs sehr unschuldig zu sein; die, denen die Erziehung des Kindes obliegt, sehen darüber hin. Aber die Gewohnheiten werden älter und stärker mit den Jahren; sie werden gleichsam zur andern Natur der Seele. Die Seele, wie der Körper, empfangen dadurch eine falsche Richtung, weil die Befriedigung der Gewohnheit zur ersten aller Neigungen wird. Damit ist der Keim einer Ungesundheit der Seele entsprungen. Das Werkzeug des Geistes ist mangelhafter geworden: der Geist ist in seiner Thatigkeit gelähmt. Der Schmerz, welcher aus Nichtbefriedigung der gewohnten Begierden entsteht, wird zu heftig, als daß man ihn lange ertrüge; der Geist geräth in Kampf gegen die übermächtige Begierde, gegen die Krankheit des Leibes oder der Seele. Er muß unterliegen. Die Sinnlichkeit triumphirt. Des Geistes heiliger Wille ist vernichtet. Das ist die Sünde!

Wir wissen aber, daß die Gewohnheit, wie in der Seele, auch im Körper selbst, große Veränderungen hervorbringen kann, die bleibend sind.

Kräfte, die man im Guten oder im Bösen oft übt, werden durch die Uebung stärker, als diejenigen, welche man weniger anstrengt. Darum ist bei Menschen z. B., welche die rechte Hand häufiger anwenden, als die linke, jene zuweilen größer, aber immer stärker und kräftiger, als diese. So ist es bei allen innern Theilen des menschlichen Körpers, die öfter als andere geübt werden. So ist es bei allen Neigungen und Kräften der Seele, die öfter als andere gereizt und angewandt werden.

Solche Eigenheiten des innern Körpers pflegen sich von Aeltern auf Kinder zu vererben, gleichwie sich gewisse Eigenheiten der Pflanze auf alle diejenigen Pflanzen fortsetzen, die von ihnen abstammen. Schwächliche Aeltern haben selten starke Kinder. Menschen, die ihre beste Lebenskraft in Wollüsten verschwelgt, oder damit ihr Geblüt vergiftet haben, pflanzen ihre Gebrechlichkeit auf die beklagenswerthe Nachkommenschaft fort, und hinterlassen den Geistern ihrer Kinder unvollkommene Werkzeuge. Daher sieht man in vielen Familien gewisse Krankheiten, Schwächen, Neigungen und verderbliche Anlagen erblich werden. So wird die Neigung zu gewissen Fehlern fortgepflanzt von Geschlecht zu Geschlecht. — Diese, durch die Fortpflanzung begründete und verstärkte Herrschaft der Sinnlichkeit ist die Erbsünde.

Als die Ersten des Menschengeschlechts einmal, durch den Sinnenreiz verführt, das Göttliche in ihnen vergessen hatten, sanken sie in immer größern Widerspruch mit sich selbst. Das Beispiel ihrer

Schwächen wirkte auf die Nachkommenden. Die Neigung zur Sünde, fehlerhafte Anlagen, das Vorherrschen einzelner thierischer Triebe ward erblich. Durch Adams Fall kam die Sünde in die Welt, wie noch heute durch lasterhafte Aeltern die Neigung zu gewissen Lastern weiter vererbt werden kann.

Wie wichtig ist es also vor allen Dingen jedem Vater, jeder Mutter, auf sich selbst zu achten, daß sie nicht durch sündhafte Gewohnheiten und Neigungen ihren eigenen Körper, ihre eigene Seele zerrütten und krankhaft machen, damit sie diesen krankhaften innern Zustand, diese Neigung zur Wollust, zum Jähzorn, zur Schlemmerei und zu andern Uebeln nicht zur unglücklichen Erbschaft ihrer Kinder machen! Wie wichtig ist es, daß sie vor allen andern Dingen für die körperliche Gesundheit ihrer Erzeugten sorgen, weil der Geist derselben ohne ein gesundes vollkommenes Werkzeug elend werden muß! — Wie mächtig wird dadurch die Pflicht, auf die erste Erziehung der Jugend den meisten Fleiß zu wenden, und mit Liebe und Ernst darüber zu wachen, daß nichts bei ihnen, als Gehorsam, Liebe und Wahrheit, zur Gewohnheit werde! Denn auch die anfangs unschuldigste sinnliche Neigung eines Kindes, wenn dieselbe sich zu oft äussert, zu oft Befriedigung verlangt, wächst eben durch solche Befriedigung zum Uebermaß, wird Gewohnheit, andere Natur, Seelen- und Leibeskrankheit, und damit zur Sünde, sobald sie mächtig genug

ist, den bessern Willen des Geistes zu unterdrükken und in Fesseln zu schlagen. — Der menschliche Geist, so lange er frei ist, so lange ihn nicht die Macht der Gewohnheit und übermäßiger Neigungen erdrückt, ist gut, ist rein, kann nichts Böses wollen. Denn wie könnte auch ein vernünftiges Wesen das Unvernünftige wollen? Wie könnte man ohne Unvernunft jemals behaupten, das Ungerechte sei gerecht, das Abscheuliche liebenswürdig? — Der Geist des Menschen ist herrlich, gut, rein; er kann das Böse nicht wollen, so lange er frei ist.

Wer ist frei? — Derjenige, welcher nach seinem Gefallen thun kann was er will. Da nun aber einem vernünftigen Wesen nichts, als das, was vernünftig ist, gefallen kann, so wird es, so lange es frei aus sich selbst handelt, auch nur das wollen, was vernünftig und gut ist.

Wer ist frei? — Derjenige ist es, welcher keinen fremden Gesetzen gehorcht, sondern nur seinen eigenen, die er sich selbst macht. Da nun aber die Gesetze des Geistes nur Heiligkeit, Gerechtigkeit und Vernunftmäßigkeit sind, und er alles Unheilige, Ungerechte, Vernunftlose verachtet und haßt: so ist der tugendhafte Geist der freieste. So ist in dem sündlichen Menschen keine Freiheit, sondern Sklaverei; er gehorcht nicht seinen eigenen, innern Gesetzen, sondern den Gelüsten seiner sinnlichen Neigungen. — Nicht der Geist will das Böse, sondern die thierische selbst-

süchtige Natur des Leibes. Läßt sich der Geist von dieser überwältigen: so sündigt er.

Daher kommt, daß wir auch mitten im Rausche der bösen Leidenschaften noch denken und wissen: was ich thue, ist unrecht. Denn der Geist in uns kann seine reine Natur, sein Gesetz nicht verläugnen. Wir nennen diese Empfindung das Gewissen. Und das Gewissen ist nichts anderes, als die klagende Stimme des Geistes! Unterdrücke, betäube diese Stimme nicht, Unglücklicher! Es ist das Unsterbliche, was in dir redet. Willst du das Unsterbliche in dir tödten? Willst du ein Selbstmörder für die Ewigkeit werden? Willst du aufhören, in der Reihe zur Seligkeit und Vollkommenheit berufener Wesen zu stehen, und zum Thier werden?

Das ist nun das doppelte Gesetz in uns, von welchem Paulus redet: Ich weiß nicht, was ich thue; denn ich thue nicht, das ich will; sondern das ich hasse, das thue ich. (Röm. 7, 15.) Das Fleisch gelüstet wider den Geist und der Geist wider das Fleisch. (Gal. 5, 17.) Das ist der Ursprung der Sünde, daß unser Geist das Glück Aller will; die sinnliche Natur aber nur allein für sich sorgt, wie jedes vernunftlose Thier. — Selbstsucht ist der Karakter der Thierheit, allgemeine Glückseligkeit ist das Streben des Geistes. Wenn nun daraus Widerspruch erfolgt, und der Geist den selbstsüchtigen Trieben unterliegt, statt sie, als alleiniger König in seinem Gebiet, zu beherrschen: so ist die Sünde vollbracht.

— Darum sprach Jesus im Evangelium zu den Juden: „Ihr sollt frei sein. Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht.“ (Joh. 8, 33. 34.)

Der menschliche Geist entstammt dem göttlichen Geist; er ist ein Kind Gottes; er ist geschaffen nach Gottes Ebenbilde. Darum ist das innere Gesetz unsers Geistes das ihm vom Vater im Himmel gegebene Gesetz. Darum kann der menschliche Geist keinen andern Willen haben, als den Willen Gottes. Und weil das Geschlecht der Sterblichen seinen himmlischen Ursprung vergessen hatte; abgefallen war vom göttlichen Vater; versunken lag im Irrthum, und verwildert in den Umtrieben thierischer Selbstsucht: trat Jesus in das Leben, uns Licht zu geben in der Finsterniß, Erlösung zu bringen durch das Wort der Wahrheit, uns frei zu machen durch Offenbarung des göttlichen Willens. So ihr bleiben werdet an meiner Rede, rief der Erlöser, so seid ihr meine rechten Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“ (Joh. 8, 31. 32.)

Zu dieser Freiheit des Geistes zeigte der Heiland uns den verlornen Weg: er kam, uns von dem Gesetze und Triebe der irdischen Natur, nämlich von der thierischen Selbstsucht, zu befreien, und uns zu dem Gesetze des Geistes zurückzuführen, welches allgemeine Glückseligkeit des Weltganzen will. Alle Gesetze aber, spricht die hei-

lige Schrift, werden in einem Worte erfüllt: Liebe deinen Nächsten, als dich selbst. (Gal. 5, 14.)

So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat, und lasset euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen! (Gal. 5, 1.)

Man glaube doch nicht, als sei der menschliche Geist an sich selbst viel zu schwach, den gewaltigen Gewohnheiten und Trieben der irdischen Natur des Menschen zu widerstehen. — Wäre dem also: wie würde Gott, wie würde Jesus Christus solches von uns begehrt haben? wie würde unser eigenes Bewußtsein uns dazu auffordern können?

Es hat der menschliche Geist eine unglaubliche Macht über sein Werkzeug, über die Neigungen und Triebe der Seele und des Körpers, wenn er nur feste Entschlossenheit genug hat, seinen Willen geltend zu machen. Haben wir nicht Beispiele des Heldenmuths genug, mit welchem starke Geister alle Schmerzen der Krankheit überwunden haben, und unter den größten Qualen heiter und getrost bleiben? Wenn ein Glied des menschlichen Leibes vom innern Brandschaden ergriffen ist, daß dadurch das ganze Leben bedroht wird; wenn die Trennung des Gliedes vom Leibe nothwendig wird: so schaudert die selbstsüchtige, thierische Natur davor; aber der vernünftige Geist spricht: der Theil muß zum Besten des Ganzen aufgeopfert werden. Und aller schmerzlichen Sinne ungeachtet wird, weil der Geist will, die Trennung des

schädlichen Gliedes vollstreckt. Der Geist überwindet die Schmerzen des Körpers.

Andere edle Menschen, die des Reichthums und Wohllebens gewohnt waren, und plötzlich in die bitterste Armuth versanken, gaben nicht geringere Beweise ihrer Geistesstärke durch die heiterste Gelassenheit im Unglück, das sie unschuldig erdulden mußten. Denn nur wohlverdiente Noth ist das Niederschlagendste. Die Noth zwar liesse sich ertragen, aber nicht das Bewußtsein, sie verschuldet zu haben.

Ja, kennen wir nicht zahlreiche Beispiele, wie der Geist des Menschen um eine theure, heilige Sache selbst den Tod des Leibes nicht scheute? Machte doch die selbstsüchtige, sinnliche Natur vor dem Sterben zurückschaudern — der Geist sprach: hier ist das Sterben für die gute und große Sache Pflicht, und das Leben ward freudig dahin geopfert.

So unverkennbar groß ist die Gewalt unsers fest entschlossenen Geistes über die Seele und den Körper. Warum sollten wir, bei ernstem Willen, verzweifeln, daß wir unsere Unabhängigkeit und Freiheit gegen den Einfluß des Körpers und der herrschenden, irdischen Begierden behaupten könnten?

Dies geschieht aber nicht dadurch, daß wir fasten, uns kasteien; allen irdischen Freuden abschwören; jedes Vergnügen für Sünde halten; in Einöden flüchten; unserm Leib die dringendsten Bedürfnisse oder auch nur alle Annehmlichkeiten

versagen. Nein, auch in einem zermarterten abgequälten Leibe kann ein knechtischer Geist wohnen. — Wir wissen ja, daß Gott dies Leben nicht umsonst mit Anmuth schmückte; sondern der Schöpfer wollte auch von dieser Seite unsere Glückseligkeit vermehren. Wir wissen ja, daß die Triebe des Körpers, die Gefühle und Neigungen unserer Seele an sich selber ganz unschuldig sind, so lange sie nicht im Widerspruch stehen mit dem Willen Gottes. — Wir wissen ja, daß die Selbstsucht der thierischen Natur ein vom Schöpfer gegebener Trieb ist, zur Beschirmung, Erhaltung und Vervollkommnung der Werkzeuge unsers Geistes.

Allein die Forderungen dieser Selbstliebe sollen nicht weiter schreiten, als ihr erster Zweck, nämlich Gesunderhaltung des Körpers und der Seele, nothwendig macht; sie sollen dem Gesetze des Geistes nicht widerstreiten, welches Beförderung allgemeinster Glückseligkeit verlangt. — So wir Nahrung und Kleider haben, sprach Jesus, so lasset uns genügen; in allem Uebrigen liebet Gott über Alles, und den Mitmenschen wie euch selbst. Der Geist muß frei sein; muß allein herrschen über die Macht der Neigungen und Gefühle der Seele; er muß die Triebe der Selbstsucht in ihre natürlichen Schranken zurückweisen, wie schmerzlich es auch unserer thierischen, selbstsüchtigen Natur fallen möge. Das heißt in der Sprache der heiligen Schrift: sein Fleisch kreuzigen, sammt den Lüsten und Begierden.

Und wenn ich nun einen Blick tief in mein Inneres werfe, und mich erforsche, ob ich frei bin — was spricht mein Geist?

Schamvoll und betend blicke ich auf zu Dir, o Gott, Allheiliger! Ich bin nicht, wie ich sein soll. Vater, ich bin von Dir abgefallen; ich Unglücklicher, nach Deinem Ebenbilde erschaffen, gleiche Dir nicht mehr. Umsonst kam Jesus, mich zu befreien von den Banden der Sünde: ich blieb ihr Knecht. Umsonst offenbarte er mir Deinen heiligen Willen; ach, unter schmachvollen Gewohnheiten versunken, von Neigungen, die ich allzumächtig werden ließ, überwältigt, verdunkelte sich meine Vernunft, und vergaß ich im Rausche niedriger Gefühle — o wie oft! — Deinen heiligen Willen. — Auch ich — wehe, daß ich mir es gestehen muß! — war nur zu oft mehr Thier, als Geist, und meine Handlungen gingen mehr aus Selbstsucht hervor, denn aus der Geistessehnsucht nach Beförderung allgemeiner Glückseligkeit. Wo ich nur Fehler hassen sollte, haßte ich oft die Menschen; aus Begierde zur Ehre, zum Ansehen, zum Wohlleben versäumte ich die erhabenen Pflichten; Klugheit galt mir oft mehr als Weisheit.

Oft habe ich zwar mein Unrecht empfunden, und mit mir selbst gekämpft — warum mußte ich in mehr als einem Kampfe mit mir unterliegen? Der Geist war willig, das Fleisch war schwach. O Vater, Liebevoller, Langmüthiger, stärke meine Kraft; gib mir ein mächtigeres Vertrauen auf

mich selbst, daß ich entschlossener werde, und durch Entschlossenheit obsiege. Amen!

VIII.

Die Sprache der Menschen.

1 Mos. 11, 6 — 8.

Du verliehst die Kraft, zu sprechen,
Wünsche, Sorgen und Gebrechen
Meinen Brüdern zu gesteh'n,
Und mit leuchtenden Gedanken
Aus des innern Lebens Schranken
In das All hervorzugeh'n.

Was ich fühle, weiß und wähle,
Allen Reichthum meiner Seele,
Kann ich um mich her verstreu'n;
Ich kann warnen, kann belehren,
Kann des Lebens Glück vermehren,
Kann durch Rath und Trost erfreu'n.

Wohl mir, Du hast nicht nur Leben,
Auch die Sprache mir gegeben,
Und in ihr verehr' ich Dich!
Ist's auch nur ein schwaches Lallen,
Hörst Du doch mit Wohlgefallen
Deiner Kinder Fleh'n — auch mich!

Zwar allen Sterblichen ist das wunderbare Vermögen durch des Schöpfers Weisheit und Huld

geworden, das Geistige zu verkörpern, den Gedanken gleichsam in einen tönenden Hauch zu kleiden, um ihn andern verwandten Wesen mitzutheilen: allein unter den vielen Millionen, welche sich dieses Geschenkes der Gottheit freuen, sind wohl nur Wenige, die über das Ausserordentliche desselben und seinen Werth jemals nachgedacht haben. Die Sprache, dieses ausschließliche Eigenthum vernünftiger Wesen, — diese Erstlingskunst des Unsterblichen, Uebersinnlichen, Höchsten in uns, wodurch er das Irdische zum Mittel seiner Absichten macht, — dieser Gruß der Geister, in welchem sie die Gleichheit ihrer Naturen und Bestimmung gegenseitig einander beurkunden, ist wohl der Betrachtung und Bewunderung der Weisen würdig, wie Alles, was von Gottes Huld zeuget.

In jenen Tagen der ersten Menschheit, unweit den Zeiten ihrer Erschaffung, da man noch weniger an Erfindung oder Stillung neuer künstlicher Leibesbedürfnisse, mehr an das dachte, was dem Göttlichen verwandt war, sannen sie auch über den Ursprung der ausserordentlichen Verschiedenheit in den Sprachen der Völker.

Und es bewährte sich eine uralte, ehrwürdige Sage, die Moses in dem ersten seiner Bücher für die nachkommenden Geschlechter aufbehielt.

Nach den Tagen der Sündfluth nämlich hatte noch alle Welt einerlei Zunge und Sprache. Es zogen die Nachkömmlinge Noahs in die Ebenen

Bayerische
Staatsbibliothek
München

von Sinear. Da sie sich sehr vermehrten, da sie meistens von Viehzucht lebten, und zur Erhaltung ihrer Heerden vielen Raum gebrauchten, mußten oft ganze Familien mit denselben in die Ferne ziehen, um Weide genug zu finden. Dann verloren sie sich oft auf immer von den Ihrigen, und fanden die Heimath ihrer Väter nicht wieder. Darum beschloß man, einen hohen Thurm zu bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit man ein Zeichen habe, woran man aus entlegener Gegend die Heimath erkenne. — Dies aber war wider die Absicht Gottes, welche alle Länder der Erde mit Menschen bevölkert haben wollte. Darum, heißt es, verwirrte er ihre Sprache, daß Keiner des Andern Sprache vernehme. Also zerstreute sie der Herr von dannen in alle Länder. (1 Mos. 11, 1 — 9.)

Es ist eine sehr eitle Mühe, zu erforschen, welches wohl die allererste Sprache der Menschen gewesen sein möge. Was uns die Schrift lehrt, daß im Anfange alle Welt einerlei Zunge und Sprache gehabt habe, bestätigt auch sowohl das eigene Nachdenken, als die Natur und eigenthümliche Verwandtschaft aller Sprachen unter einander. Diese Verwandtschaft ist noch weit bestimmter und bleibender in gewissen Lauten, womit Sachen bezeichnet werden, als in den Worten selbst. Denn anfänglich ward ohne Zweifel, wenn man einen Gegenstand beschreiben wollte, derselbe durch Töne gemalt und geberdet, die entweder dessen eigenthümlichen Ton nachahmten, oder seine äus-

Bayerische Staatsbibliothek München

sere Form oder Wirkung darstellen sollten. Daher sind alle Sprachen der ältesten Völker bildnerisch und malend, je wortärmer sie sind. So bezeichnet bei den Hebräern alles Große, Hohe, Wunderbare und Erhabene der Name Gottes; denn Gott ist das Geheimnißvollste, das Unendlichste, das Gewaltigste, das Höchste im Weltall. Darum heißen sie eine große Zeder, einen hohen Berg, oder die furchtbare Wirkung einer ihnen unbekannten Ursache, die Zeder, den Berg, die Macht Gottes. Den Bilderreichthum der Sprachen bei den ältesten Völkern vermehrte aber auch die Lebendigkeit ihrer Einbildungskraft. Denn so wie dieses schöne Vermögen des menschlichen Gemüthes nächst dem Gedächtniß immer das erste zu sein pflegt, was sich in seiner großen Kraft bei Kindern entwickelt, so ist es auch bei jugendlichen Völkern. Der Verstand reift erst nach Beobachtung vielfacher Erfahrungen; mit dem Wachsthum der Erkenntnisse verlieren sich alsdann die Täuschungen.

Der menschliche Geist, immerdar thätig, wartet aber das langsame Einsammeln der theilweisen Erfahrungen nicht ab. Er denkt über Alles und dessen Ursachen nach. Was ihm Unkunde der Sache verschweigt, ergänzt er durch die Einbildungskraft. Daher kommt es, daß die Kinder, denen man noch nie von abergläubischen Schreckbildern erzählte, wenn sie im Dunkeln Furcht empfinden, zu dem, was sie schreckt, eine grausenhafte Ursache erfinden; daß sie mit leblosen

Dingen Gespräche führen, und sie lieben oder ihnen zürnen, als wenn dieselben Verstand und Gefühle besäßen. Sie beseelen in ihrer Einbildungskraft Alles, was sie umgibt.

Eben so geschah von jenen Völkern der Vorwelt in den Zeiten ihrer Jugendlichkeit. Sie bezeichneten Alles bildlich, und entliehen vom Irdischen den Namen für das Unsichtbare. Die Allwissenheit des höchsten Wesens nannten sie das Auge, seine Allmacht den Arm Gottes. Ja, indem sie sich das allervollkommenste der Wesen immer unter dem Bilde einer menschlichen Gestalt vorstellten, legten sie ihm sogar diejenigen Unvollkommenheiten bei, die sie an sich selbst nicht immer loben konnten: Zorn, Rache, Eifersucht, Haß, Unbarmherzigkeit. Sie belebten und beseelten in ihrer Einbildungskraft auch das Leblose. In ihren Erzählungen wird daher Alles Handlung und Gespräch. Wollen sie das Mißfallen Gottes an dem Ungehorsam der Menschen darstellen: so hören sie Gott selbst reden. Zu allen Erscheinungen, mit deren Ursachen sie noch nicht durch Erfahrungen bekannt geworden waren, erfanden sie selbst eine. So ward, nach ihrer Einbildungskraft, auch das Todte beseelt; jeder Quelle ward ein Geist, jedem Baum eine Seele gegeben. Aus diesem entsprang endlich Abgötterei und Heidenthum, und mit der Religion zugleich die Dichtung. Nationen, welche durch das Aufbewahren vieltausendjähriger Erfahrungen von den Täuschungen der Einbildungskraft zurückgekommen sind,

deren Verstand folglich in jedem ihrer einzelnen Mitbürger viel schneller reift, verlieren mit den Bildern der Einbildungskraft zugleich die Bildlichkeit der Ausdrücke. Ihre Sprache wird wortreicher, und das Wort weniger eine nachmalende, als eine willkührlich angenommene Bezeichnung des Gegenstandes. Daher kann bei ihnen die Dichtung nur noch als Kunst getrieben werden, weil sie nicht mehr Wirkung der Natur und Sprache, wie bei Völkern im Alter erfahrungsloser Jugendlichkeit ist. Die Verwirrung oder Verschiedenheit der menschlichen Sprache mußte nothwendig eben so bald ihren Anfang nehmen, als sich die ersten Geschlechter von einander auf Erden trennten, weil sie im engen Beisammenwohnen nicht Nahrung für sich und ihre Heerden fanden.

Dazu trug vor allen Dingen schon die Verschiedenheit der Himmelsstriche bei, unter welchen sie nachher lebten. Der Einfluß warmer oder heißer, gemäßigter oder kalter, feuchter oder trockener, hoch oder tief gelegener Weltgegenden auf den menschlichen Leib ist bekannt. Die Bewohner rauher, kalter Länder sind stark und abgehärtet in ihren Gliedmaßen; die Sehnen, Muskeln und innern Theile ihres Körpers sind fester, spröder. Daher wird mit der Härte ihrer Sprachwerkzeuge auch ihre Rede rauher und fester. Die Einwohner warmer und heißer Länder sind empfindlicher, schlaffer, weichlicher. So wird auch ihre Sprache weicher. Da nun fast alle Buchstaben nur aus wenigen Stammbuchstaben entstehen, die, je nach-

dem sie härter oder weicher, mehr mit der Zunge, oder mit der Kehle, oder den Zähnen und Lippen ausgesprochen werden, mannigfaltige Abwechselung erleiden; da folglich der Klang eines Buchstabens ganz unmerklich in den eines andern übergeht (wie z. B. der Buchstabe b in w, v, f, pf, p): so wird uns begreiflich, wie das gleiche Wort, wenn es von verschiedenen Nationen, die unter verschiedenen Himmelsstrichen wohnen, ausgesprochen wird, zuletzt sich selber ganz unähnlich erklingt. So wie unter Völkern, welche noch heutiges Tages einerlei Sprache reden, die von einander abweichenden Mundarten, so sind aus den Mundarten der sich trennenden Urvölker endlich abweichende und neue Sprachen entstanden.

Die Verschiedenheit in den Sprachen mußte nothwendig auch durch die Verschiedenheit der Gemüthsart der Völker befördert werden. Die Bewohner kalter Länder sind arbeitsamer, weil ihr Boden größern Fleiß des Anbaues fordert; sind unerschrockener, weil die Natur sie härter und unempfindlicher macht; ernster, bedächtiger. Die Einwohner warmer Gegenden sind sinnlicher, leichtsinniger, heftiger, reizbarer, wankelmüthiger, den Werken der Einbildungskraft geneigter, als den Anstrengungen des tiefen Nachdenkens. In heißen Himmelsstrichen ist der Mensch schlaffer, träger, unthätiger mit Körper und Geist. Alles dies wirkt auf die Sprache, auf den Gesang, auf die Betonung der Worte, auf den größern oder geringern Wechsel der Stimme im Reden. Nicht minder

wirkt es auf die Verschiedenheit der Beschäftigungen und Gewerbe, auf das Ersinnen der Hilfsmittel, sich das Leben zu verschönern; daher auch auf größere oder geringere Bereicherungen der Sprache, mit neuen Ausdrücken und Bezeichnungen der jedem Volke eigenen Bedürfnisse.

Endlich mußte schon die Zerstreuung der Menschen in verschiedene Weltgegenden, wo sie überall ganz andere Erscheinungen der Natur, andere Pflanzen, andere Thiere, andere Gefahren, andere Bedürfnisse fanden, große Veränderungen in ihren Sprachen hervorbringen. So wichen die Zungen immer mehr von einander ab. Die ewigen Kriege, die ungeheuern Auswanderungen großer Nationen aus ihren Wohnsitzen, um sich nach Unterjochung anderer Völker deren fruchtbare Gegenden zuzueignen, verursachten eine Mischung der verschiedensten Völkerstämme und Sprachen. Es verschwanden alte Nationen und alte Sprachen, die seit tausend Jahren geblüht hatten, und neue Sprachen bildeten sich aus der Mengung von den Trümmern der alten. Als nachher die Völkerschaften in ihren Wohnsitzen fester wurden, und nicht mehr einander verdrängten, ward darum ihre Sprache nicht fester, denn nun nahm ein Volk die Erfindungen des andern an, tauschte in wechselseitigem Verkehr und Wandel Vorstellungen, Einrichtungen und Erzeugnisse des Bodens gegen andere aus, und mit allen diesen auch die Bezeichnung der fremden Dinge, oder die Wörter. Es blieb also keine Sprache lange Zeit dieselbe.

Und so verschieden die Sprache unserer Tage in dem gleichen Volke von derjenigen ist, die vor tausend Jahren geredet wurde, so sehr wird sie auch von derjenigen abweichen, die man nach tausend Jahren reden wird.

So wie man aus der Rauhheit oder Weichheit der Sprache den Einfluß des Himmelsstriches, oder aus dem Gesang und der Betonung der Rede die Gemüthsart des Volkes erkennt: so offenbart sich in dem eigenthümlichen Wortreichthum der Sprache die geistige Thätigkeit der Nation. Denn je lebendiger, schaffender und heller der Geist, je eifriger ist er bemüht, Alles, was er erkennt und denkt, mit besondern Namen zu bezeichnen, auf daß er seine Vorstellungen davon Andern mittheilen könne. Man begeht jedoch einen großen Irrthum, wenn man glaubt, daß der Mensch ohne Sprache unfähig des Gedankens wäre. Der Gedanke ist nicht erst eine Frucht des Wortes, sondern das Wort ist Frucht des Gedankens. Wie wollten wir den Gedanken mit einem Tone bezeichnen, ehe er vorhanden wäre?

Der menschliche Geist denkt eben so wohl ohne alle Sprache, als die menschliche Seele, ohne ein äusserliches Zeichen der Lust und Traurigkeit zu geben, dennoch einen angenehmen oder unangenehmen Zustand empfinden kann. Taubstumme, welche sonst keine innere Gebrechen haben, wodurch die Thätigkeit ihres Geistes gehemmt wird, Taubstumme, die nie einen Klang vernommen haben, denken nicht minder, als die, welche in der

Gewalt der Rede und des Gehörs sind. Ein Beweis ist, daß sie sich zur Mittheilung ihrer Gedanken leicht eine Reihebezeichnung vermittelst der Geberden erfinden.

Zwar, weil wir der Sprache und der beständigen Mittheilung unserer Vorstellungen gewohnt sind, scheint es uns selbst, als wenn wir nicht anders, als in bestimmten Wörtern denken könnten, und als wenn wir, ohne uns unsere Gedanken in Wörtern abzubilden, gar nicht fähig zu denken wären. Doch schon der Anblick jedes unmündigen Kindes, welches noch gar nicht reden kann, belehrt uns aus seinen Handlungen, daß es Vorstellungen und Urtheile mache. Ein Kind, welches erst reden lernt, beweiset in seinem Stammeln und mühsamen Aufsuchen der Töne und Laute für das, was es sagen möchte, daß es mehr Gedanken als Worte für dieselben habe. Und wem, wenn er auf sich selbst einigermaßen Acht hatte, wäre es entgangen, daß er die schönsten und tiefsten seiner Vorbegriffe gar nicht auszudrücken vermochte, weil er entweder nicht Uebung genug im Darstellen durch die Rede besaß, oder die Sprache überhaupt zu arm an Worten für die Bezeichnung seiner Gedanken war?

Das Denken des Geistes ist ein wunderbar schnelles Wirken, dem an Geschwindigkeit nichts Irdisches zu vergleichen ist. Wir bezeichnen mit den Worten der Rede nicht den tausendsten Theil dessen, was wir wirklich in uns sinnen, sondern nur einzelne Punkte des rasch hinfliegenden Ge-

dankenstromes, wo er gleichsam höhere Wellen wirft. Oft bezeichnen wir dergleichen, und verstehen uns in unserm Innern gar wohl; wir finden vollen Zusammenhang zwischen dem, was wir sagten, mit dem, was wir dachten; aber es ist dem dunkel und unzusammenhängend, der es hört, weil er die flüchtige Reihe anderer Vorstellungen nicht kennt, die wir nicht mit Worten insgesammt bezeichnen konnten, weil die Zunge unendlich langsam neben dem schnellen Fortlauf der Gedanken ist.

Wenn daher im Tode Seele und Geist von ihrem Körper scheiden, hört das Denken deswegen nicht auf, weil die Sprachwerkzeuge im Grabe Staub und Asche werden. Es fehlt dem Geiste nur das Mittel, seine Gedanken irdischen Naturen mitzutheilen. Aber daß Geister nicht auch auf andere Geister noch ferner wirken und sich ihnen auch ohne Vermittelung des irdischen Werkzeuges mittheilen könnten: wer möchte dies bezweifeln?

Wer hat die unendliche Schöpfungskraft des allmächtigen Gottes ermessen? So wie der irdische Leib in vielen Dingen den Geist lähmt und seine Fessel wird, so ist auch die Sprache für diesen nur ein mühsames, schwerfälliges, unvollkommenes Mittel gewesen, seine innern schnellen Bewegungen darzustellen. Das Bessere und Vollkommenere bleibt ihm in der Freiheit und Verklärung vorbehalten.

Die Sprache ist aber zugleich durch die na-

türliche Schwerfälligkeit ein herrliches Gegengewicht für die flüchtige Thätigkeit des Geistes; dieser fühlt sich gezwungen, fester und länger vor einzelnen Gegenständen zu weilen. Er wird eben dadurch tiefer in Erkenntniß derselben und sich selbst in seiner Wirklichkeit deutlicher.

So entsteht die Pflicht des Sterblichen, höhern Fleiß auf die Vervollkommnung seiner Sprache selbst zu wenden, theils um fähiger zu werden, sich andern Geistern mitzutheilen in allen Einsichten, theils um sich selbst klarer zu werden. Wer deutlich denken kann, wird sich deutlich auszusprechen wissen; und umgekehrt, wer sich Andern verständlich machen kann, beweiset, er habe sich selbst verstanden und denke in Klarheit. Wie das Wort als ein Kleid des Gedankens angesehen werden mag, so ist die Sprache im Ganzen das Abbild des Geistes in seinem Innern. Aus der Sprache einer Nation erkennen wir alle Züge und Eigenheiten ihrer Denk- und Gemüthsart.

Wer daher mit Liebe zum Vaterlande die Tugenden und Eigenthümlichkeiten seines Volkes beschirmen will, der beschirme die Sprache desselben gegen Fremdartigkeiten und gegen die Vermischung mit den Sprachen anderer Völker. Denn Jedem ist nur das gerecht, angemessen und wohlthuend, was er durch sich selbst und seine eigene Natur ist; alles Fremde und Nachgeahmte ist ein Entlehntes, wel-

ches unserm Wesen nicht frommt, uns entstellt und verzerrt.

Du findest Gefallen am Schmuck deines Körpers durch köstliche oder doch anständige Gewänder. Durch sie bezeichnest du oft dein Verhältniß im bürgerlichen Leben, deinen Vermogenszustand, deinen Rang. Ist nun der Geist mehr denn der Leib, und die Sprache gleichsam das Gewand des Geistes: so wende nicht minder Sorgfalt auf diese. Auch durch sie bezeichnest du den Reichthum oder die Armuth und den Rang deines Geistes, so wie den deines Volkes gegen andere Völker in geistiger Hinsicht.

Alles, o mein Schöpfer, was Du uns zur Vermehrung unserer Vollkommenheiten gegeben, ist unserer dankbaren Aufmerksamkeit würdig, und macht uns die Pflicht heilig, es mit Weisheit zu benutzen.

Die Sprache aber ist eins Deiner göttlichsten Geschenke an das menschliche Geschlecht; in ihr offenbaren sich auf Erden die Geister einander; in ihr verehren wir, beten wir Dich an, Allgütiger! Wer dieses edle Gut verwahrloset, verstümmelt der nicht sich selbst, und macht sich unfähiger sowohl zum Lehren als zum Lernen dessen, was heilsam ist? — Ist dies nicht Vernachlässigung eines der Pfunde, die Du uns anvertraut hast, von deren Anwendung wir Rechenschaft geben sollen?

Gelobet sei Dein heiliger Name und Deine

ewige Gnade von den Zungen aller Erschaffenen, bis wir Dich einst würdiger mit Engelszungen preisen dürfen. Amen.

IX.

Die Erdbewohner und ihre Religionen.

Erster Theil.

Weisheit Sal. 15. 3.

Vater Aller! alle Erdenkreise,
Alle Zeiten ehren Dein Gebot,
Horden Wilde, Heilige und Weise
Nennen Zevs, Jehova Dich, und Gott.

Großer Urquell, den ich nie ergründe,
Dahin nur beschränkst Du meinen Sinn,
Daß ich immer Deine Güte finde,
Und nur seh', daß ich ein Blinder bin.

Jedem gabst Du in dem finstern Stande
Das Gefühl, was gut und böse sei:
Legtest die Natur in ihre Bande,
Aber liessest unsern Willen frei.

Gott, Dein Tempel ist der Himmel Sphäre,
Erde, Meer und Luft Dein Opferhain;
Jauchzet, Völker, jauchzt zu seiner Ehre,
Und das Weltall müsse Weihrauch streu'n!

Ich sehe das Geschlecht der Sterblichen, in welchen Weltgegenden, Ländern, Städten, Dorfern

es wohne, von der Frühe des Morgens bis zur Nacht bemüht, sich zu speisen, zu tränken, zu kleiden, Nahrung oder Obdach zu suchen, wie andere Thiere. Es vermehrt sich, es stirbt ab. Man säet, man pflüget, man schmiedet, man bauet, man forscht, man reiset, man schwimmt über Meere, man arbeitet unter der Erde, man lernt, man lehrt, man regiert, man überfällt sich, mordet, liebt, vereinigt, trennt sich. Ich finde dies Alles oder Aehnliches im Reiche der Thiere unter verschiedenen Gestalten wieder. Es geschieht, wie bei den Thieren, Alles um des Leibes und der Lust willen. Todesfurcht und Wohlbehagen, Hunger und Geschlechtstrieb erzeugen Arbeitsamkeit und Ruhe, Haß und Liebe, Entzweiung und Eintracht auf mannigfaltige Art unter den Thieren und auf mannigfaltige Art unter den Menschen.

Wäre es dem Bewohner eines andern Sternes vergönnt, auf den Erdball niederzusteigen, um das Gemüth und Wesen und die abwechselnden Lebensweisen, Naturtriebe und Stimmen der Geschöpfe zu beobachten, er würde den Menschen kaum für ein wunderbareres Geschöpf als alle übrigen halten, noch ihm größere Vollkommenheit zutrauen. Denn seine schönsten Paläste sind noch nicht so kunstvoll und schön, als das Blumengehäuse eines Wurms; sein Gewebe nicht so sinnreich und zart gesponnen, wie die Gewebe der Spinne; das Insekt kleidet sich unbegreiflicher ein, als er; die Nachtigall singt süßer; die Zugvögel reisen mit größerer Schnelligkeit, Sicherheit und Bestimmt-

heit von Welttheilen zu Welttheilen; die Arbeiten der Biene für ihren Lebensunterhalt, ihr Schweben von Blume zu Blume, ihre Entfernung ohne Verirrung, ihr Wahrnehmen der Witterungswechsel ist ausserordentlicher; der Löwe ist stärker; der Adler schwingt sich höher. Ueberall wird der Mensch an irdischen Vollkommenheiten von einzelnen Thiergattungen übertroffen: überall ist er unbeholfener und ärmer, sein Leben zu fristen, sein Bedürfniß zu stillen. Nur dadurch möchte er in seiner Eigenthümlichkeit wunderbar neben den andern scheinen, daß er von allen andern Geschöpfen erst lernen muß, wie er es zu machen hat; vom Baum selbst, wie er pflanzen, von der Aehre erst, wie er säen müsse. Er ist gleichsam bestimmt, der Nachäffer der ganzen Natur zu sein. — So möchte er vielleicht den Blicken des Bewohners aus einem andern Weltkörper erscheinen.

Und gewiß ist der Mensch, wie er in seinen Alltagsgeschäften erscheint, auch nur meistens Thier, und mehr nicht, so groß er sich auch dünke.

So irdisch sein gemeines Leben ist oder scheint, spricht doch wieder aus demselben etwas Anderes hervor, das nicht irdisch ist, und nicht für diese Welt gehört. Es hilft ihm dasselbe nicht zur Fortpflanzung seiner Art, nicht zur Nahrung, zur Kleidung, zum Obdach oder Wohlleben. Er strebt wo anders hin, und über sein Leibliches hinweg, vom Staub empor zum Himmel. Er geht von den Mühen des Tages in die Einsamkeit und betet. Durch das Geräusch des Alltagslebens, seiner

Heere und Flotten, seiner Gewerbe und Jahrmärkte, erklingen feierlich, wie aus den Wolken nieder, die Stimmen der Glocken. Sie mahnen an das Höhere, Geistige; zur Verehrung des höchsten Wesens in den Tempeln. Wie in der abendländischen Christenheit die Luft vom Glockenruf zahlloser Kirchen erschallt, so ruft im Morgenlande von den Thürmen herab der Tempeldiener die Gläubigen zur Andacht, und Tausende wenden sich betend gegen Aufgang der Sonne, und beugen ihre Stirn in den Staub vor dem, vor welchem Alles Staub ist. Die Schulen der Juden erklingen vom Preise Jehovah's. Durch Arabiens Wüsten ziehen einsame Schaaren der Wallfahrer zum Grabe ihres Propheten. Der Indier kniet an seinem heiligen Strome Ganges. Der Perser geht auf des Hügels Höhen, fern vom Getöse des Lebens zum Ursprung des Lebens zu beten, und seine Arme zur Sonne, als dem Sinnbilde des unsichtbaren Gottes, zu erheben. In den weiten Räumen wandernder Hirtenvölker steigen Rauchsäulen der Opfernden auf von einfachen Altären. Der Wilde liegt seufzend vor einem Bilde, und fleht zum großen Geist.

Das ist das Erhabenere des Menschengeschlechts! Aller Orten geht das Geistige über das Irdische auf, und über den dumpfen thierischen Naturtrieb die heilige Sehnsucht der Seelen zum Unsichtbaren, der das Vergängliche an das Ewige knüpft. Alles hat sein Gebet, Alles seine Religion; nur das vernunftlose Thier nicht, und unter den Men-

schen der nicht, welcher aus wahnsinnigem Vernunftstolz dem Thier wieder gleich wird, und Gott und Ewigkeit bezweifeln oder läugnen will. Aber die Zahl dieser Irrenden ist klein und ein Nichts gegen die Allheit des Menschengeschlechts. Ihre vermeinte Weisheit ist eine widerspruchvolle Verzerrung ihres Gemüths, in welcher sie sich Götter dünken im Weltall. Aber in allen Erdstrichen, in allen Zeitaltern betet die Menschheit, und hat gebetet in Salomons Geist: Dich, Gott, kennen, ist eine vollkommene Gerechtigkeit; und Deine Macht wissen, ist eine Wurzel des ewigen Lebens. (Weish. Sal. 15, 3.) Denn nur erst alsdann ist der Mensch wahrlich Mensch, und als das Vollkommenere gerecht, was er sein soll, nämlich über die Thierheit emporragend, wenn er Gott kennt; und je mehr er die Macht und Größe Gottes erkennt, je heiliger wird das Gemüth; je tiefer wurzelt es in das, was nicht Staubessache, sondern Ewiges ist.

Während aber in allen vernünftigen Wesen Bewußtsein, Glaube und Ahnung des lebendigen Gottes ist, erregt die unübersehbare Mannigfaltigkeit der Vorstellungen von Gott, die große Verschiedenheit der Religionen auf dem weiten Erdboden mein Erstaunen. Wenige Völker haben eine und dieselbe. Von etwa tausend Millionen Menschen, die auf unserm Weltall wohnen, gehören kaum zweihundert Millionen zum Bekenntniß des

christlichen Glaubens. Inzwischen ist das Christenthum in allen fünf Theilen der bewohnten Erde ausgebreitet; aber auch die Juden sind es, diese treuen Verehrer der Gesetze Mosis. Die Lehren Mahomeds von Gott und der Ewigkeit und den Pflichten der Sterblichen gegen das höchste Wesen gelten nicht nur in einem Theile Europa's, sondern weit mächtiger noch in Asiens ungeheuern Reichen und Inseln, wie in Afrika, und dessen wenig bekanntem Innern.

Viele Völker des Morgenlandes nennen wir Heiden; aber sie haben vom Herrn sehr geläuterte Begriffe; in ihrer Tugendlehre die edelsten Gesetze; in ihrer Gottesverehrung Einfalt, Würde und Andacht. Bei weitem die meisten Religionsarten verschiedener Nationen sind uns unbekannt, entweder weil nur selten genau beobachtende Reisende zu ihnen kamen, oder ihre Sprachen uns noch allzudunkel und fremd sind. Von vielen wissen wir, sie beten zu den Sternen; von andern, sie verehren große Menschen der Vorwelt, oder die Kraft des Feuers, oder das Wohlthätige wunderbarer Thiere und Pflanzen, oder selbstverfertigte Götzenbilder. Aber ob sie den Stern oder die Pflanze, den Helden der Vorwelt, oder das Thier, oder das Bild für den lebendigen Gott selbst halten; ob sie ihn nur unter einem Sinnzeichen seiner Macht und andern Eigenschaften verehren, dies ist schwer zu erfahren. Ohne Zweifel gibt es, wie bei uns, auch bei allen andern Völkern des Erdbodens verschiedene höhere und niedere Stufen der

geistigen Fähigkeiten und Ansichten. Und wie in vielen christlichen Kirchen der unwissende Haufe vor den todten Bildnissen heiliger Sterblichen kniet, und von den Bildnissen selbst wunderbare Wirkungen erwartet, während doch dieselben für den Besserunterrichteten nur als Erinnerungsmittel dastehen, vor ihnen das unvergängliche Heilige zu verehren, nicht in ihnen deren Kraft anzubeten: so wird auch bei denen, welche Heiden heißen, großer Unterschied der Vorstellungen bei derselben Sache sein, die äusserlich von Allen auf einerlei Art verrichtet wird.

Und warum diese große Abweichung menschlicher Vorstellungen unter einander vom höchsten Wesen, welches doch Alle suchen und Alle verehren, wenn auch auf verschiedene Art? — Warum diese Vielförmigkeit der Religionen?

Geschöpf! welche Rechenschaft forderst du vom Schöpfer? Diese Mannigfaltigkeit war sein heiliger Wille. Oder zweifelst du, daß auch etwas ohne seinen Willen sein könne? Hat er es gewollt, so lagen erhabene Zwecke in seiner Absicht, die wohlthätig sind, obgleich dein begrenzter Verstand sie nicht ergründet. Ueberall in seinen Schöpfungen ist die unendlichste Mannigfaltigkeit von Erscheinungen sein Gebot. Welche Buntheit der Farben, Gestalten und Eigenheiten der zahllosen großen Weltkörper des Himmels, der Steine, der Gewächse, der Thiere, der Menschen auf Erden! welche Abweichungen eines Menschen vom andern, und des einzelnen Menschen von sich, in seinem

verschiedenen Alter von der Kindheit bis zur Greisenschaft! Wer kann denn nun sagen, welche Bildung und Art zu sein eigentlich von allen die vollkommenste sei? Ist nicht jedes in seiner Gattung und Weise vortrefflich und nothwendig? Nur das große Ganze mag vollkommen heißen, das Einzelne davon ist bloß zweckmäßig.

Wenn ich bedenke, daß jeder einzelne Mensch in seinen religiösen Vorstellungen und Gesinnungen nie sich gleich bleibt und es sogar nicht bleiben kann: wenn ich bedenke, daß ich als Kind in der mir beigebrachten Glaubensweise ganz anders dachte und empfand, als später, da ich Jüngling wurde; daß ich durch viele Erfahrungen im männlichen Alter meine jugendlichen Religionsbegriffe sehr verändere; daß ich im hohen Greisenalter, mit vielem Andern, auch meine Ansicht von göttlichen Dingen umschaffe: so muß sich allerdings meine erste Verwunderung über die Vielgestaltigkeit der Religionen bei den Bewohnern des Erdbodens mildern.

Ja, wenn ich dazu noch erwäge, welchen Einfluß die Verschiedenheit der Himmelsstriche, oder der warmen und kalten Klimate auf die Naturen der Länder und ihrer Pflanzen, Thiere und Menschen hat; erwäge, wie ernst und rauh der Sterbliche in den Gegenden ist, die nahe an den Gebieten des ewigen Schnees liegen, wie weichlich, schlaff und träge der Einwohner brennend heißer Landstriche ist; wie da die Temperamente, die Neigungen, die Leidenschaften nothwendig gleichsam

andere Töne annehmen: so wird mir hell und klar, daß die Religionsarten ewig auf Erden verschieden bleiben werden, obwohl die Menschheit überall einerlei Geistesrichtung zu Gott, Ewigkeit und Tugend behält.

In den kalten Nordländern, wo der Mensch mit größerer Anstrengung dem viele Monate lang von Eis erstarrten Boden die Früchte der Nahrung abzwingen, wo er sein Vieh sorgfältig in warme Ställe einschliessen muß, damit es nicht im Frost des Winters verderbe, ist er selbst rauher, ernster. Sein Blut ist gleichsam kälter. Kraft ist sein Stolz. Der Verstand ist in ihm vorherrschend, seine Einbildungskraft weniger lebendig, oder düster, wie sein wolkenreicher Himmel. Und ernst ist auch seine Religion. Ihn erquickt darin mehr der Gedanke, als das Bild. Seine Kirchen sind einfach, wie seine Landschaft im größten Theile des Jahres. Er liebt Freiheit des Muthes, wie des Urtheils. Darum sind selbst seine Könige durch Gesetze und Stande beschränkt. Auch in der Kirche will er keine bindende Macht eines Spruches anerkennen. Wer ändert ihn?

In den warmen Ländern ist feuriges Blut, lebendigere Einbildungskraft. Der wolkenlose freundliche Himmel, die bunte Pracht der Erde, die brennenden Farben der Blumen und Vögel, Alles in der Natur wirkt mächtiger auf die äussern Sinne. Das kühle Urtheil des Nordländers, dessen schmuckloser Gottesdienst, sind dem Bewoh-

ner der mittäglichen Himmelsstriche ungenügend. Dieser schmückt seinen Glauben mit den Gebilden seiner Einbildungskraft, wie seine Kirche mit allem Pomp des Aeusserlichen und dem Glanz aller Farben. Sinnlicher, weichlicher, üppiger, bereitet seine Kirche ihm Feste um Feste; heftiger in seinen Gefühlen, wird er geneigter zur Flucht in Einöden, zur Ertödtung des Fleisches, zur gottgeweihten Selbstmarter. Wer schafft seine Natur um?

Sogar in den gemäßigten Strichen der Erde findet man solche entgegengesetzte Eigenthümlichkeiten, je nachdem die Länder der kältesten und heißesten Weltgegend näher liegen. Daher mußte selbst in der christlichen Religion und Gottesverehrungsart große Abweichung entspringen. In den nördlichen Reichen unsers Welttheils sind die einfachen, mehr den Verstand ansprechenden, schmucklosern Gottesverehrungen herrschend; in den Ländern gegen Mittag waltet mit Majestät und alle Gefühle beseligend die katholische Kirche.

Warum verspottet der Norden thörichter Weise den Süden? Warum tadelt er den Glauben und die Kirche, in welcher Millionen Glückseligkeit und Seelenruhe finden? Sende deinen dunkel bewölkten Himmel, deinen halbjährigen Winter, deine Tannenwälder über die blühenden warmen Mittagsgefilde: dann erst können die Bewohner derselben sich in deine wärmenden Pelze hüllen und den Werth deiner einfachen Gottesverehrung erkennen. —

Warum verdammt voll Eigendünkel der Mensch im Süden den einfachen, geistigen Glauben des Nordländers? Warum verurtheilt er sie, die Jesum verehren, und die, wie er, auf Thätigkeit und Kraft der Tugend dringen, als Verlorne und von Gottes Liebe Verstoßene? Reize mit dem Saft deiner Pflanzen ihre Nerven, erwärme mit der Sonne deines Himmels ihren Boden, und treibe ihren Monate langen Schnee auf ewig von ihren Fluren, dann werden sie zu dem Altar zurückkehren, an welchem du betest.

Es ist ein trauriger Beweis von der Unwissenheit und Rohheit der Menschen, daß sie sich tadeln und hassen, weil sie einander nicht gleich stehen. So wenig auf Erden jemals einerlei Sprache, einerlei Kleidung, einerlei Lebensart möglich ist, so wenig wird jemals auf Erden einerlei Kirchenpartei Statt finden, auch wenn sich einst alle Knie im Namen Jesu Christi beugen, und Jesu Lehre endlich alle Sterblichen beseligt. Darum sei fern von mir, daß ich verachte oder schelte, die nicht mein Glaubensbekenntniß aussprechen! Fern sei von mir, daß ich die Christen in den verschiedenen Kirchen verdamme, die nicht eins sind mit der Kirche, welche für m e i n Gemüth die allein seligmachende ist! — Alle, Alle sind Deine Erlöseten, Alle, die Dich fürchten und Deine Gebote halten, Vater im Himmel. Nicht ihr äusserlicher Gebrauch, nicht ihr Meinen, sondern, wie Jesus spricht: das ist das ewige Leben, daß

sie Dich, daß Du allein wahrer Gott bist, und den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen. (Joh 17, 2.)

O Du, Unbegreiflicher, Segnender, Allesdurchdringender, Allesliebender! Du, den das Geschlecht der Sterblichen seit Jahrtausenden in tausend Sprachen, in tausend verschiedenen Vorstellungen, Tempeln, Moscheen, Kirchen, Schulen, Hainen und Berghöhen anbetet! Einziger! Lebendiger! mein Gott! höre im Lobgesang Deiner Kreaturen, höre im hohen Lied der Miriaden Sonnen, welche durch Deine Himmel fliegen, auch meines Mundes frommes Stammeln! Denn auch ich, Du, dem Alle gehören, der Allen gehört, auch ich bin Dein Kind.

Ich kann Dich anbeten, darum darf ich, darum soll ich beten zu Dir, ohne welchen meine Seele nichts, mein Leichnam ein umherwehender Staub wäre. Ich kann beten, darum steigt mein Geist mit schaurigem Entzücken in den Gedanken Deiner Herrlichkeit zu Dir empor und erschwingt der menschlichen Geister allerhöchste Höhe — die Erkenntniß Deiner Majestät.

Anbetung, Preis und Dank Dir, daß Du, Barmherziger, Dich mein erbarmtest, ehe ich war, und mich aus dem Schoose des Nichts mit Deiner Allmacht hervorriefst; daß Du meine Augen öffnetest, Dich zu finden! — Anbetung Dir und Preis und Dank, daß Du Deinen Sohn, meinen Erleuchter, Jesum Christum, in die Welt sandtest,

auch zu meines Geistes Erleuchtung und Erlösung von thierischer Finsterniß und den Taumeln der Sünde! Durch seine Liebe ward mir vollkommene Gerechtigkeit, und meinem ganzen Daseyn die Wurzel des ewigen Lebens. Denn Dich kennen, ist eine vollkommene Gerechtigkeit, und Deine Macht wissen, ist eine Wurzel des ewigen Lebens.

Aber auch sie sind Deine Kinder, in deren Nächten noch keine Sonne der Wahrheit aufstieg; denn Alle schufst Du, Alle rufst Du, Alle suchen Dich, Alle beten zu Dir! Und ob sie beten im Walde oder auf den Hügeln der Berge, oder in hochgebauten Tempeln von Stein und Erde, oder im Schatten des alten Baumes; ob sie Dir Weihrauch anzünden, oder Brandopfer auf Altären, oder fromme Gelübde darbringen im Herzen; ob sie Dich finden im unendlichen All, oder im glänzenden Tagesgestirn, in der Kraft des vernunftlosen Thieres, oder in der Heiligkeit des von Dir gemachten Bildes – sie sind Deine Kinder, ihre Sehnsucht sucht Dich und ruft Dich, wie Dich meine Sehnsucht sucht und ruft. O du unendliche Vollkommenheit, was sind wir Staubesgeschöpfe vor Dir! Wer darf vor Dir sich der Weisheit und vollkommenen Erkenntniß rühmen? Die Weisheit der einsichtvollsten Sterblichen und die Dürftigkeit der Erkenntniß des Wilden auf den Inseln des Meeres, sind von Dir kaum eines Haares Breite von einander getrennt. Du bist hoch über Alle; Alle segnend, Alle liebend! Du ordnest die Welt,

und hast die Kreise der Erde gezogen und sie mit Deinen Menschen bevölkert. Du hast es angeordnet, daß nicht Alle auf gleiche Weise Dich anschauen und verehren. Warum sollte ich die hassen, welche nicht glauben und nicht sehen, wie ich? Warum die verdammen, und des ewigen Elendes werth halten, die Du lieb hast, wie mich, und anders denken, empfinden, beten, als ich, weil sie nicht anders können nach Deinem Willen? Wer recht thut und Dich fürchtet, der ist Dir angenehm in allerlei Volk; nicht die Person, nicht die Meinung, nicht die Vorstellungsart siehst Du an.

O du Alles mit gleicher Liebe Umfangender, ja, ich will lieben, wie Du, und in stummer Demuth Deinen Willen verehren. Amen.

X.

Die Erdbewohner und ihre Religionen.

Zweiter Theil.

Matth. 7, 16 — 20.

Hilf, daß auf der ganzen Erde
Deines Willens Heiligkeit,
Großer Gott, empfunden werde!
Alle Völker, weit und breit,
Alle Werke Deiner Hände,
Müssen Dir gehorsam sein;
Alle Deiner Huld sich freu'n,

Bis an Deiner Schöpfung Ende.
Nur wer Deinen Willen thut,
Dessen Glaub' ist wahr und gut.

Allerdings kann die Mannigfaltigkeit der Religionen, die man bei verschiedenen Völkern des Erdbodens findet, Erstaunen erregen. Wenn man aber die Ursachen dieser Vielgestaltigkeit beobachtet, erscheint uns dieselbe weniger wunderbar. Wir begreifen es, daß die Verschiedenheit des Einflusses des Himmelstriches, der Umgebungen, der Nahrung, auf das Gemüth der Menschen ungemein groß sein, und, wie in ihrem Temperament, auch in ihrer Denkart Verschiedenheit hervorbringen müsse.

Inzwischen bemerke ich in aller dieser Mannigfaltigkeit der Glaubensmeinungen eine gewisse Uebereinstimmung in den wesentlichen Dingen, ohne welche die Religion nicht mehr Religion sein könnte. Dies Wesentliche aller Religionen ist immer: Glaube an Gottheit, Verhältniß des Menschen zum Göttlichen, und Wirkung solches Verhältnisses auf ein Leben nach dem Tode. Wie in der christlichen Religion, so finden wir diese Hauptsätze selbst bei den wildesten Völkerstämmen.

So lange der Verstand der Völker noch unerleuchtet ist, werden auch diese drei Dinge von ihnen äusserst unvollkommen gedacht werden. Auch bei den Heiden ist Glauben an Gottheit, aber sie bevölkern Erde und Himmel mit vielen Göttern.

Auch sie fühlen ein unvermeidliches **Verhältniß** zwischen sich und den Göttern, von denen sie alles Böse fürchten, alles Gute hoffen. Darum erkennen sie gewisse Pflichten an, welche der Mensch gegen die Götter habe. So sind die Opfer entstanden. Auch ist in ihnen heller oder dunkler die Vorstellung von einem Leben nach dem Tode, auf welches ihre Götter großen Einfluß haben.

Je ungebildeter ein Volk ist, je verworrener ist dessen Religionsbegriff. Aber auch diese kindischen Vorstellungen der Menschen von göttlichen Dingen beurkunden die Erhabenheit des Menschen über das Thier, und daß sich die Gottheit in ihm geoffenbart habe. Denn woher sonst der Gedanke an Gott, Ewigkeit und Menschenpflichten? Daß man weiß, daß Gott sei, sagt Paulus, ist den Heiden offenbar, denn Gott hat es ihnen offenbaret, damit daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen; so man das wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt: also, daß sie keine Entschuldigung haben. (Röm. 1, 19. 20.)

Je mehr sich die Völker ausbildeten und reif wurden, je mehr machten sie **Zusätze zu den uranfänglichen Religionsbegriffen.** Es mag Völker gegeben haben, und noch geben, in denen bloß erst der Gottesglaube lag, und bei denen sonst weder Opfer für die höhern Wesen, noch Spuren von Erwartung einer Fortdauer nach dem Tode gefunden werden. Aber aus dem Got-

tesglauben ging, wie aus einem Keim, bald die Furcht und Hoffnung, das Gebet und der Opferdienst, also der Anfang zur Religiosität, hervor; endlich auch der Gedanke an die Unsterblichkeit, Lohn und Strafe jenseits des Grabes. Nun gestaltete sich diese Urreligion nach Maßgabe der Erfahrung und Gemüthsarten der Nationen weiter aus, und es entstanden die Abweichungen.

Die Menschen, als sinnliche Wesen, suchten sich von jeher, wie noch heute, das, was eigentlich nichts als Gedanke war, zu versinnlichen, um es deutlicher zu denken. So machten sie sich von ihren Gottheiten erst sichtbare Ebenbilder: bald war der Stier, als Sinnbild der Stärke durch die Kraft seiner Hörner, bald die Schlange, als Sinnbild der Klugheit und Fruchtbarkeit, zugleich das Sinnbild der unsichtbaren Gottheit. Es entstand durch Verwechselung des bloßen Zeichens mit dem, was es bezeichnen sollte, der Götzendienst, die Bilderanbetung. Er wurden bleibende Altäre, bleibende Wohnungen der Gottheiten, oder Götzentempel, erfunden, bleibende Diener der Götzen, oder Priester angestellt, und Alles, was im Innern des Gemüthes als Gedanke und Gefühl gewesen, trat in das sinnliche Leben verkörpert über. Wir finden daher bei allen Völkern, neben ihrer Religion, gleichsam die sinnliche Hülle derselben, die Kirche; oder neben der innern Gottesfurcht den äussern Gottesdienst.

Von Zeit zu Zeit standen nun Männer von

höhern Einsichten, oder Männer auf, die Gott selbst weihete, Licht in der Geisterwelt zu verbreiten und seine würdigere Erkenntniß zu offenbaren. Ein solcher Gottgesandter war Moses. Aber auch Perser, Juden, Chinesen und fast alle alte Völker rühmen sich, wo nicht göttlicher Offenbarungen, doch sehr erleuchteter Weisen, welche ihren Vätern eine bessere Erkenntniß Gottes und der menschlichen Pflichten gegeben haben. Manche Völker hielten die Weisen des hohen Alterthums für etwas Göttliches, und erwiesen ihnen auch göttliche Verehrung.

Dies alles mußte nothwendig zur noch größern Vermannigfaltigung der Religionen auf Erden beitragen, so wie die Gottesverehrungsarten. Ungeachtet der Urkeim der Religion überall derselbe gewesen war, hatte er sich, je nachdem er in verschiedenem Boden aufkeimte, in unendlicher Verschiedenheit entfaltet. So bringt der gleiche Same zwar die gleiche Pflanzengattung hervor, aber unter tausend Pflanzen derselben Art ist keine in allen Theilen ganz wie die andere beschaffen.

Ein jedes Volk, von Kindheit auf in die Religion seiner Väter eingeweiht, hielt die seinige immer noch fur die beste und wahrste. Gewohnheiten und früh eingesogene, nachher schwer zu entwurzelnde Vorstellungen, wirkten auf die Denkart des einzelnen Menschen, wie des ganzen Volks. Und so haben die Religionen gewiß nicht minder auf Sitten, Gebräuche, Gesetze und Staats-

verfassungen zurückgewirkt, als die Beschaffenheit des Himmelsstriches, unter welchem die Völker wohnten, auf die Gestaltung ihrer religiösen Vorstellungen und kirchlichen Meinungen gewirkt hatte. Und dies sowohl, als daß Jedem seine Religion das Höchste und Heiligste ist, welches er sich nicht antasten und entweihen lassen kann, ohne sein ganzes Verhältniß zu allem Wahren und Guten und Großen zerstören zu lassen, macht die Völker in Religionsangelegenheiten unduldsam gegen einander. Diese Unduldsamkeit ward eine neue und mächtige Befestigung jeder Religion, daß sie sich nicht leicht mit einander vermischen, oder ganz ausrotten ließ. So war auch von dieser Seite die Vereinbarung aller Religionen in eine einzige erschwert oder unmöglich gemacht.

Sehr natürlich mußte aus der Ueberzeugung jedes Einzelnen vom heiligen Werth und der Wahrheit seines Glaubens, und aus der liebevollen und dankbaren Verehrung seines Glaubensstifters folgen, daß man Andere, die anders glaubten, entweder für Verirrte und Unwissende, oder für Boshafte und Gottlose hielt. So entwickelte sich mit dem Religionshaß die Wuth der Religionskriege, welche in der Geschichte des menschlichen Geschlechts blutige Flecken hinterlassen haben, und durch die Natur der Dinge selbst unvermeidlich und nothwendig werden. Nur wer, gleich einem unmündigen Kinde, so ungebildeten Geistes ist, daß er noch nie keine feste Meinung, keine Wahrheit, kein Heiliges hat, kann gleichgültig gegen das

bleiben, was ein Anderer für wahr und heilig hält. Es gehört schon eine hohe Geistesentwikkelung dazu, um das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Nothwendige vom Hinzugekommenen zu unterscheiden, und einzusehen, daß Meinung, Gefühl, Ueberzeugung und Heiligthum des Einen nicht Sache Aller sein könne, und man daher nachsichtsvoll und duldend sein müsse.

Gegen Unwissende und Verirrte sind wir weit schonender, als gegen solche Menschen, die recht absichtlich boshaft sind. Gegen jene empfinden wir oft Mitleiden, während uns die Abscheulichkeit von diesen empört. Leute, deren Religionsmeinungen durchaus von denjenigen verschieden sind, in welchen wir erzogen wurden, pflegen uns nur als Unwissende und weit von der Wahrheit Verlorne zu erscheinen. Wir bedauern sie. Wenn hingegen Personen mit uns in den Hauptgrundsätzen übereinstimmen, aber in Nebendingen oder Folgerungen einer anerkannten Wahrheit von uns abgehen: so wird uns die Ursache ihrer Abweichung fast unbegreiflich. Wir werden geneigt, zu glauben, daß sie vorsätzlich und zum Trotz, oder aus eigennützigen Beweggründen, nicht denken und sehen wollen, wie wir, ungeachtet sie doch der Wahrheit ganz nahe stehen. Daher entspringt Haß; daher, daß diejenigen Glaubenssekten und Kirchenparteien einander immer am allergrimmigsten verfolgt haben, welche einander am nächsten waren. Nie haben die Christen wohl so großen Zorn gegen Heiden empfunden, als in den Zeiten

der großen Kirchenspaltungen Katholiken und Protestanten, die beide Jesum Christum als ihren göttlichen Lehrer und Seligmacher verehren, wider einander hegten.

Es ist in der That nur eine einzige Religion unter den Völkern, aber es gibt viele Religionsarten. Es kann nur eine Religion geben, weil nur ein Gott ist, dem Alle zugehören, nach welchem sich alle Herzen hinwenden. Und in so fern haben alle Menschen nur einen Glauben, nämlich der Gottheit; nur eine Pflicht, die aus dem Verhältniß des Menschen zu Gott entspringt, nämlich die Liebe; nur eine Hoffnung, nämlich die des vergeltenden Lebens nach dem Tode. — Aber es gibt viele Religionsarten, oder mannigfaltige Gestalten des Glaubens in den Vorstellungen; der Liebe in den Handlungen gegen Mitmenschen; der Hoffnung in den Vermuthungen über die Beschaffenheit des zukünftigen Daseins. Die Verschiedenheit der Religionsarten ist unabänderlich, wie die Verschiedenheit der menschlichen Naturen.

Welche aber ist nun von allen Arten der auf Erden vorhandenen Religionen die beste?

Diese Frage ist schon oft aufgeworfen worden zwischen den Glaubensparteien, und gab zu großem Streit Anlaß. Denn weil jede Partei bewies, daß ihre Ueberzeugung die wahrste und beseligendste sei, und daß sie in der Meinung der Gegenpartei Irrthum und nirgends Gemüthsberuhigung fände,

so war nie an Vereinbarung der Gesinnungen zu denken. Doch ward mit solchem Streit zugleich eben so oft bewiesen, daß nicht jede Glaubensart für jeden Menschen gleich einleuchtend, gleich wohlthuend und passend sei; daß mithin für verschiedene Völker verschiedene Glaubensarten sein müssen, und daß diejenige Religion für Jeden die beste sei, die seinem Wahrheitssinn am meisten entspricht, und ihn im Gemüth am meisten beseliget. Darum kann die Glaubensart und Vorstellungsweise des Kindes nicht die eines Mannes, und die Glaubensweise eines rohen, gedankenarmen Wilden nicht diejenige eines helldenkenden, erfahrungsreichen Menschen sein.

Weil aber die Vorstellungen und Einsichten des Mannes und des Weisen offenbar edler sind und wahrer, als diejenigen eines unmündigen Kindes, oder eines rohen Wilden, so folgt, daß auch die Religion desjenigen edler und wahrer sein müsse, welcher weiser ist, als alle übrigen Menschen sind.

Wer nun endlich aber ist der weiseste von allen Sterblichen je gewesen? Woran soll ich seine höhere Weisheit erkennen, oder woher wissen, daß seine Lehre die edelste von allen sei? Ohne Zweifel muß sich dies aus den Wirkungen der Lehre ergeben. Viele sind gekommen und haben Religionen gestiftet oder abgeändert. Jesus Christus wies das Menschengeschlecht an, wie es dieselben würdigen müsse, und gab den unfehlbaren Maßstab. An ihren Früchten sollt ihr sie erken-

nen! sprach er. Kann man auch Trauben lesen von Dornen, oder Feigen von Disteln? Also ein jeglicher guter Baum bringt gute Früchte, aber ein fauler Baum bringt arge Früchte. Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Darum an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. (Matth. 7, 16 — 20.)

Der gute oder nachtheilige Einfluß der Religion auf die Sittlichkeit und Glückseligkeit einzelner Menschen und Nationen ist unverkennbar. Schon aus der Veredlung der Völker läßt sich auf die Vortrefflichkeit ihres Glaubens schliessen. Die Religion Mosis, mit vielerlei Opfern, Zeremonien, Waschungen und Beschneidung, war nur für warme morgenländische Gegenden, nur für ein aus der Sklaverei in die Freiheit eingeführtes Volk passend. Sie war nur eine besondere Nationalreligion, und Jehova darin ein wahrer Nationalgott. Darum hieß das Volk der Juden das einzige auserwählte Volk Gottes; darum jedes andere Volk weniger der göttlichen Liebe theuer; darum ward das jüdische Volk in sich selbst ein abgeschlossenes Ganzes, alle andere Nationen als geringer von sich ausschliessend, ihnen wie allem Fremdartigen feindselig. Daher blieben die Juden in den Fortschritten des menschlichen Geistes hinter andern Nationen zurück; sie wurden als ein aberglaubiges, selbstsüchtiges und eigensinniges Volk verachtet. Und wahrlich, eine Religion,

welche solche Wirkungen hervorbringt, sollte sie unter allen die beste sein?

Die von Mahomed in Arabiens Wüsten gestiftete Religion, zu welcher sich in unserm Welttheil auch die Türken bekennen, trägt alle Kennzeichen, daß sie zunächst für ein Volk bestimmt ist, welches kriegerisch und erobernd werden soll. Um Anhänger zu gewinnen, verband darin der Stifter derselben vielerlei aus dem Heidenthum, Judenthum und Christenthum. Selbst die Offenbarungen, welche er vom Zustand des Lebens nach dem Tode gab, waren nur zur Ermunterung für Krieger, und die Belohnungen jenseits des Grabes nur als eine grobe Sinnenwollust gedacht. Daher wurden die Bekenner des mahomedanischen Glaubens kriegerisch, muthvoll, fremde Nationen hassend, eroberungsdürstig; daher breiteten sie sich mit Waffen aus; daher konnten sie sich nie über ihre angestammte Barbarei zu einer gewissen Höhe der Veredlung erheben. Könnte solch eine Religion die Religion des Weisen sein? Darum warnte Christus die Welt vor Religions- und Sektenstiftern, die, um sich Anhang zu werben, den rohen thierischen Gelüsten und Leidenschaften des großen Haufens schmeicheln würden. Sehet euch vor, sprach er, sehet euch vor, vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber sind sie reissende Wölfe. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Ist dieses nun das sicherste Erkennungszeichen von der Mangelhaftigkeit oder Vortrefflichkeit einer

Religion: so müssen auch Heiden, Juden und Türken eingestehen, daß die Religion Jesu Christi die vortrefflichste von allen sei. Denn unter allen Völkern des Erdbodens seit Jahrtausenden war kein einziges, welches so allgemein in Sittlichkeit, Menschlichkeit und Geistesveredelung vorgeschritten wäre, als es diejenigen Nationen sind, welche sich zum Glauben an Jesum Christum bekennen. Andere Religionsarten sind mehr oder weniger für irdische, vergängliche Zwecke. Man findet kaum, daß Moses Gewicht auf Hoffnungen der Ewigkeit gelegt habe; und Mahomed dachte sich jenseits der Todesstunde nur wieder gemeinsinnliche Genüsse der Gläubigen. Ist nun aber unwidersprechlich gewiß, daß der Geist edler ist, als der Leib: so ist es eben so unwidersprechlich, daß die Religion Jesu Christi erhabener und weiser ist, als alle Religionen des Menschengeschlechts waren und sind. Denn sein Wort ist nur ein Wort für den Geist, und nicht für die Sinnlichkeit; seine Gottesverehrung nur eine Anbetung des Herrn der Geister im Geist und in der Wahrheit. Andere Religionsarten sind zerstörend und feindselig gegen Fremde; sie ernähren mit der Sinnlichkeit auch viele aus derselben quellende Leidenschaften. Sie sehen im Andersglaubenden den Feind; sie sind nur für eigenes Volk und für gewisse Himmelsstriche berechnet. Die Religion Jesu Christi aber verwandelt die Menschen aller Länder und Religionsarten in Brüder; Jeder ist der Nächste des Christen; die Religion Jesu Christi ist nur Fein-

din der Leidenschaften; sie ist nicht für einzelne Völker und Weltgegenden berechnet, sondern sie kann die Religion aller Welttheile und aller vernünftigen Wesen sein. Sie beseligt durch das Gebot der Liebe, und befördert daher die allgemeinste Freundschaft und Glückseligkeit; ja, durch Erhebung des Geistes über das Vergängliche gibt sie selbst Trost im Unglück, und Erhabenheit über alle Schicksale. Sie verbindet den Geist nicht nur fester mit Gott, sondern macht ihn selbst noch göttlicher.

An ihren beseligenden Früchten erkenne ich also, daß die Religion Jesu die beste sei, und daher für die gesammte Menschheit geeignet. Sie kann die Religion der kältesten Erdgegenden, wie der heißesten Länder sein, und ist es wirklich. Jesus Christus entwickelte den heiligen Urkeim aller Religionen in der herrlichsten Vollendung und Uebereinstimmung mit dem Weltganzen. Er offenbarte die Gottheit in ihrer unendlichen Majestät, als den Vater der Menschen; den Menschen daher ihre Pflichten als Kinder zu Gott, als Brüder zu sich selber; die Ewigkeit als Vergelterin des Guten und Bösen; sich selber aber als Bruder der Menschen, als Sohn Gottes, von Gott gesandt, die in Irrthum, Sünde und Elendigkeit versunkene Menschheit zu ihrer Würde wieder emporzurichten und zu Gott zurückzuführen. Dies war der Glaube, die Liebe, die Hoffnung, welche er dem Geschlecht der Sterblichen gab; dies ist das Einzige, Unveränderliche, Ewige und

Wahre, was allen, auch den mißgestaltetsten Religionsarten immer tief zum Grunde liegt, und ohne welches sie eigentlich keine Religionen wären. Daher ist auch der vom Weltheiland geoffenbarte Glaube keine Religionsart, sondern die Religion in ihrem Urwesen selber — das von Gott in den Geist der Menschheit Gelegte! Daher kann auch nur der Religion Jesu Göttlichkeit und wahrhaft göttlicher Ursprung zugeschrieben werden, aber keiner andern Religionsart. Alles Uebrige, was nicht Jesus unmittelbar in den von ihm geoffenbarten Glauben, in die von ihm mitgetheilte Hoffnung gegeben, ist Zusatz späterer Lehrer und Völker. Das Urlicht, welches er in reinster Klarheit wieder entzündet hatte, ward hin und wieder von Unwissenheit und sinnlichen Dingen verdunkelt. Daher entstanden die christlichen Religionsarten, die christlichen Glaubensparteien, Kirchen und Sekten. Eben weil in denselben Vieles vom Irdischen geschöpft ist, sind sie nicht für jedes Gemüth gleich passend. So gibt es nur eine einzige christliche Religion, aber vielerlei Kirchenparteien und Glaubensarten.

Aber nur zu dem Urlicht, zu Dir, Jesus Messias, Gottgesandter, Sohn Gottes, der Du mich erst zur Erkenntniß meiner eigenen Würde und Bestimmung gebracht hast, zu Dir sehne ich mich zurück. Dein Jünger will ich sein; keines Irdischen Jünger! Dir will ich von Herzen angehören, ohne deswegen denen entgegen zu sein,

die von verschiedenen Kirchen sind, welche sich um Dein geoffenbartes Wort zusammenschlossen. Alle sind ja meine Brüder und Schwestern; Alle Kinder des gleichen Vaters im Himmel; Alle vereinigen sich mit mir in Gott, durch Dich, mein Erlöser! Amen.

XI.

Des Winters Abschied.

Ps. 103, 1. 2.

Wo wandeln Welten, wo ergießt
Der Lichtstrom Deiner Sonnen sich,
Wo Du mein Gott nicht Vater bist?
Wo, was nur fühlen kann, durch Dich
Nicht Freude hat?

Und Freude bis zum Ueberfluß
Aus tausend Quellen! O wie voll
Für einer jeden Kraft Genuß
Quillt jede, die so lange quoll
Und ewig quillt!

Durchfliegt wie Adler allen Raum
Von allen Himmeln: ihr erblickt
Des Weltalls erste Grenzen kaum,
Des weiten Reichs, das er beglückt,
Der Gütige!

Wer zählt die Heer' um seinen Thron,
Die froh ihm Preis und Jubel weih'n?

Auf diesem Stäublein Erde schon,
Wie Viele sind da, die sich freu'n,
Daß Er sie schuf!

Die Natur erwacht! — schon fangen Winter und Sommer an um die Herrschaft zu ringen. Das Eis weicht von den Bächen, die Wiesen beginnen zu ergrünen; weiß und roth prangen schon einige Blumen; viele derselben, vom Allmachtsbauch des Schöpfers angeweht, durchbrachen mit ihren zarten Blättern sogar die Hülle des Schnees, um zur bestimmten Zeit zu erscheinen; die Gesträuche treiben ihr hellgrünes Laub hier und da an den Mauern und Hägen hervor, die schöne Zeit anzukündigen, und in den Lüften jubelt schon das Lied der Frühlerche über den Wolken, während der fröhliche Schlag der Finken sich von Baum zu Baum wiederholt.

Jeder schönere Tag lockt uns schon ins Freie. Mit sehnsuchtsvoller Ungeduld mögen wir kaum erwarten, daß Alles in seinem höchsten Glanze prangt; daß die Erde ihren furchtbaren Schoos öffnet; daß die schwellenden Blüthenknospen sich an allen Zweigen entfalten, und in Garten und Feld die Landschaft weit umher im warmen Frühlingsboden wie ein einziger duftender, vielfarbiger Blumenstrauß prangt.

Wie viel tausend anmuthige Hoffnungen umgaukeln uns schon von den Freuden des bevorstehenden Sommers! Wir sehen schon die vielen

lieblichen Tage voraus, welche wir einsam in schöner Gegend, oder in Gesellschaft geliebter Freunde unter dem heitern Himmel verleben werden. O welche prachtvolle Morgenstunden erwarten uns! welche genußreiche Abendstunden, wenn die glühende Sonne niedersinkt, und die Welt, in reizenden Duft gehüllt, einschläft, während aus fernen Gebüschen Nachtigallen singen, und des Mondes Silber zauberhafte Verklärung über Flur und Wald und Gewässer und über die stillen Wohnungen der Sterblichen gießt! Ich gedenke der vergangenen Wonnen; ich gedenke derer, die mich noch erwarten. Ich jauchze mit dir, o David: Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! (Ps. 103, 1. 2.)

Ich werde nie ermüden, die Pracht Gottes zu sehen; nie, seine mannigfaltigen Wunder mit entzücktem Geiste zu preisen. Ich sah den Wechsel der Jahreszeiten von Kindheit an über mich hingehen; es war immer der gleiche und doch nicht immer das Gleiche. Nein, je älter ich ward, je schneller schien sich mir jede Jahreszeit zu entfernen; je lachender wurden mir die Frühlinge und Sommer, je genußvoller die Herbste und Winter. Wer ist, wie der Herr, unser Gott?

Es ist in der Schöpfung Gottes Alles Leben, Alles Bewegung, Alles Veränderung. Nichts bleibt dasselbe. Sterne, Sonnen, Monden gehen auf, gehen unter; Eis- und Schneewüsten verwandeln

sich in Fluren voller Lieblichkeit; Pflanzen welken, Pflanzen blühen; Thiere sterben und werden geboren; Alles verschwindet, Alles kehrt wieder. Und dies ist die Geschichte der Natur von Jahrtausenden zu Jahrtausenden.

Aber in diesen Reichen ewiger Abwechselungen und Mannigfaltigkeiten herrscht ein einziger, wunderbarer Geist und Sinn, und eine geheimnißvolle Einheit. Das Meiste, was du Veränderungen im Weltganzen nennst, ist nur Schein. Denn jene Sonnen und Sterne stehen still, die über dir auf- und niedergehen; wenigstens ist dein Auge nicht fähig, ihren Lauf zu bemerken. Die Tage und Nächte, die Morgen und Abende, ja selbst alle Jahreszeiten sind immer zu gleicher Zeit auf Erden vorhanden, während dich ihr Wechsel erfreut. Die Zeit ist immer dieselbe. Die Geschichte eines Jahres mit seinen mehrern hundert Tagen und Nächten, Morgen- und Abendröthen, mit seinen Blüthen, Früchten und Schneeflocken, ist im Grunde die Geschichte eines einzigen Augenblicks.

Denn könntest du dich mit dem Fittig eines Engels über die Erde erheben in die ungemessenen Fernen des Himmels: so würden Sonne und Sterne stille stehen über deinem Haupte; nur die Erdenwelt würde unter dir, wie eine ungeheure Kugel federleicht um sich selbst rollend, durch das endlose Nichts schweben, und einen weiten länglichten Kreis um die Sonne beschreiben, der im Jahre vollbracht wird. Und wie die Sonnenstrahlen abwechselnd die Hälfte der in ihnen spielenden

Weltkugel vergolden, sähest du die Tageszeiten im gleichen Augenblick erscheinen; und wie ein Theil der Erde diese Strahlen senkrechter oder schiefer empfängt, sähest du im gleichen Augenblick alle Jahreszeiten. — Ein solcher Augenblick wäre die Geschichte einer Ewigkeit. Die gleiche Sonne, die auf einem Strich des Erdbodens die untergehende heißt, ist für weiter entfernte Völker in gleicher Minute die aufgehende. Die Abendröthe vieler Länder ist zugleich die Morgenröthe für viele andere. Du sähest hier vom Schlaf erquickte Menschengeschlechter in demselben Augenblick erwachen, da sich andere, ermüdet von des Tages Last, zum stillen nächtlichen Lager begeben; wo der Sonnenstrahl hinfällt, Leben und Bewegung, und wo sich die rollende Erdkugel ihm auf einer Seite entzieht, todte Ruhe und Stille; Heiterkeit in freudiger Mittagsfülle diesseits, düstere Mitternacht jenseits des Erdballs! — Und, wie dies, auch im gleichen Augenblick, je nach dem Stand der Erde zur Sonne, würdest du auf einem Theil der dahinschwebenden Weltkugel Alles weit von winterlichem Eis und Schnee versilbert, die Bewohner vom Froste halb erstarrt sehen; während auf einem andern Theile die heiße Sommergluth brennt, die Berge rauchen, Pflanzen und Thiere vor Hitze verschmachten. Du würdest hier die silbernen Frühlingsblüthen einen ganzen Welttheil bekränzen sehen, während in der entgegengesetzten Erdgegend die Frühlingssonne Herbstsonne heißt, und statt der Blüthen schon reife Früchte

an den Aesten der Gesträuche und Bäume niederhangen.

Welch ein Zauber! Wie viel Täuschung, wie viel Wahrheit! Die Sonne geht den ganzen Tag hindurch in jedem Augenblick auf, in jedem Augenblick unter. In der Mitternacht ist Mittag. Was für mich der ankommende Frühling, ist für Andere der ankommende Herbst! Die Oberfläche der Erdkugel wechselt ihre Farben, je nachdem sie ihre Seiten der Sonne zuwendet; sie grünt und erbleicht, blüht und friert — das Alles in einem und demselben Moment. Und das nennt der Mensch, der auf einem kleinen Punkt der Erdkugel verbleibt, den Wechsel seiner Jahreszeiten. Und dies ganze Wunder voll unbeschreiblich mannigfaltiger Wirkungen ist durch nichts als durch das einfache Rollen der Erde um die Sonne hervorgebracht. Wer ist wie der Herr unser Gott?

Gleich unserer Weltkugel, die wir bewohnen, schwingen sich noch andere Erden in ungeheuern Entfernungen um die Sonne. Auch die Wesen, welche auf ihnen wohnen, haben wie wir ihre Tags- und Jahreszeiten. Und diese Welten alle, wie klein sind sie neben der Sonne, von der sie Wärme, Licht und Lebensreiz empfangen! Wie klein sind sie im unermeßlichen All, wo Milliarden Sonnen brennen, größer als die, der wir am nächsten sind! — Ach, unsere Welt ist gar ein geringes Stäubchen in der uferlosen Schöpfung des Allerheiligsten — und wir Bewohner dieses unmerkbaren Sonnenstäubchens, was sind denn wir? —

Was ist unser eingebildeter Reichthum und Glanz? Was sind auf diesem von uns bewohnten Stäubchen alle Thronen, Reiche und Heeresmächte, vor denen wir zittern? — zittern! während wir nicht zittern vor dem Allerhöchsten in der uferlosen Schöpfung, vor ihm, den wir unsern Vater nennen dürfen! Wie klein und erhaben ist doch der Mensch im gleichen Augenblicke! Wie mächtig und schwach ist er zugleich!

Indem ich mich der wiederkommenden Sommerzeit freue, erfreue ich mich der schönsten Ordnungen des Schöpfers. Ich kenne aus mehrjährigen, selbstgemachten Erfahrungen, ich kenne aus den mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen derer, die schon vor mir diese Erde bewohnt haben, einen, wenn gleich geringen, Theil der Gesetze, in welchen sich Alles bewegt. Es mag Vieles veränderlich sein, aber die göttliche Gesetzgebung in der Natur ist doch unwandelbar. Ich weiß, mag auch noch so mancher rauhe Wintersturm über unsere Felder fliegen, endlich werden die Fluren blühen. Ich weiß, die Zeiten der Rosen sind nahe. Auf nichts kann ich mit größerer Gewißheit zählen. Menschliche Befehle ändern oft; selbst der Wille des weisesten Herrschers kann in Widersprüche verfallen. Aber ewig einerlei ist Gott und sein Wille, unwandelbar sein Rathschluß, unzerbrechlich seine Ordnung! — Warum baue ich denn so viel auf Menschenwort und nicht lieber auf Gottes Rath? Warum folge ich so oft den Winken und Lehren kurzsichtiger Sterblichen, und

nicht lieber den mir durch Jesum geoffenbarten Winken des Vaters, die immerdar dieselben bleiben, zur Beseligung der Seelen in allen Weltgegenden und Weltaltern? Gottes Wort bleibt ewiglich! — Darum sollst du Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Inzwischen drängt sich mir bei Betrachtung der in ewiger Gleichförmigkeit wiederkommenden Jahreszeiten eine Bemerkung auf, die mein Innerstes bewegt, und für mich von hoher Wichtigkeit wird.

Unvergänglich sind die Ordnungen des Schöpfers im unendlichen Reiche seiner Schöpfungen; darum wird in Ewigkeit Alles so bleiben, wie es seit Ewigkeit war. Das Weltganze steht. Es verschwinden wohl einzelne Theile; sie welken, sterben, zertrümmern, faulen, verwittern, lösen sich auf, aber werden dadurch wieder Ursache neuen Lebens, neuer Gestalten. Nichts stirbt ganz aus; es erzeugt sich immerdar wieder. Wie die Abendsonne des einen Volkes im gleichen Augenblick die Morgensonne des andern ist: so ist der Tod oder Untergang von zahllosen Geschöpfen im gleichen Augenblick die Geburt und Keimung zahlloser anderer. Tod und Geburt, Verwesen und Keimen sind also das Gleiche. Es dreht und schließt sich Alles in einem unendlichen Ringe zusammen. Wer da sagt, es stirbt, sagt, es wird geboren. Die Schöpfung, uralt, ist jeden Tag in sich selbst verjüngt, neu; jeden Augenblick in sich selbst vor

Alter vergehend und jugendlich aufblühend. — Wie wunderbar, wie unbegreiflich!

Und doch noch nicht das Wunderbarste! — Gott hat eine Fülle lebendiger Kräfte durch das ewige Weltenreich ausgegossen. Die Kräfte paaren und trennen sich, bekleiden sich zur Sichtbarwerdung, und werfen das Kleid wieder ab, um in neue Verbindungen zu treten. Da ist unauflösliches Regen und Bewegen. Wie Athem und Blut in Menschen und Thieren, so der Saft in Eichen, Palmen und niedrigen Moosen; so das Strömen der Quellen und Bäche von den Berggipfeln zu Flüssen und Meeren; so von Meeren und Seen durch unterirdische Gänge wieder hinaufgedrückt zu den Gipfeln der Berge; so verdampfende Weltmeere, die sich in Wolken des Himmels verwandeln, von wo sie tröpfelnd als Regen zu den Ländern der Menschen fruchtbar zurückkehren — Alles der ewige Kreislauf! Und wie auf Erden, so der Wille und das Gesetz des höchsten Wesens in den Himmeln.

Im weiten Ringe fliegt der Mond um unsern Erdball, unsere Nächte zu beleuchten, und für seine Nächte Licht zu empfangen von dem Erdball. Die Erde fliegt, gleich mehrern andern Weltkörpern, um die Sonne. Auch die Sonne steht nicht still; sie fliegt, vielleicht mit andern Sonnen, die wieder andere Erden zu begleiten haben, um eine größere Sonne, die wir vielleicht unter den Tausenden von Sternen zwar sehen, welche allnächtlich über uns aus unaussprechbaren Fernen leuchten, aber doch nicht mit Sicherheit dafür erken-

nen mögen. Und diese Mittelsonne aller sich um sie bewegenden Sonnen fliegt wieder in unendlich größerm Ringe, mit ihrem ganzen strahlenden Weltenheer, um noch ein entlegeneres Urlicht, von dem unser aufs Schärfste bewaffnetes Auge nur keine Spur entdecken mag — Alles weiter und weiter im ewigen Kreislaufe.

Ich schwindle, — ich schaudere! — Es ist Entzücken, es ist Entsetzen, das mich überwältigt unter diesen Betrachtungen. Was ist es, das ich bewohne unter dem nie endenden All der Schöpfungsgröße? Was bin ich, neben dem die ganze Herrlichkeit des Alls nur elender Staub, nur Schatten ist? Wer ist wie der Herr, unser Gott? O welcher schrankenlose Reichthum von Wundern will sich vor den Augen meines in Anbetung vergehenden Geistes entfalten!

Und doch nicht das Wunderbarste! Seit Jahrtausenden und Jahrtausenden währt der Kreislauf des strömenden Lebens — aber ewig einerlei, wie des Schöpfers unzerstörbares Gesetz, bleibt das Erschaffene mitten im scheinbaren Wechsel der Dinge. Seht die Pflanzen, sie waren nicht vollkommener, nicht unvollkommener in den Tagen der ersten Sterblichen, wie heute. Der Apfel röthete sich im Paradiese; der Mandelzweig blühete in Aarons Tagen; die Rose und die Lilie schmückten Salomons Gärten. — Jahrtausende verflossen, sie blieben die gleichen; sie werden nach Jahrtausenden noch die gleichen sein. Eben so nach so vielen Weltaltern

sind weder die Vögel der Luft, noch die Fische des Wassers, noch die Landthiere und Gewürme des Staubes anders oder vollkommener geworden, als die ersten waren, welche der Schöpfer ins Dasein rief. Selbst des Menschen Leib und seine irdischen Eigenschaften sind nicht vollkommener geworden, sondern dieselben geblieben.

Doch in diesem ewigen, uralten Einerlei ragt nur Eins empor, das sich langsam veredelt hat, und an Erkenntniß wächst, und nicht das Gleiche bleibt: es ist der menschliche Geist. Für ihn sind die Weltalter der Vergangenheit unverloren; er bewahrt sie in seinem Gedächtnisse, und saugt, wie die Biene aus Blumen, seine Nahrung aus den Geschichten und Gedanken aller Jahrhunderte. — Zwar sind große und weise Völker der Vorzeit untergegangen, und der Halbwilde wandelt heute über deren Grabmälern; aber von den Schätzen, welche sie hinterliessen, ging nichts verloren. Die Menschheit war deren Erbin, nicht der rohe Eroberer des Bodens. Ein Jahrtausend erbte die Erfahrung und Kenntniß des verflossenen, und in ihnen veredelte und erhob sich der menschliche Geist. Menschen starben, aber ihr besserer Gedanke ging lebendig zu den Enkeln. Völker verschwanden, aber die Menschheit blieb, und glänzte bereichert durch das, was die Verschwundenen gedacht hatten. Es ward eine fortschreitende größere Ausbildung seiner Kräfte wahrnehmbar. — Alles blieb auf seinen ersten Stufen — nicht aber der Geist der Menschheit.

Zwar nicht das gesammte Menschengeschlecht genießt dieser Veredelung und ihrer Frucht; aber doch ein großer Theil. Wie überall in der Natur, sehe ich auch in der Menschheit eine millionenfältige Abstufung der innern Entwickelungen, der Kräfte und Erkenntnisse.

Welch ein Trost, welch ein Stolz! — Ich, Dein Kind, o Gott, Dein Auserwählter unter den unzählbaren Wesen, die aus Deiner schöpferischen Macht hervorgingen! Mein Geist eine Blume, die sich erst in Ewigkeiten zur Vollendung entfalten kann! — Nur ihn machst Du zur Ausnahme in dem unübersehbaren Gebiet der erschaffenen Dinge. Er soll heilig sein, von allen Unvollkommenheiten frei, — denn Du, Herr und Vater der Unendlichkeit, bist heilig!

Daß ich nicht schon weiter fortgeschritten bin auf den Bahnen meiner Vollendung — ist es nicht meine eigene Schuld? Warum war ich träge und gleichgültig? Warum lebte ich nur für das Irdische, welches doch nicht bleibt, und sich nicht veredelt, sondern mit dem Du meine höchste Kraft, den Geist, auf kurze Zeit vermählt hast, daß er es zum Werkzeuge seiner Veredelung mache?

O du heiliger Geist, der das unendliche All bewegt; du Leben alles Lebens, Licht alles Lichts, belebend und leuchtend sei auch mir! Ich will oft Deine wundervollen Schöpfungen betrachten, daß ich mich lebhafter Deines Willens, Deiner Erhabenheit und meiner über die Schicksale alles Irdischen hinweggehenden Bestimmungen erinnere. Ich

ahne Dich, ich erblicke Dich, o du Unerforschlicher, durch die von Dir geschaffene Pracht der Natur, wie durch einen dunkeln Schleier! Und mein Herz wird voller Anbetung! Und ich erkenne, Vater, Vater! Dein sei alles Reich, alle Kraft, alle Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

XII.

Das Reich der Pflanzen.

Erste Betrachtung.

Matth. 6, 28. 29.

Groß, majestätisch sind des Höchsten Werke,
Werth alle, daß man sie erforsch' und merke;
Aus ihnen strömen heilige Vergnügen,
Die nie versiegen.

Was er uns ordnet, ist voll Schmuck und Ehre,
Daß es, wie groß es sei, die Menschen lehre!
Es lehrt das kleinste Blümchen in den Auen
Die Allmacht schauen.

Er baut den Wundern, die sein Arm verrichtet,
Ein Denkmal, welches keine Zeit vernichtet,
Laßt uns, vereint mit allen frommen Seelen,
Sein Lob erzählen.

„Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! — Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlich-

keit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins!“ — So sprach der Erlöser lehrend zu seinen Jüngern, und machte sie auf die wundervolle Pracht der blühenden Natur aufmerksam; denn sie, besser als der beredteste Prediger, verkündigt die göttliche Weisheit, Güte und Größe. Auch der Gefühlloseste wird bei ihrem Anblick gerührt, und wird in der Wahrnehmung ihrer Reize voll Entzückens.

Und so will auch ich oft im vollen Maße die Herrlichkeit der wiedererwachenden Natur genießen, und die Majestät des allgegenwärtig wirkenden Schöpfers in ihr bewundern. Wie belehrend ist die Beobachtung des kleinsten Gegenstandes in der Schöpfung; wie unschuldig und rein ist das Vergnügen, welches ich in Betrachtung der Naturschönheiten empfinde! Wie heiligend ist für meine Seele der Umgang mit den Werken meines Gottes!

Es ist eine neue Kraft, welche mit dem beginnenden Frühling durch Erde und Himmel zu strömen scheint. — Ein frisches Leben regt sich durch die weite Schöpfung, die Fluren strahlen von einem das Auge erfreuenden Grün, und tausend vielfarbige Blumen fangen an, ihren Schmuck zu entfalten, während die Bäume ihre Knospen schwellen lassen, oder schon mit Blüthenkränzen prangen.

Wer möchte da gleichgültig bleiben! Wie begierig und froh eilt Alles an heitern Tagen hinaus in Feld und Garten, die wiedererscheinende Schönheit der Welt zu sehen! Aber wo soll ich meine Betrachtungen der göttlichen Macht anfangen, wo

enden? Ich verliere mich in einem unendlichen Labyrinth von Wundern; der schlechteste Grashalm, die kleinste Feldblume, welche mein Fuß niedertritt, ist ein Zeuge der allerhöchsten Weisheit, der allerhöchsten Macht.

Mondenlang unter Eis und Schnee schlief das erste Samenkorn. Aber Gott hat ihm eine natürliche Wärme gegeben, daß es auch durch den stärksten Frost nicht das in ihm wohnende Leben verlieren konnte. Kein Mensch wußte vom Dasein dieses Samenkörnleins, Niemand verpflegte es. — Aber Gott, der es geschaffen, sorgte auch für die Erhaltung desselben. Er wußte die Stelle, wo es am nützlichsten keimen, am besten Nahrung empfangen würde. Sturmwinde flogen darüber hin, sie entwurzelten feste Eichen und versenkten die Schiffe des Meeres in den Abgrund. Aber das unbemerkte Samenkorn liessen sie ruhig an seiner Stelle schlafen, oder trugen es auf einen Platz, wo es noch daran fehlte, und wo es besser gedeihen konnte.

Sorgt die Vorsehung so für das Samenkorn der geringsten Pflanze — könnte sie denn jemals meiner und der Meinigen vergessen? Warum quäle ich mich doch zuweilen mit heimlichen Sorgen um die Zukunft? Warum wird doch meine Zuversicht auf die Alles ernährende Vaterhuld Gottes wankend? Ist meine Seele weniger der Obsorge ihres Schöpfers würdig, als das kleine Samenkorn der Feldblume? Wird er jemals meiner vergessen, da

er auch des Geringsten nicht vergißt, was er einmal erschaffen hat?

Jedes Samenkorn, es sei auch noch so klein, ist merkwürdig durch seine Beschaffenheit. Es besteht aus einem weißen, mehlartigen Kern, und aus einer Schale, die den Kern überzieht, um ihn zu schützen. Ausser der groben, äussern, härtern Schale, die den zarten Kern vor allen Verletzungen behüten muß, liegt zwischen ihr und dem Kern noch eine feine, dünne Haut, damit selbst die feste Schale den Kern nicht drücken möge. So hüllt eine liebende Mutter ihr zartes Kind in mehrere Tücher ein, um es zu schonen; und legt die feinsten Tücher gern zunächst um des Kindes Glieder. Welche Fürsorge des Schöpfers für das Allerkleinste in seiner Natur! Welch ein Aufwand der nöthigen Erhaltungsmittel für den Keim einer Mandel, einer Nuß, oder eines Grases! — Wie manche Aeltern haben für ihre eigenen Kinder und deren Gesundheit nicht so viel Sorgfalt, als die Natur für das Leben des kleinsten, oft kaum dem Auge sichtbaren Samenkorns der gemeinsten Pflanze!

Aber auch den Kern des Samenkörnleins will ich näher betrachten. Ich entdecke darin zwischen den Kernstücken einen kleinen Punkt, der erhaben ist. Man nennt ihn das Herzchen. Aber es ist der wirkliche Keim der künftigen Pflanze; der erste Anfang zum Kornhalm, oder zum Eichbaum u. s. w. Selbst also auch die flüssigen Kernstücke sind nur eine Hülle; sie dienen dem jungen Keim als erste Nahrung, so lange er nicht hervorgetrieben, noch

keine Wurzeln und Blätter gebildet hat, um Nahrung aus Luft und Erde einzusaugen. Sie sind dem jungen Pflanzenkinde gleichsam die erste Muttermilch, durch welche es erhalten wird, bis es fähig ist, stärkere Kost zu geniessen. — Wie mannigfach wunderbar und weise ist solch ein Samenkorn eingerichtet! Wie groß ist die Sorgfalt des Herrn aller Welten, des Majestätischen, vor dem die Sterne beben, um Erhaltung und Pflege des kleinsten Keimes!

Wenn nun im Frühjahr die Strahlen der Sonne den aufgethauten Erdboden durchwärmen, regt sich der wohlverwahrte Keim, und schwillt von der Nahrung, daß die ihn umgebende Schale zerplatzt und er hervordringen kann. Die Kraft, welche dieser schwache Keim hat, ist erstaunenswürdig, indem er den Kern anschwellt. Wenn man nun ein Gewicht von hundert und fünfzig Pfund auf Erbsen legt, die man durch Anfeuchtung zum Keimen lockt, so wird das Gewicht durch das Schwellen der Erbsen bewegt, und der Keim dringt hervor.

Woher diese ausserordentliche Stärke? Wie kann solche Macht in einem so zarten Keime wohnen, den der Finger eines Kindes tändelnd zerstört? Warum erwachte die Kraft nicht früher, bis der volle Frühling das Gedeihen sichert? — Wahrlich, hier ist das Walten Gottes! — Der scharfsinnigste Künstler auf Erden und der gewaltigste der Fürsten, dessen Winken Millionen Menschen gehorchen: könnten sie ein einziges Samenkorn erbauen? Wie groß ist Gottes Allmacht selbst im

Kleinsten! Nur die Reiche aller seiner Wunder mit flüchtigen Augen in der weiten Schöpfung auf Erden zu erkennen, wäre ein einziges Lebensalter des Menschen nicht hinlänglich. — Und wie dies einzelne Samenkorn, so sind Millionen neben Millionen auf der weiten Oberfläche des Erdballs ausgestreut, daß sie nicht zu zählen wären. Keins gleicht dem andern; alle sind von einander unterschieden an Größe, Schwere, Gestalt, Farbe. Einige haben Flügel, wie die Samen der Tannenbäume, damit der Wind sie auf entlegene, kahle Oerter führen könne, wo noch des Lebens zu wenig blüht. Andere fallen täglich vom Baum unter dessen Aesten nieder, weil sie eine warme Winterdecke von dessen im Herbst abwelkendem Laube empfangen möchten, um nicht zu erfrieren. Jede einzelne Pflanze bringt wieder des Samens jährlich in ungeheurer Menge; ein einziger Eichbaum oft so viel, daß daraus ein weitläufiger Wald erwachsen könnte, wenn jede Eichel gediehe. Aber der Schöpfer ist voll Güte, mit diesem Uebermaß von Früchten Menschen und Thiere zu ernähren; er streut damit den Vögeln und Würmern ihr reichliches Futter hin. Er versorgt sie Alle, seine Erschaffenen, Keins darf leer ausgehen. Nur der allergeringste Theil des jährlich reifenden Samens ist genug, den ganzen Erdkörper mit Pflanzen zu übergrünen. Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güter! (Ps. 104, 24.)

Ist der Bau eines geringscheinenden Samen-

körnleins schon hinreichend, unsere Verwunderung zu erregen: so ist es noch mehr das Leben des Keimes. — Was ist dies Leben? Es ist etwas Seelenartiges in dem kleinen Keime: denn er dringt, wie gerufen, und zur rechten Stunde, aus der Milch des Kernes hervor, und senkt seine Spitze in den Erdboden, um Nahrung zu finden. Er treibt aus dieser Spitze kleine Fasern hervor, die zu Wurzeln werden. Woher weiß der Keim, daß er Nahrung im Boden findet? Woher weiß er, wo der Erdboden sei, den er doch nicht sieht? Und doch, wenn die Spitze des Keims, die zur Wurzel bestimmt ist, aufwärts über der Erde steht, krümmt sie sich so lange abwärts, bis sie Erde gefunden, während die andere Keimspitze, die zu Stengel und Blätter werden soll, sich jedesmal von der Erde wegwendet und himmelwärts steigt, um Luft und Licht zu suchen. — Ist hier nicht eine verborgene wunderbare Kraft, die eben so unerklärlich ist, als diejenige, welche die Sternenwelten schwebend durch luftleere Räume in ewig gleichen Bahnen führt? Aendert immerhin die Lage des keimenden Samens, so oft ihr wollet, daß die Spitze, welche die Erde sucht, Erde finde: er wird sich nicht täuschen lassen; er wird nicht müde werden, eben so oft seine Keimspitzen in ihrer Wendung zu ändern.

So führt mich schon der Keim des unbedeutendsten Krautes und Grases an die Grenzen meiner Erkenntniß. Es ist für den einsichtvollsten Sterblichen ein unauflösliches Räthsel, was das ist, das

in diesem Keim denselben lenkt. Es läßt sich das Unbekannte Etwas nicht begreifen, welches die wunderbare Eigenschaft hat, unter der Erde seine Arme auszustrecken, als Wurzel, um Nahrung zu suchen. Und selbst die Wurzeln, wie unendlich anders sind sie bei allen verschiedenen Pflanzen gebaut! Hier sind neue Räthsel zu lösen! Einige bohren mit festem Pfahl in gerader Richtung abwärts, um dem künftigen hohen und buschreichen Stamm des Baumes eine sichere Haltung gegen die Gewalt der Stürme zu verschaffen. Andere breiten sich nur in vielen Verästungen unter der Oberfläche des Bodens aus, so daß sie auch auf nicht gar tiefem Grund stehen können. Einige sind hohl, röhrenartig; andere schuppig, haarig; einige sind holzig, andere fleischig, um Menschen und Thieren zur Nahrung zu dienen, als Rüben, oder Zwiebeln, als Kartoffeln u. s. w. Wer aber könnte die Mannigfaltigkeiten alle zählen, die in der unterirdischen Haushaltung der Wurzeln Statt finden? Und wie wenige Menschen denken nur daran, daß eine solche vorhanden ist; daß Gott unter der Erde die erstaunungswürdigsten Wunder vollendet, die kein Sterblicher beobachtet, um neue Wunder über die Erde erscheinen zu lassen?

So wie jedes Thier, seiner Nahrung nach, seine besondere Art Futter verlangt und aufsucht: so sucht auch jede eigene Pflanzenart diejenige Nahrung im Boden auf, welche ihr am angemessensten ist. Denn es liegt im Schoose der Muttererde mancherlei Kraft und Nahrung verborgen. Der weise-

ste Mensch kann sie nicht von einander unterscheiden; aber die blinde Pflanze fühlt und entdeckt sie mit ihren saugenden Wurzelspitzen, und verspottet die Einsicht der Sterblichen. Daher, verschieden wie das Erdreich, versammeln sich auf demselben die Gewächse. Andere Pflanzen blühen und grünen längs den Ufern der Bäche, andere auf den dürren Felsen. Die Brunnkresse liebt das reine kalte Wasser der Quelle; im Schlamme würde sie sterben. Aber das Steinbrechkraut nimmt mit wenig Erde in der Felsenwand vorlieb.

Daher ist in allen Welttheilen, unter allen Himmelsstrichen das Reich der Pflanzen verschieden; jedes Land hat diejenigen Gewächse, welche seiner Natur am nützlichsten sind. In den Sandwüsten der heißen Weltgegenden grünt die Palme mit ihrer erquickenden Frucht; in den kalten Ländern breiten sich die Tannen in unermeßlichen Wäldern aus, um den Menschen Holz zur Erwärmung zu liefern. Aber diejenigen Gras- und Getreidearten, welche gerade den Menschen am nöthigsten sind, gewöhnen sich auch am leichtesten an jeden Himmelsstrich und jeden Boden. Daher finden wir sie in allen Welttheilen wieder. Also ordnete die Weisheit Gottes den großen Haushalt der Natur, daß an keinem Orte das für jede Gegend Nöthige mangele. Sie gab zwar verschiedenen Ländern ihre verschiedenen und eigenthümlichen Schätze, auf daß die Besitzer derselben sie unter einander austauschen, und dadurch näher mit einander verbunden werden möch-

ten: aber was allen unentbehrlich war, das theilte sie liebreich allen mit.

Je tiefere Blicke ich in die Ordnungen der Schöpfung werfe, je anbetungswürdiger erscheint mir des Schöpfers erhabene Sorgfalt. Wie unzählige Vorbereitungen sind nöthig zum Keimen eines schwachen Samenkorns, wie vielerlei Mittel zu seiner Erhaltung und Nahrung; und doch fügt sich Alles so einfach, so leicht zusammen, daß der Sterbliche es kaum bemerkt und achtet! Wie viel gehört dazu, daß Mensch und Thier in einer Gegend leben können — und doch ein wunderbarer Ueberfluß für Alle! und für Jeden wieder nach seiner besondern Natur, nach seinen eigenen Bedürfnissen! Wie der Mensch die gesunde und ungesunde Nahrung unterscheidet, so weiß auch das Thier die schädlichen von den bessern Kräutern abzusondern, so weiß auch die Pflanze mit ihren Wurzeln unterirdisch umherzuschleichen, bis sie diejenige Nahrung findet, die ihrem Gedeihen am besten entspricht.

Und wie die Wurzeln erstarken, so wächset die Pflanze mächtiger empor, und wird nun, was ihre vom Schöpfer verordnete Bestimmung ist. Sie wird zum Schwamm, der über Nacht im Schatten der Bäume aufschießt; zum Moose an Fels und Stein; zur Flechte, welche alternde Stämme umspinnet, oder haarig von deren Zweigen niederweht; zum Kraut und Grase, welches die Thäler und Hügel und Ebenen schmückt; zur immergrünen Palme, welche ihre kostbare Frucht im Gipfel trägt, und mit einem einzigen ihrer Blätter das Dach einer

Hütte des wilden Indianers deckt; zur Staude, deren Wurzeln viele Jahre leben, und jährlich frisches Kraut hervortreiben; zum niedern Strauch, dessen holzige, zahlreiche Stengel aus gemeinsamem Wurzelstock treiben, zwar nie die Höhe eines Baumes, aber doch oft dessen Lebensalter erreichen; zum hochstämmigen Baum endlich, der zwar nur einen einzelnen Stamm emporsteigen läßt, aber oft mit seinem Schatten ganze Thäler füllt, und mit seinem Alter durch viele Jahrhunderte geht. So dauert die Eiche über ein halbes Jahrtausend; im Schatten ihrer Zweige erfreuen sich mehr denn zwölf auf einander folgende Menschengeschlechter. Doch wie hinfällig und flüchtig ist ihre Lebensdauer gegen die afrikanische Adansonie! Dieser Baum ist in den warmen, feuchtsandigen Uferlandschaften des Senegals wachsend, hat oft einen Umfang von achtzig bis hundert Fuß, und breitet fünfzig Fuß lange Zweige über die Thäler? Noch blühen dort Bäume, die schon blüheten, ehe Christus geboren ward. Ja man hat ihrer gefunden, die ein unverkennbares Alter von drei- bis viertausend Jahren hatten und noch kräftig grünten.

Was ist daneben des Menschen flüchtiges Leben? Wir staunen den Greis an, welcher über sein erstes Jahrhundert hinwegdauert. — Aber Eiche und Adansonie sinken nach Jahrhunderten und Jahrtausenden in den Staub, und nach Jahrhunderten und Jahrtausenden sind sie nicht vollkommener, als sie in ihren ersten Jahrzehnden gewesen waren. Der Mensch hingegen entwickelt seine wunderbaren, ho-

hen Gemüthskräfte mit Schnelligkeit, wie er die Brust der Mutter verläßt. Er empfängt das Vermögen der Sprache, und nimmt durch seine äussern Sinne die Vorstellung von der ganzen äussern, ihn umgebenden Welt auf. Er ist mehr als stumme, gedankenlose Pflanze. Ein Tag seines Daseins wiegt das Jahrtausend von dem Leben einer Pflanze auf. Er ist Geist. Er denkt Gott. Er kennt die Ewigkeit seiner Bestimmung. Er unterscheidet sich von dem Leichnam, der ihn umhüllt, und welcher, gleich der Pflanze, eine kurze Zeit blühet, dahinwelkt und stirbt. Was ist das Leben der mehrtausendjährigen Adansonie gegen die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes? Weniger, als ein Augenblick! Es ist daneben nichts mehr, als die Dauer der Schimmelschwämme, die gleich nach ihrem Entstehen wieder in Fäulniß fallen und vergehen.

Namenlos und verschieden, wie in Rücksicht des Alters, welches sie erreichen, sind die Pflanzen in Betracht ihrer Gestalt. Wer wäre vermögend, nur die mannigfaltig abwechselnden Formen ihrer Blätter, oder die anmuthigen, sinnreichen Bildungen ihrer Blumen zu zählen? Welcher Künstler verstände die Farbenmischung trefflich genug, daß er die reizenden, einfachen Abstufungen des Grüns nachzubilden im Stande wäre, mit welchem die ganze Pflanzenwelt gekleidet ist? Wer bildet aus Seiden und Edelsteinen den Glanz, die Zartheit und Frische jener bezaubernden Farben und Verschilderungen derselben nach, die unser Auge im bunten Kreise der Blumen entzücken?

Ach, und wie viel Tausend dieser Blumen blühen mit unaussprechlicher Schönheit, die unser Auge nur deswegen nicht achtet, weil sie ihm beinahe zu klein sind! Aber auch die kleinste Blume des Feldes, welche wir gleichsam nur von ungefähr entdecken und aufheben, ist kein geringeres Wunder, als die lieblichsten der halbentfalteten Rosen. Prachtvoll und majestätisch ist die Gottheit im Verborgenen ihrer Schöpfungen, wie in ihren offen und laut sich verkündenden Werken. — Für wen blüht die Blume der Einöde? Für wen prangt sie in hoher Regelmäßigkeit ihrer Theile, in der zarten Annehmlichkeit ihrer Gestaltung, in der Klarheit und Feinheit ihres Farbenschmelzes? Kein Auge sieht sie, kein Wanderer pflückt sie. Aber sie blüht und prangt, des Schöpfers Majestät auch in der stummen Einöde zu verherrlichen. Aber sie blüht und prangt, weil auch sie ihren Zweck im großen unendlichen Gebiet der Schöpfung hat. Nicht Alles ist auf Erden für den Sterblichen vorhanden. Jedes ist auch um sein selbst willen, und jedes wieder zur Erhaltung des Ganzen da, und das endlose Ganze hängt wieder genau mit dem Einzelnen und Kleinsten zusammen.

Und soll ich vom Athem der Blumen schweigen, welcher die Lüfte des Frühlings und Sommers mit balsamischen Gerüchen füllt? Diese merkwürdigen Ausathmungen der Pflanzen gehören nicht weniger zu den Wundern Gottes, die zu unserer Seele reden. Denn was ist das, was unsere Nerven auf eine so wollüstige Weise reizt? — Woher

haben die Blüthen diesen Duft empfangen, den keine menschliche Zunge bezeichnen kann? woher ihn die blendende Rose, das heimliche Veilchen, die edle Nelke? Zerstört sie nur, und ihr findet nichts als Fasern, Wasser, und wenige ölige Theile. Was war ihre Nahrung, aus der sie die balsamischen Gerüche bereitet, die ihnen der sinnvollste Scheidekünstler nicht nachbildet? — Wasser- und Lufttheilchen. Doch wie die Biene aus dem Staube der Blüthen zähes Wachs und die Süßigkeit des Honigs zu verfertigen weiß, so die Blumen aus Wasser- und Lufttheilen den Duft, welcher uns berauscht, und den wir vergebens mit aller Kunst im Wasser und in der Luft suchen.

O Schöpfer, allmächtiger, wunderbarer Schöpfer, wie groß, wie unbegreiflich wirst Du mir selbst in dem kleinsten Deiner Werke! — Ich mag umherschauen, wohin ich will, überall predigt mir Alles Deine unerschöpfliche Weisheit, Deine unergründliche Huld. — Wie mag der Mensch Dein je vergessen, Deiner vergessen, der Du seiner nie vergissest? Wie mag der Mensch Dich vermissen, Dich suchen, o du Allgegenwärtiger, dessen Wesen und Hoheit uns aus dem Kleinsten und Größten anspricht, was uns umgibt?

Der Mensch — ist es möglich? — er Dich vergessen, er undankbar sein, er selbst doch die schönste Blume in der gesammten Schöpfung, die er kennt! — Er dich verläugnen, der Du Dich in ihm am herrlichsten offenbart hast! Er, geschaffen Dir ähn-

lich! Geist gleich Dir, o Gott der Geister! Er vergißt der erhabenen Abkunft; vergißt seiner erhabenen Bestimmung? klebt sinnlich thierisch nur am Irdischen? sieht nur Staub, lebt nur für denselben; sorgt nur für seine Nahrung, für das Gedeihen seines Leibes, gleich einer Pflanze, und welkt dann, wie sie, wieder zum Staube nieder?

Nein, nein — herrlicher ist der Beruf meines Geistes, als zum schwelgenden, ärmlichen Pflanzenleben! — Nein, o mein Gott, mein Schöpfer, den ich Vater nennen darf, nein, ich verläugne Dich nicht!

Ich begegne Dir mit ehrfurchtvollem Schauern in der grünen Nacht der Wälder, deren Wipfel feierlich über mir ertönen, wie Gesang. Ich begegne Dir unter den wankenden, bunten Blumenheeren des Feldes, deren süßer Duft zum Himmel emporwallt, wie Opferduft! — Ueberall bist Du, und überall Gott, mein Gott! — Die Kornähre, der Grashalm, das niedere Moos sprechen: wir kommen von Gott! Die ganze Natur ist ein Tempel, in welchem ich Dich anbeten soll — und jeder Theil, auch der geringste, an diesem Heiligthum, predigt Dich!

Vater, Aller Vater, der Du bist wunderbar und mächtig auf Erden, wie in den Himmeln, heilig sei mir Dein Name! Amen.

XIII.

Das Reich der Pflanzen.

Zweite Betrachtung.

Ps. 145, 1 — 9.

Wo tönt der Psalm, der Dich erreicht,
Dich, Herr, und Deine Stärke?
Die Macht, der ausser Dir nichts gleicht,
Die Größe Deiner Werke?
Wo tönt der himmlische Gesang?
Laß mich den Jubel hören!
Laß meines Herzen Liebes-Dank,
Mit ihm vereint, Dich ehren.

Unübersehbar, grenzenlos,
Ist Deiner Wunder Menge:
Ein hoher Inhalt, allzugroß
Für irdische Gesänge.
Wo kann ich hinschau'n, wo sich mir
Nicht Unermeßlichkeiten
Entschleiern, wo nicht, Gott, vor Dir
Ertönen alle Zeiten!

Ich kann, mein Gott, wie groß Du bist,
Errathen mehr, als wissen;
Der Glanz, in den ich schaue, ist
Für mich gleich Finsternissen.
Ich athme, Herr, nur Deine Macht
Im Stern, wie in der Blume;
Doch trennt mich des Verstandes Nacht
Von Deinem Heiligthume.

Ich will reden von Deiner herrlichen, schönen Pracht und von Deinen Wundern! So sang David, der königliche Sänger Gottes. Und wo ist der Christ, welcher nicht gern und freundlich beim Anschauen der täglich schöner aufblühenden Natur von dergleichen Empfindungen belebt würde? Wo ist ein Tempel des Höchsten, der festlicher geschmückt wäre zu seiner Verehrung, als der Tempel der Natur, dessen Gewölbe der strahlende Himmel, dessen Teppich die weite, grünende, mit Blüthen überstreute Landschaft ist?

Nur hier empfange ich eine erhabenere Vorstellung von der Größe des Ewigen, die mir so der beredteste Mund eines Sterblichen nicht innerhalb der todten Mauern der Schulen und Kirchen geben kann. Nur hier erweitert sich meine Brust zum Entzücken; mein Gemüth sehnt sich nach Anbetung; nur hier fühle ich lebhaft, wie arm meine Sprache ist, um die Gedanken, die Gefühle auszudrücken, welche mich überwältigen.

Wahrlich, es ist nicht gleichgültig, an welchem Ort man sich befindet, wenn man mit edler Bewegung des Gemüths an Gott denken will. Alles, was uns umgibt, spiegelt sich in unserer Seele ab, und hat einen Einfluß auf unsere Vorstellungsart. Willst du dir nur von der Macht und Größe eines Königs einen lebhaften Begriff machen: sie werden dir ganz anders erscheinen, wenn du derselben in einer elenden Hütte gedenkst; und anders, wenn du Augenzeuge vom Reichthum seiner Paläste und der gebietenden Gewalt seiner Worte bist. So

stellst du dir auch die Majestät Gottes anders vor in der Nacht, anders am hellen Tage, anders in deiner engen Kammer, anders im freien Felde unter offenem Himmel. Aber standest du jemals einsam auf der Spitze eines Berges, von wo herab du die unten liegende Landschaft wie ein stilles Bild ausgebreitet erblicktest; wo dir die Menschen, gleich Würmern, klein und unbedeutend vorkamen; wo ihre Wohnungen Maulwurfshügeln glichen: wo weite Stille um dich her wohnte, und du allein standest mit der feierlichen Natur und mit dem Gedanken an Gott, und dein Geist, rein von Leidenschaften und Kümmernissen des alltäglichen Lebens, sich selbst gehörte? — Wie ganz anders hast du damals deines Schöpfers gedacht; wie mit ganz anderer Ehrfurcht hast du da zu ihm gebetet, als sonst zwischen den engen Wänden deiner Wohnung, wo dich so vielerlei kleinliche Dinge an irdische Bedürfnisse, Wünsche und Hoffnungen mahnten?

Daher sehne ich mich gern zur Einsamkeit im Schoose der Natur; da empfinde ich ruhiger; da urtheile ich milder über die Menschen und ihre Angelegenheiten; da bete ich mit einer feierlichern Andacht zum Schöpfer. In meiner Hütte, im Gewühle des gemeinen Lebens, zwischen den Wohnungen der Sterblichen, sehe ich nur Menschenwerk; aber draussen erblicke ich, umrauscht und umduftet von der Pflanzenwelt, Gotteswerke. Je länger ich sie im Ganzen oder einzeln betrachte, je ausserordentlichere Dinge nehme ich wahr, je höher steigt meine Ehrfurcht.

Wenn ich eine Pflanze zergliedere, oder vermittelst eines Vergrößerungsglases ihre innern Theile näher betrachte: welche Kunst, welche Zweckmäßigkeit, welche Ordnung bietet sich da meinem Auge dar! Ich erblicke, wie Fasern sinnvoll und regelmäßig durch Fasern geschlungen und verwebt sind, um dem Ganzen eine zusamenhaltende Festigkeit zu geben; zwischen den Fasern allerlei kleine Gefäße und Röhren, die theils Saft enthalten, welcher in ihnen aufgestiegen ist, theils Luft, die ohne Zweifel ebenfalls zur Nahrung dient. Einige dieser Röhren sind schraubenförmig gewundene, silberfarbene Bänder, die sich auseinander ziehen lassen, und wenn man sie losläßt, wieder röhrenartig zusammengehen. Doch wer ergründet, wozu diese Gefäße alle so äusserst kunstvoll gebaut sind, wie keines Menschen Hand sie nachbilden könnte? Wer ergründet, wie nun in diesen Gefäßen Luft- und Wassertheile aufsteigen und sich so vollkommen verwandeln können, daß auf dem gleichen Fleck Erdbodens der Rosenstock den süßen Duft, die Wermuthstaude ihre Bitterkeit, der Weinstock sein köstliches Getränk, und der Stechapfel sein Gift bereiten könnte? Alle umgibt doch die gleiche Luft, und ihre Wurzeln verschlingen sich in der gleichen Erdscholle.

Ich kann zwar im Innern eines Stammes die Markröhre sehen; ich muß zwar glauben, das Mark müsse einer der wichtigsten Bestandtheile sein; ich sehe wie sich das Mar, in seinen Fasern durch den dicksten Baum bis zur Rinde drängt; wie alle Aeste

des Baumes entweder unmittelbar aus dem innern Mark entspringen, oder erst von einem durch die Rinde hervorgebrochenen kleinen Markknoten ihren Anfang nehmen — aber wie wenig weiß ich darum noch über den wahren Zweck dieses weißen, wellenförmig zusammengefügten Wesens! — Ich weiß zwar, daß in jedem Baume sich zwischen dem Baste und dem alten Holz eine neue Holzlage bildet, die das Mark ringförmig umgibt; aber woraus sie entsteht, bleibt mir unbegreiflich. Ich weiß zwar, daß die Blätter als eine zarte Fortsetzung der Rinde anzusehen sind; aber wodurch empfangen sie an jeder Pflanze ihre regelmäßig vorgezeichnete Form, die sie nie ändern, und die sie schon haben, während sie noch in den Knospen klein zusammengefaltet liegen?

Man sagt, die Gottheit thue in unsern Tagen keine Wunder mehr — Zweifler, bist du hinausgegangen in die Werkstätte des Schöpfers, und konntest du dir die Ereignisse erklären, welche da dein erstauntes Auge sah? Ist es dort nicht seine Hand, die täglich neu schafft? Wessen Hand ist es, die das Unbegreifliche bildet?

Die Pflanzen gleichen in vielen Dingen den Thieren. Jene Saftschläuche, Gefäße, Fasern, Schraubengänge und Luftröhren sind wie ihre Eingeweide zu betrachten. Aber die Aehnlichkeit vermehrt sich, indem ich bemerke, daß die Pflanzen auch aus- und einathmen. Dies geschieht vermittelst der Blätter, auf deren Ober- und Unterflächen viele kleine Oeffnungen sind, durch welche theils Aus-

dünstungen fortgehen, theils Luft eingezogen wird. Die Haare, womit die Blätter so fein bedeckt sind, halten, wie der Wald den Nebel, auch den dünsten Thau und Regen auf, und sind vermuthlich, wie die menschlichen Haare, sehr zarte Röhren, welche die nöthigen Nahrungsstoffe aus der Luft einsaugen, und dann durch die Blätter dem Stamm mittheilen.

Wie bei den Thieren, findet bei den Pflanzen auch Begattung Statt, ohne welche keine natürliche Selbstvermehrung geschieht. Wir erblicken im Innern der Blumen bald Fäden, die aufrecht stehen, und an ihren Spitzen gelbliche oder röthliche Staubbeutel tragen; bald andere Fäden, die keinen Staub geben, sondern an ihrer Spitze eine klebrige Feuchtigkeit haben; bald beiderlei in gleicher Blume beisammen. Jene werden mit Recht männliche, diese weibliche Blüthen genannt, oder wo sich beide in gleicher Blume befinden, vermischte. Zur Zeit der vollsten Blüthe geht die Befruchtung dadurch vor sich, daß die Staubkapseln der männlichen Blüthen ihren zarten Staub durch die Luft fliegen lassen; er bleibt an den klebrigen Fäden hängen, und befruchtet die Blume. Dann fallen die männlichen Blüthen ab, die man gewöhnlich taube Blüthen nennt, weil sie selbst keine Früchte haben. Aber würde man sie alle, wie die Kätzchen an den Nußbäumen, oder die Blumen an den Gurken, vor ihrem Aufblühen abschneiden: so würden die Fruchtblüthen nichts tragen können.

Die Frucht, welche eigentlich den Samen jeder Pflanze zur Fortsetzung ihrer Art enthält, ist der

edelste Theil derselben. Zu ihr tragen alle Theile vom Innern der Pflanze bei, sie zu vollenden. Die Rinde des Stammes liefert die äussere umgebende Hülle; das unter der Stammrinde befindliche grünliche oder gelbliche Zellgewebe erweitert sich durch zuströmende, eigenthümliche Säfte und wird zum fleischigen Theil der Frucht; das Mark des Stammes gibt vermuthlich den ersten Grundstoff zu dem im Mittelpunkt liegenden Samenkorn.

Bei manchen Blumen erkennt man in der Befruchtungszeit die Begattung sehr deutlich. Die kleinen Staubfäden legen sich gleichzeitig an den klebrigen, aus der künftigen Frucht aufsteigenden Faden; oder sie krümmen sich einer nach dem Andern zu demselben nieder, und richten sich so wieder auf; oder sie bewegen sich links und rechts, den Staub abzuschütteln.

Viele in der Tiefe des Wassers wachsende Pflanzen stellen ihre Blüthen, während der Befruchtungszeit, über den Wasserspiegel, und ziehen sich nach vollbrachtem Geschäft wieder zurück. Von jener Seepflanze, Walisnena genannt, die im tiefen Grunde des Meeres wächst, ist bekannt, daß sich ihre männliche Blüthe vor dem vollen Aufblühen vom Stamme losreißt und auf der Oberfläche der Wellen herumschwimmt, wo sie sich erst ganz entfaltet. Dann steigt die weibliche Blüthe an einem schraubenartig gewundenen Faden hängend gleichfalls empor, und sinkt nach gescheher Befruchtung wieder auf den Boden des Meeres zurück.

Doch bei weitem nur von dem allergeringsten

Theile der Land- und Wassergewächse kennen wir ihre geheime Haushaltung. Wie wenig achtet der Sterbliche insgemein auf die Werke seines Schöpfers; wie wichtig dünken ihm oft die mangelhaften Nachbildungen und künstlerischen Spielereien von Seinesgleichen! Würden wir einen hellen Blick in die Natur des großen Pflanzenreichs und in das verborgene, wunderbare Leben desselben werfen können — o eine fremde, unbekannte Welt würde uns umschlingen, wir würden in jeder Pflanze einen Geist zu erblicken glauben, welcher deren äussere Gestalt wie eine schöne Hülle um sich geworfen hätte, und ihr Empfindung und besonnenes Streben mittheilte.

Nehmen wir auch nicht schon bei geringer Aufmerksamkeit wahr, wie viele Gewächse, gleich den Thieren, bei anbrechender Nacht zu schlafen scheinen? Sie verschliessen ihre Blumenkelche; sie legen ihre Blätter zusammen; sie erwachen nicht, bis die Sonne wieder hervorsteigt. Aber wie unter den Thieren viele des Tages ruhen, und erst in der Nacht herumschwärmen, so sind auch andere Pflanzen am Tage unthätig; sie wachen erst mit den Sternen auf, und streuen ihre Wohlgerüche in der stillen Dämmerung aus.

Manchen läßt sich eine sehr zarte fast thierische Empfindung nicht abläugnen. Die schamhafte Mimose zieht schüchtern ihre Blätter zusammen, wenn man sie antastet; sie läßt ihre Blätter traurig niederhängen, wenn man sie schlägt oder stark erschüttert. An den meisten Gewächsen bemerkt man be-

sonders ihre Liebe zum Lichte. Welch ein wetteiferndes Gedränge der Bäume eines Waldes, Theil zu haben am Sonnenlicht! Wie traurig und kränkelnd stehn die Unterdrückten da, währen freudig die über ihm rauschen, deren Wipfel vom Glanz der Himmelsgestirne trinken! Wie breiten die in Zimmern und Gewächshäusern gehaltenen Pflanzen ihre Zweige, ihre Blätter nach den Fenstern hin! Es ist mehrmals bemerkt worden, wie die zur Winterzeit in Kellern aufbewahrten Wurzelgewächse im Frühling weite Ausläufer treiben, um Licht zu finden. So trieb eine Kartoffel, die im Winkel liegen geblieben war, ihren Ausläufer erst zwanzig Schuh weit auf dem Boden hin gegen die Thür, dann rankte sie an der Wand in die Höhe, und in gerader Richtung zum Lichtloch des Gewölbes.

Wer kann bei solchen seltsamen Aeusserungen des Pflanzensinnes gleichgültiger Zuschauer bleiben? — Wer wird nicht von Rührung und Erstaunen ergriffen, wenn er gewahr wird, daß in der stillen Welt dieser Geschöpfe mehr Leben, Absicht und gleichsam willkührliche Thätigkeit ist, als man vermuthete? Warum gehen wir, gleich Blinden, unbekümmert durch die Menge dieser herrlichen Wesen dahin, ohne der allmächtigen liebevollen Meisterhand des Schöpfers eingedenk zu sein, der sie beseelte; der ihnen eine gewisse Empfindung, man möchte sagen, gegenseitige Liebe gab?

Denn wie unter den meisten Thieren herrscht sichtbar auch unter den Pflanzen eine Art Geselligkeit. Sie wohnen, wo sie frei für sich leben, ganz

familienweise beisammen. Da scheinen sie dann kräftiger zu gedeihen, als wenn man sie vereinzelt; ihr Wuchs ist, besonders an Bäumen, schlanker, ihre Oberfläche glänzender. Hingegen einzeln und frei stehende Pflanzen sind zusammengedrängter, struppigter, rauher, auf Berghöhen behaarter. So wird auch der Mensch durch Geselligkeit heiterer, in seinem Aeussern gefälliger, während Einsamkeit ihn in sich gekehrter, rauher und wilder macht.

Wie es unter den Thieren solche gibt, die sich nur vom Untergang und Blut der andern ernähren, finden wir auch unter den Gewächsen mancherlei Raubpflanzen, die im Nahrungssaft und Blut der übrigen schwelgen. Sie hängen sich ihnen an, und sind überall mit Saugröhren bewaffnet; diese dringen mit solchen in sie ein, und zehren ihre Kraft aus.

So wie in den Einöden des Welttheils Amerika die schrecklichsten Raubthiere einherwandeln, wuchern in dessen Wäldern auch die gewaltigsten Schmarotzerflanzen. Die Lianen, mit Arm- und Schenkeldicke, umspinnen die Bäume saugend in allen Richtungen; ja von Baum zu Baum in einer Länge von mehrmals hundert Schuh fortschleichend schnüren sie wie starke Seile ganze Waldungen zusammen und machen sie so undurchdringlich, daß mit der Axt oft bei hundert Bäume von ihren Wurzeln getrennt werden und dennoch in einem Verhande mit den andern stehen bleiben. In unsern Gärten hängt die Mispel ihre aussaugende Wurzel zwischen die Rinde der Obstbäume und

entkräftet sie; eben so der Frauenflachs die feinern Pflanzen, welcher wie ein starker Bindfaden alle umwickelt. Er wächst zwar auch aus dem Samen der Erde auf; sobald er aber eine Pflanze erreicht hat, zieht er seine Wurzel aus dem Boden, und wenn er eine Pflanze getödtet hat, geht er mit seinen Spitzen zur andern über und saugt sie aus.

Doch bei allen diesen merkwürdigen Eigenheiten der Pflanzennaturen ist ihr ganzes Wesen nur ein schwaches Schattenspiel der thierischen Welt. Sie sind ohne Bewußtsein, wenn gleich nicht ohne Empfindung; sie sind ohne Willen, wenn gleich nicht ohne Triebe, die einem Wollen ähnlich zu sein scheinen. Unerklärlich wunderbar ist der Bau ihres Innern, unerklärlich wunderbar ihr Wachsthum und ihr Vermehren, ihr Verarbeiten der Säfte und ihr regelmäßiges Streben. Allein alles dies, und bei weitem mehr, entdecken wir auch in den thierischen Körpern, welche viel mannigfaltiger zusammengesetzt, viel sinnvoller eingerichtet sind.

Die Seele oder Lebenskraft der Pflanzen finden wir auch vollkommen in den Thieren und Menschen wieder. Die Körper derselben nähren sich, wachsen und pflanzen sich fort, ohne eigenen Willen. Der Säugling wie der weiseste Mann wissen nicht um das Geheimniß, wie die genossene Nahrung sich in Nerven, Blut, Knochen, Sehnen, Haare u. s. w. verwandeln könne. Sie nehmen an Größe und Kraft zu, ohne daß ihr Wille etwas dabei vermag. Die äussern und innern Theile des Leiges verrichten ihr Geschäft fort, der Mensch

wache oder schlafe; sein Herz treibt das Blut mit ausserordentlicher Macht durch die Adern, seine Lunge den Athem, ohne daß er daran denkt. Ja, selbst wenn der Geist schon im Tode vom Körper geschieden ist, dauert demungeachtet oft noch ein Theil des Pflanzenlebens in diesem fort. Man hat mehrere Leichname gesehen, denen nach voller Verwesung der edlern Theile noch Nägel und Haare gewachsen waren bis zur unförmlichen Verlängerung.

Also hat auch das Thier diejenige Seele oder wunderbare Lebenskraft, welche in den Pflanzen unser Erstaunen erregt. Sie besteht im Thiere wie im Menschen unabhängig für sich. Aber ein höheres, unendlich wundervolles Vermögen wohnt im Thiere, davon keine Pflanze hat. Das Thier hat Empfindungen der Lust und Unlust, oder ist sich derselben bewußt. Es hat jene Pflanzentriebe nach Wachsthum und nach Vermehrung seiner Art, aber verknüpft damit seinen eigenen Willen. Es hat die Kraft, sich selbst zu bewegen, von einer Stelle zur andern, und zwar nach Lust und Willkühr. Es kann Fertigkeiten erlernen, Gewohnheiten annehmen, die nicht in der Natur einer Pflanze liegen. Es kann Stolz, es kann Liebe, es kann Rachsucht, es kann Zorn, es kann Furcht, Demuth und Gehorsam äussern; es erinnert sich des Vergangenen, es kann sich auf eine bevorstehende Annehmlichkeit freuen.

Die Seele des Thiers ist also weit erhabener, als die mit ihr in gleichem Körper vergesellschaf-

tete Pflanzenseele. Keine Blume kennt die Willkühr, kennt Liebe und Haß, kennt die Macht der Selbstbewegung.

Der Mensch, auf höherer Stufe, als alle andere sichtbare Wesen, verbindet in sich die Pflanzen- und Lebenskraft mit der Thierseele — aber noch eine dritte Kraft schwebt in diesem allem unabhängig und über Alles — es ist der denkende Geist, welcher das Gute und Böse unterscheidet, sich nach eigenen, selbst erkannten Gesetzen richten, die Erscheinungen der Schöpfung durchdringen, und Gott, den höchsten Geist, denken kann. Hier ist der Gipfel des Menschenthums! Hier rührt der Sterbliche an erhabenere Wesen, die ohne Zweifel so weit über ihm stehen, wie der Mensch über dem Thier, wie das Thier über der Pflanze, wie die Pflanze über dem todten Stein.

Ein ehrfurchtsvoller Schauder durchdringt mich beim Anblick dieser Mannigfaltigkeiten und Stufen in der Schöpfung Gottes! Ich wage es kaum, weiter einzuschreiten in das große, geheimnißvolle Heiligthum der herrliche Allmacht. Und mein Verstummen wird Bewunderung Deiner Majestät, o Herr des unendlichen Weltalls, und diese Bewunderung ist tiefe Anbetung.

Geist der Unendlichkeit! Allbelebender des Alls! Alles in sich Vollendender! Du, den mein Geist nur mit einem schwachen Laut bezeichnet, aber nicht ausspricht — Gott, o Gott! wie bist Du groß, und größer, als mein Geist es ahnet! Je weiter ich in Erkenntniß Deiner Werke vordringe, je un-

übersehbarer wird die Menge derjenigen, die mir noch zu erkennen übrig bleiben. Ich fasse einen Wassertropfen und wähne Deine Größe zu begreifen; aber um mich her schlägt ein Weltmeer zusammen, in dem ich untergehe. Meiner Kraft gebricht die Macht, meinem Leben die Zeit, Dich zu ergründen. Ich glaube Dich zu erblicken in enthüllten Räthseln des Weltganzen, aber Du verschwindest hinter unendlichen, neuen Geheimnissen, deren Schleier mein Arm nicht heben kann. Ich verliere mich in der Fülle Deiner Wunder; ich fühle meine Kleinheit; es wird Nacht um mich, wo ich Licht sah; ich verschwinde mir selbst — ich behalte keinen Trost im Gefühl meiner Nichtigkeit, als den Gedanken, welchen Jesus mit göttlicher Weisheit in mein Inneres legte, den himmlischen Gedanken: auch ich bin Deiner unendlichen Werke eins! Auch ich bin Dein Kind! Auch ich darf Dich Vater nennen! Auch auf mich blickst Du gnadenvoll und barmherzig, wie auf jedes Deiner wunderbar erschaffenen Wesen! Auch mich wirst Du nicht sinken lassen, und mich nicht vergessen, o Vater unser Aller, der Du bist in den Himmeln!

XIV.

Der Frühling.

Ps. 104.

Empor, empor! mein Herz erglüht
Im Frühlingssonnenstrahl.
Empor, empor! Gott ist mein Lied!
Ihn singen Berg und Thal.

Von allen Kreaturen schwingt
Sich Gottes Lob empor.
Ihn singt der Wurm, der Seraph singt,
Ihn aller Welten Chor!

Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen; denn wer ist mächtiger, als er, der die ewigen Vesten der Erde und des Himmels gegründet, und ungeheuere Welten wie schwebenden Sonnenstaub hält? Wer ist unergründlicher an Güte und Barmherzigkeit, als er, der die Seligkeit des kleinsten Wurms und der Halleluja bringenden Geister des Himmels bereitet?

Lobe den Herrn, meine Seele! Die Zeiten verwandeln sich, und die Völker und Reiche; es ändert die Erde ihre Bahn und Gestalt, und die unzähligen Gestirne entstehen und verschwinden. Nur er ist ewig, und immerdar, und ist ewig groß und immerdar, und seine Barmherzigkeit kennt keinen Wechsel, seine Liebe keinen Wandel.

Lobe den Herrn, meine Seele! denn er ist dein Gott, der durch den Reichthum des Weltalls die Wonne des Himmels gießt, der dem Grashalm den labenden Thau und dem Auge des Menschen die Thränen der Freude gibt: er ist dein Gott, und dein Vater.

Lobe den Herrn, meine Seele! Der die Blüthen des Frühlings auf dich streute, da du voll kindlicher Unschuld im Arm deiner Mutter lächel-

test, umringt dich heute mit seinen Wundern, daß du im Entzücken ihn anbetest.

Ihr Quellen, von blühenden Gesträuchen umschatter; ihr Wasserbäche unter den hangenden Weiden, die ihr über den Felsen hinabrauschet; ihr Ströme, deren mächtige Wellen Schiffe mit goldenem Reichthum des Landes tragen: rauschet lauter, es ist dem Schöpfer, daß ihr rauschet!

Rauschet lauter, ihr Wälder an den ergrünenden Hügeln und Bergen, rauschet lauter mit den jungbelaubten Zweigen; und ihr Gesträuche, schwerbelastet vom Blumensilber des Frühlings, ertönet vom Gesange der Vögel.

Fröhlich hallt das Thal wieder von den Stimmen der Heerden, die in den blühenden Triften, wie in allen Farben des Regenbogens, weiden; in der Wüste brüllt freudig der Löwe.

Alle Kreaturen erheben die Stimmen ihres Vergnügens, den Schöpfer zu preisen im Schoose der verjüngten Natur. Selbst der kalte Felsen, neu mit Kränzen von rankenden Zweigen geschmückt, wird beredt, und sein Wiederhall verdoppelt den Psalm der Lebendigen.

Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was Odem hat, preise seinen herrlichen Namen! Fallet anbetend auf eure Knie, Nationen des Erdkreises, und preiset eures Schöpfers unerschöpfliche Huld. Das Todte und das Lebende, das Thier und der Mensch und die Geister — die ganze Unermeßlichkeit des Vorhandenen, alle Sterne, alle Sonnen

rufen: Heilig, heilig ist Gott, unser Gott, dessen Liebe ohne Ende ist!

Denn wer mag die Werke Gottes sehen ohne Rührung, wer die Herrlichkeit der Schöpfung ohne Entzücken! — Die Welt im Frühling ist wie ein Vorhimmel, ein Strahl auf Erden, eine Ahnung des künftigen Bessern, die gleich einem flüchtigen Traum durch unsere Seele dringt.

Wo ist der bange Zweifler, der mit seiner Vernunft hadert, und im Streit mit widerspenstigen Gefühlen Gott verläugnen möchte? — Er trete hinaus in die feierlich geschmückte Natur, die, wie eine ewige Braut, von ihrer Schönheit verklärt, ihm Gott zeigt. Er trete hinaus, und ein lebendiger, balsamischer Athem von Millionen Blumen weht ihm entgegen, und spricht: Hier ist nichts Todtes, Alles ist Leben, und das Leben ist Gott!

Tritt hinaus, Unglücklicher, und frage die Welt voll blühender Pflanzen, die in wunderbar mannigfaltiger Pracht deinen Schritt umringen: wo ist Gott? Stumm erheben sie ihre glänzenden Blumenkelche zum Himmel, und ein lieblicher Duft steigt aus ihnen, wie von Altären, empor zu den Sternen: dort ist Gott! Und die Sterne funkeln herrlicher am Himmel, ihre Strahlen deuten zur Erde nieder, und verkünden: auch dort ist Gott! — Ueberall ist er, denn Alles lebet und webet ihm, dem Allgegenwärtigen.

Zweifler! und wenn nun die Seligkeit und Schönheit der Schöpfung dein Herz erschüttert; wenn vor der Allmacht der Wirklichkeit deine künst-

lichen Träume verfliegen; wenn deine Vernunft sich mit sich selbst versöhnen, nicht mehr bezweifeln will, was ihrer ohnmächtigen Kraft zu schwer zu ergründen; wenn deine Seele sich aufzulösen wähnt im Wesen der Welt, und wieder Eins mit ihr werden, und mit kindlichem Glauben an Gott hangen will: dann sinke nieder, und verbirg dein glühendes Gesicht und deine Thränen in den Blumen der Wiese, und dein Seufzer — ach dein erster wieder zur Gottheit — wird kein Mißklang im Gesang der Natur sein!

Warum weinest du, verwaisete Seele, über dem Grabe des geliebten Todten? — Du bist einsam, und im engen Sarg trugen sie dein Kleinod, die Freude deines Herzens, zur Gruft! Beweinest du das Erblassen eines ehrwürdigen Vaters, einer guten, zärtlichkeitvollen Mutter? oder einen Sohn, eine Tochter, die deines Lebens Hoffnung waren? oder einen Gatten, eine Gattin, einen theuern Freund, eine geliebte Freundin, die an dir mit herzlicher Innigkeit hingen? — Warum weinest du über dem Grabe der Todten?

Siehe, der Frühling streut auch über die Gräber seinen Blumenschmuck, und ziert das Ruhebett deines Verstorbenen aus. Und der Herbst bringt mit dem welkenden Grase das niedere, immergrüne Moos auf dem theuern Aschenhügel. Wie die Natur den Hügel des theuern Grabes verschönt, so laß auch in deinem Gemüthe nun neue Hoffnungen erblühen. Alles ändert und wechselt, nur die göttliche Güte nicht!

Warum weinest du über den Todten? — Tritt hinaus in die lächelnde Schöpfung der Frühlingswelt — sie predigt dir einen Trost ins wunde Herz, den du nirgends findest, als bei ihr. Sie spricht: Ich bleibe nicht ewig todt; als mich das Leichentuch des Winters deckte, da schlummerte ich nur. Gott ist das ewige Leben, und was in ihm ist, bleibt ewiglich. — Warum weinest du über die Todten? Alles in der Natur ist Leben, und kein Tod ist in ihr. Wohl wechselt darin Alles die Hüllen und das Kleid, aber Nichts vergeht. Wohl warf das Gesträuch einst Blumen und Laub ab, aber die geheime Kraft des Lebens blieb, und schmückt sich wieder mit leuchtendem Grün und weitduftenden Rosen. Verbrenne den Strauch — du hast nur die Hülle verbrannt, die Lebenskraft ist unzerstört, und verjüngt sich an einem andern Ort in jüngern Keimen. — Der Liebling, um welchen du trauerst, warf nur die Hülle ab, wechselte nur das Kleid. Du wirst thun, wie er, und ihm schön verwandelt wieder begegnen. — In Gott ist Alles Eins, Alles nur Leben, Alles unverlierbar.

Wer spricht voll dumpfen Mißmuths: die Welt sei ein Jammerthal, ein Leidensort, ein Haus der Thränen? Tritt hinaus in das freudige Reich des Frühlings, wo dir Gottes Liebe, Gottes Güte, Gottes Ruf zur Freude von allen Hügeln und Thälern, von allen Fluren, allen Hainen entgegendringt. Und während Millionen beglückter Geschöpfe in zahllosen Sprachen und Tönen

jauchzen: O wie schön ist Gottes Welt! magst du da länger trauern, und Gottes Weisheit verkennen und verachten? Ist dein Uebel, unter welchem du leidest, nicht vielleicht am Ende die Frucht eigener Thorheiten und Unvorsichtigkeiten? Warum verurtheilst du die göttliche Schöpfung? — Ist dein Leiden vielleicht die Wirkung einer Krankheit, die unverschuldet ward, oder eines Uebels, welches du nicht abwehren konntest: fasse Muth, auch dieser Schmerz ist zu der großen Summe göttlicher Wohlthaten gerechnet, und ist Arznei für dein Gemüth. Nur durch ungeduldigen Trübsinn vermehrst du deine Noth, und legst zu dem ersten einfachen Uebel ein zweites hinzu durch eigene Schuld.

Die Empfindungen des Christen im Frühling beim Anblick der wiedererwachenden Natur können nur Entzücken und Bewunderung der göttlichen Größe, Güte, Weisheit und Macht sein. Gedanken und Gefühle werden zum Lobgesang auf die Unerschöpflichkeit der himmlischen Liebe. Und die Sehnsucht der Seele zu Gott, die Sehnsucht, in ihm aufgelöset, ihm ganz eigen zu sein, wird reger und heftiger.

Und mit dem Aufleben der Welt soll auch unser Gemüth zu neuer, heiliger Kraft aufleben; die neuen Wohlthaten, mit denen uns der ewige Vater überschüttet, sollen uns auch entflammen zu neuer Thätigkeit in Werken der Liebe, der Sanftmuth und Wohlthätigkeit gegen unsere Mitmenschen.

Die fleißige Biene sumset um den Kelch der

frischen Blüthen, Honig einzusammeln für die Tage des Winters. Der Fruchtbaum bildet zwischen den Blumen seine Früchte, um Menschen und Thiere einst zu laben im Herbst; der Vogel bauet sein Nest, und suchet den Jungen ihr Futter. Alles im weiten Umfang der erwachenden Natur ist das Bild der Geschäftigkeit, des Fleißes, des Sammelns, des Säens. So sollen auch wir uns mit neuen Tugenden schmücken. So sollen auch wir zu allem Guten und Nützlichen, was sich darbietet, die Hand reichen, und indem wir das Gute aussäen, auf unsern Herbst des Lebens, auf unsere Aernte im bessern Leben hinüberblicken.

Mit neuer Liebe will ich die Menschen umfassen, wie Gott mit neuer Liebe sie alle umarmt und beglückt. Wo es eine Thräne zu trocknen gibt, und ich das Vermögen habe, sie abzutrocknen, da soll sie nicht mehr fliessen. Wo ich irgend einem meiner Freunde, meiner Bekannten, meiner Hausgenossen eine Freude gewähren kann: da will ich sie ihm schaffen, wie Gott uns täglich neue Freude gewährt. Wo ich irgend einen Feind habe, der mich meidet und flieht, der mir Uebels nachredet oder thut, der Alles, was ich thue, bös ausdeutet, und selbst was ich Gutes habe, verkleinert, da will ich ihm seinen Haß verzeihen; ich will jede Gelegenheit gern benutzen, ihm Liebes zu erweisen, auch wenn er es nie erfährt, daß es von mir gekommen. Denn auch Gottes Liebe macht keinen Unterschied zwischen den Menschen; er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und

Regen und Thau des Himmels sinken befruchtend nieder auf den Acker des Gerechten und Ungerechten.

Mit neuem Glauben will ich an Gottes endloser Liebe und an seiner Vorsehung hangen, die sich mir mit jedem Frühling gleichsam verklärter und herrlicher, denn jemals, offenbaren. Er ist der Ewiggetreue, der Ewiggütige; nach seinen Gesetzen bewegt sich Alles, und die Schicksale der Menschen sind von ihm geordnet. Mit neuem Glauben will ich seinen weisen Führungen folgen; denn er, der Alles so wunderherrlich und zweckvoll schuf und einrichtete, er wird es auch mit mir wohl machen.

Warum soll ich mich mit bangen Sorgen der Nahrung quälen? — Wie einfach leben die Geschöpfe meistens, die er schuf! Und doch sind sie glücklich. So will ich mich denn auch einschränken, einfach leben, und Gott wird meine Arbeiten segnen; wie kann es dann mir oder den Meinigen fehlen? — Die Vögel unter dem Himmel, sie säen nicht, sie ärnten nicht, und der himmlische Vater nährt sie doch! Er, der die Lilien auf dem Felde herrlicher kleidet, als Salomo war in seiner Pracht, er wird auch mich, er wird auch die Meinigen nicht vergessen, noch verlassen.

Und wenn dann auch Augenblicke des Kummers eintreten, wenn ich dann auch wohl in bange Verlegenheiten komme: wie wunderbar fügte es sich oft, daß ich wieder durch seinen Beistand, durch seine Leitung meines Schicksals beruhigt und erfreut werden mußte! — Wie oft habe ich

nicht schon die Wahrheit des Sprüchleins an mir selbst erfahren: Ist die Noth am größten, dann ist Gott am nächsten!

Mit neuer Hoffnung soll mich der Reiz der schönen Frühlingswelt beseelen. Wer Gott nur nicht verlor, der hat noch nichts verloren. Ja, mein Herz hoffet auf ihn, den Ewig-Allmächtigen, den Ewig-Liebenden, der auch jetzt wieder die erstorbene Natur in wundervolles Leben zurückgerufen hat.

Der Frühling ist für den fleißigen Landmann die Zeit neuer Hoffnungen, und gewiß auch für das christliche Gemüth. An den Wundern des Schöpfers richtet sich unser gesunkener Muth wieder empor, und sieht heiter durchs Leben in die Ewigkeit. Er, der diese Welt schon mit so überirdischen, unbegreiflichen Reizen schmückte, welche Welt wird er uns einst öffnen jenseits unserer Todesstunde! Darf ich zweifeln, daß sie minder schön sein werde? Ach, wie klein, wie gering ist doch der Theil des unendlichen Weltganzen, den ich kenne! Und hat Jesus, mein göttlicher Heiland und Lehrer, hat Jesus nicht selbst mich auf ein schöneres Leben, auf eine noch wundervollere, herrlichere Welt hingewiesen, auf eine Welt, neben deren Pracht die schönsten Erdenfrühlinge verschwinden?

Siehe, da blühen über den Gräbern junge Rosen auf, und um das dunkele Kreuz windet sich der grünende Epheu mit Lebensfülle. — Hof-

des Sinnbild unvergänglichen Seins und ewiger Wiederverjüngung in der Natur!

Schlummert sanft, ihr frommen Todten! Theile eures Staubes vermählt die sparsame und immer schaffende, immer wieder belebende Kraft der Natur mit den Blumen, die euern Hügel beschatten. Eine schönere Blume blühet nun euer unsterblicher Geist, mit den edelsten Kräften ausgestattet, doch erhaben über den Stern der Erde. — Kraft ist kein Staub: aber sie bewegt den Staub, und verbindet ihn zu neuen Gestalten und Zwecken. — Eure Seelenkraft ist, vom Staube entbunden, schon zu höhern Zielen hingeeilt. Euch lächelt dort ein schönerer Frühling, als dieser irdische ist, in dem ich mich so glücklich preise.

Auch ich — auch ich werde ihn sehen, euern himmlischen Frühling! Auch ich werde meinen Gott in noch wundervollern Verhältnissen anbeten! Auch ich, ihr Geliebten, um die mein Auge hier weint, werde dort euch wieder begrüßen dürfen; — wieder begrüßen euch Alle, ihr Theuern, mir so früh Entrissenen! ihr Geliebten, für welche ich heiße Liebe im Herzen bis zu meinem Grabe mitnehme! — O Gott der ewigen Liebe, du Schöpfer meiner zärtlichen Gefühle, du Lenker meines Schicksals, der mich mit jenen theuern Seelen auf Erden zusammenführte, Du selbst, der die Bande der Freundschaft um unsere Herzen legte — Du hast mir sie nicht auf ewig entrissen. Ich finde mein Verlornes wieder! — Kein irdischer Frühling gleicht der Wonne solches Wiederfindens.

O theure Seelen, theure Namen, die ich nicht nennen kann, ohne daß Thränen der wehmüthigen Sehnsucht meine Augen netzen, o mir zu früh Entrissene! es kommt nach dem irdischen Lenze der himmlische, welcher mein Verlangen stillt.

Gott, mein Gott! welchen Seligkeiten hast Du mich noch aufbewahrt! — Gott, mein Gott, welche Freude weißt Du mir nicht schon in dieser Welt zu geben! Ach, nie fühlte ich es so tief und innig, als jetzt im Glanze des Frühlings, wie unwerth ich Deiner Liebe und Barmherzigkeit bin.

Ja, mit dem neuen aufblühenden Leben Deiner Schöpfung blüht neue Liebe, neuer Glaube, neue Hoffnung in meinem Herzen auf!

Wohl habe ich oft gefehlt, wohl habe ich Deiner im Getummel der Welt, der Zerstreuungen, der Arbeiten oft vergessen; wohl habe ich oft der Lehren meines Jesu nicht geachtet; wohl habe ich oft, von meinen Leidenschaften, von meinen Gewohnheitsfehlern hingerissen, den Menschen, die Du doch liebst, weh gethan; wohl habe ich manches Gute unterlassen, das ich hätte stiften können; aber mit neuer Liebe zu Dir will ich meinen Lebenswandel beginnen, weil sich mein Glaube immer herrlicher zu Dir erneut. Ich will der bessere, der edlere Mensch, der wahre Nachfolger des göttlichen Jesus werden, um der Hoffnungen willen, die Du mir bereitet hast.

Denn wie darf ich jene Hoffnungen und Verheißungen ergreifen, wie können sie mein Glück in Deiner schönen Welt erhöhen, oder wie können

sie mich in Augenblicken des Kummers trösten, wenn ich mich ihrer durch meinen Lebenswandel nicht würdig mache? Laß mich voll heiligen Geistes werden in allen meinen Gedanken und allen meinen Handlungen. — Ich muß schon hier streben nach Heiligkeit und Unschuld, um Genosse höherer Seligkeiten werden zu können, um euch, ihr theuern vor mir Hinübergegangenen, wieder zu haben, um mit euch Theilnehmer der ewigen Herrlichkeit zu sein.

Ja, noch einmal gelobe ich es Dir, mein Gott, mein Vater, ich will besser, frömmer, menschenfreundlicher und wohlthätiger werden; ich gelobe es bei euern Gräbern, ihr Geliebten, um deren Verlust ich traure, und nach denen mein Auge die Thränen der Sehnsucht weint, ich will durch Edelmuth mich eures Looses, eures Wiederfindens würdiger machen. Amen!

Ja, du mächtiger Erneuer
Dessen, was gestorben ist,
Aller Liebenden Erfreuer:
Wer beschreibt's, wie gut Du bist?
Wer entrichtet seine Schuld
Würdig Deiner Vaterhuld?

Wer auf Deiner schönen Erde
Sich voll Dankbarkeit bemüht,
Daß sein Geist auch schöner werde;
Wer für Dich voll Liebe glüht:
Der entrichtet Deiner Huld,
Freilich nie ganz, seine Schuld.

XV.

Frühlings-Andacht.

Psalm 148, 1 — 6.

Herrlich leuchtet Deine Güte,
Deine Macht und Weisheit, Gott!
Jedem fühlenden Gemüthe
Ruft der Frühling: Gott ist Gott!
Ist ein Quell, dem Freud' entquillt,
Der mit Leben Alles füllt.

Millionen Blumen duften,
Alle Felder strahlen grün,
Wie wenn tausend Stimmen ruften,
Hör' ich: fühlt und preiset ihn!
Ihn, der Erd' und Himmel trägt,
All' ihr Heer trägt und bewegt!

Wärmere Lüfte umwehen mich, und tragen mir balsamische Gerüche von tausend und tausend aufgeschlossenen Blumen zu. Mit hellem Grün leuchten Wälder und Hügel auf mich her; und ein silberner Segen von Blüthen trauft von den Bäumen, unter jedem Schauer des Windes, auf mich hernieder. Der Bach, welcher noch vor wenigen Wochen vom harten Eise starrte, fließt im grünen Schatten hangender Gesträuche fröhlich dahin, und Blumen bekränzen sein Ufer. Gleich lebenden Blüthen gaukeln Schmetterlinge durch die Luft; Käfer summen im warmen Sonnenstrahl,

und Lerchen singen über Kornfeldern, indem sie dem glänzenden Tagesgestirn entgegen schweben.

Welch eine Pracht rings umher! Mit wie wunderbaren Farben prangen die Blumen des Gartens! Sie enthüllen sich eine um die andere in ihren schönen, mannigfaltigen Gestalten, öffnen ihre geheimen Kelche, und giessen süßen Duft, wie aus Opferschalen, über die Erde.

Wo bin ich? Ist dies noch die Welt, welche vor wenigen Monaten vor meinen Augen so ausgestorben dalag? Ist es noch dieselbe Welt, wo vor Kurzem Alles in Schnee und Frost erstarrt, wie in einem einzigen weiten Grabe beisammen lag? Da schwieg der Schöpfung Lobgesang, wenn nicht vielleicht noch dort und hier aus einsamen Hütten ein Seufzer des Dankes zu Gott aufstieg. Wie schaudernd war die Stille! Nun aber wacht der laute Jubel auf, und begrüßt den kommenden Lenz.

Und jeder Sänger in der Luft entfleucht dem Wintergrabe, und Flur und Hain ertönen von frohen Liedern. Quell und Bach und Strom und Meer frohlocken. Anbetung des Ewig-Gütigen und Lob des Herrn ist die ganze Natur in der Feier ihrer wundervollen Auferstehung.

Und wie alle Kreaturen, durchweht auch mich ein neues, himmlisches Gefühl. Ich athme tiefer, freier im hellen Sonnenglanz, in der heitern von Wohlgerüchen durchströmten Frühlingsluft. Der Thau des Morgens fällt über die Blumen nieder, und in den kaum entfalteten Busen der Rosen

wie Thränen des Entzückens, aus den Augen der Natur. So sinkt auch meine Freudenthräne über die Wange nieder, und mein Seufzer, dem tiefbewegten Herzen entstiegen, mischt sich in das große Hallelujah der Erschaffenen.

Fröhlicher jauchzen die unschuldigen Kinder, die spielend in den Blumen der Gärten und Wiesen tändeln. Verklärt durch ein schöneres Gefühl tritt die blühende Jungfrau, der unternehmende Jüngling in die lächelnde Schöpfung hinaus. Gatte und Gattin vergessen des dunkeln Winters und der häuslichen Sorgen; der Anblick der prachtvollen Schöpfung läutert ihr Herz und füllt es mit Ruhe und reiner Wollust. Der Greis selbst will sich verjüngen, tritt hinaus zum Sonnenstrahl und läßt sich von der erquickenden Wärme überströmen. Der Reiche vergißt seine Marmorsäle: die Hand des Allmächtigen schmückt schöner, als der kühnste Witz des Sterblichen, die Welt. Der Bedürftige verläßt die armselige Hütte: Gott baute ihm einen Pallast, welchen Kaiser und Könige nicht herrlicher haben.

O Gott, o Schöpfer! wie unaussprechlich herrlich, wie unaussprechlich gütevoll bist Du! Wenn ich Deine Wunderwerke und ihren göttlichen Zauber empfinde, mich der Glanz der weiten Natur anleuchtet, der Athem des Frühlings mich durchdringt, der Jubel der hochbeseligten Schöpfung mich umrauscht, und ich die Freude der Menschen und des kleinsten Wurms wahrnehme — dann wird mir, als möchte ich aufgelöset wer-

den in dies schöne, unermeßliche All, um ganz in Dir zu sein.

Wo kann ich Deine Majestät lebhafter anschauen, als im Buche der Natur? Wo kann ich Deine Weisheit, Deine Allmacht deutlicher erblicken, als in dem Buche der Natur, das Du vor mir ausbreitest? Wann ist eine Zeit des Jahres einladender, dieses Buch zulesen, als die Zeit des allgemeinen Wiedererwachens der Dinge im Frühling? — Ist der Frühling nicht ein Auferstehungsfest der Erde? Ist er nicht das hohe Gedächtnißfest, welches die Natur den ersten Schöpfungstagen feiert, da sie, mit Millionen Wundern prangend, zum erstenmale aus Deinen allmächtigen Händen hervorging?

Könnte ich mich auf den Fittigen des Adlers hoch in die Lüfte schwingen; höher noch auf den Flügeln der Morgenröthe durch alle Himmel! Könnte ich tief unter mir den Erdball sehen und seine Reiche, wie sie sich abwechselnd unter dem festgeordneten Gang des Jahreszeiten verwandeln!

Durch die unendlichen Räume des Weltalls schwebt, wie eine Feder, leicht und sicher der Erdball um die ferne, strahlende Sonne, die einen Ozean von Licht und Wärme durch die ganze Unermeßlichkeit ausgießt. Dieser Erdball, die Wohnung von Millionen und Millionen beglückter oder zum Glück erschaffener Wesen, schwebt in des Himmels leeren Räumen, durch unsichtbare Gewalt geführt und in ungbänderlichen Bahnen

So hast Du es, höchste Allmacht, geordnet. Wir staunen das unbegreifliche Wunder an. Wir suchen mit unserm schwachen Verstande zu dem ungeheuern Räthsel die Auflösung, und erklären ein Wunder durch neue Wunder, welche wir im Verborgenen ahnen.

Und wie diejenige Hälfte der Erde, welche wir bewohnen, also gegen die Sonne eine Richtung nimmt, daß die Strahlen derselben nur schief über die Oberfläche hinweggleiten, erstirbt und erkaltet Alles darauf. Der Thau wird Reif; die Wolken lassen Schnee fallen, statt befruchtenden Regens; die Ströme werden Eis; die Pflanzen welken; Menschen und Thiere verbergen sich. Bald ist die eine Hälfte der Erdkugel eine unübersehbare Einöde, eine leblose Wüste, als hätte der Schöpfer ihrer vergessen, während die Landschaften der andern Erdhälfte im grünen Schmuck des Sommers prangen, wo die Strahlen der Sonne senkrecht niederströmen und erwärmen.

Doch unaufhaltsam rollt der Erdball weiter in seiner Kreisbahn um die flammende Sonne. Bald wendet er seine winterliche Seite wieder dem großen Quell der Wärme und des Lichtes zu. Allmälig fallen schon die Sonnenstrahlen weniger schief auf auf diese erstarrte Seite, und die Wärme dringt ein. Die Schneefelder verschwinden; die vom Eispanzer befreiten Ströme brausen in ihren Ufern fort; ein mattes Grün umschimmert Hügel und Thäler. Der Frühling

beginnt für uns, während die Fluren der andern Erdhälfte nun herbstlich erbleichen — er ist für uns da in aller seiner Herrlichkeit, während Schneegestöber die andere Erdhälfte veröden; die unserige glänzt in der Fülle des Sommers, unter den beinahe senkrechten Strahlen der Sonne, während die andere von Schnee und Eis eine leblose Wüste geworden.

So wirkt die ewige Himmelsordnung auf den Erdball im Großen. So führt der Lauf unsers Weltkörpers um die Sonne den Wechsel der Jahreszeiten herbei. Geschlechter blühen auf und verwelken; aber die Ordnung des Himmels dauert fort; immer verjüngt sich die Erde, immer erstirbt sie zum neuen Aufleben. Ach, Tausende gehen über diese wunderbare Erde hin, und achten nicht auf die erhabenen Schöpfungsgesetze, nicht auf des Schöpfers unveränderliche Huld, der zu ihrer Seligkeit in unberechenbaren Fernen unermeßlichen Weltkörpern Lauf und Thätigkeit vorschrieb.

Wie in den grenzenlosen Räumen des Himmels, wirkt die wunderbare Hand Gottes auch in der Nähe unsers Erdalls. Jene Wolken, die noch vor wenigen Monaten Schnee über die Fluren ausstreuten, senden jetzt warme Regenschauer nieder zur Erquickung der Pflanzen und Thiere. Wer ergründet der Welten seltsames, geheimes Spiel? — Nebel schweben über die Wiesen und längs den Hügeln in sichtbarer Gestalt; unsichtbare Dünste und Dämpfe, von der Wärme der

Erde und ihrer Millionen Geschöpfe entwickelt, steigen leicht in die Luft empor. Und ist die Luft mit diesen Dünsten gesättigt, und sie erkalten, so entstehen die Wolken. Wolken wie Nebel entstehen aus kleinen Dunstkugeln. Aber wie entstehen diese? Wie können diese Wolken, diese ungeheuern Wassermassen, welche, wenn sie in Tropfen zusammenrinnen, als Regen niederfallen und weite Lander überschwemmen, Bäche zu Strömen, Ströme zu Flüssen anschwellen — wie können sie so leicht und beweglich über unsern Häupter schweben, sie, die, in Tropfen verwandelt, zweitausendmal schwerer sind, als die Luft, auf der sie schwimmen?

Es gibt der winterliche Himmel der Erde seinen Schnee, um die zahllosen Gewächse gegen des Frostes tödtende Macht zu beschirmen und zu erwärmen. Es gibt der Frühlingshimmel der Erde seinen warmen Regen, um den Millionen erwachender Keime Nahrung zuzuführen. — Wunder drängen sich in jeder Stunde an Wunder, und eine Güte des Schöpfers folgt der andern. Und ich, der Zeuge dieser Wunder, dieser Güte, könnte gleichgültiger Zuschauer sein?

Wenn die Allmacht Gottes durch einen Wink dem Erdball in seinem Laufe fesseln würde — es wäre genug, die ganze lebende Welt zu vernichten. Der ewige Winter würde sich mit seinen Schrecken über die Welt auslagern. Kein Frühling brächte wieder Blumen, kein Sommer goldene Saaten, kein Herbst die reichen Aernten. Die

schlafende Gewürme und Thiere schliefen ihren Todesschlaf; die Völker würden verderben, nach andern Weltgegenden flüchten, umkommen. Der Erdball wäre ein unermeßliches Grab seiner Bewohner, und der letzte Mensch, welcher einsam zwischen den Leichen über die Erde ginge, sähe das große Weltgericht in seiner ganzen Furchtbarkeit.

Aber Gott lebt, er will Leben wecken, und Leben und Seligkeit sehen durch das ganze Weltall. Unveränderlich geht das große Uhrwerk der Natur fort, wie Gottes Weisheit es vom Anbeginn geordnet. Eine Reihe dunkeler Kräfte sind das geheime Triebwerk, welches Alles in der fortdauernden Regsamkeit erhält. Warum will ich die Himmel durchdringen und in dem Kreistanz entfernter Welten die Wunderhand des erhabenen Schöpfers suchen? Sie ist mir überall nahe, und die Geschichte eines kleinen Pflanzenkeims offenbart mir die Weisheit, Ordnung und Wohlthätigkeit der Schöpfung eben so glänzend, als die Laufbahn der Erde, der Sonne und der Sterne, aus welchem der Wechsel der Jahreszeiten entspringt.

Die Anmuth eines heitern Frühlingstages lockt dich hinaus in die freie Flur. Dein Fußtritt geht über ein ganzes Reich mannigfaltiger, dir unbekannter Pflanzen hin, und zertritt zarte Keime, die emporsprossen wollen. Ach, du weißt nicht, welche zarte Sorgfalt die Natur für sie bis dahin getragen.

Im Herbste ließ der alte Eichstamm des Waldes seinen Samen zur Erde fallen. Er diente größtentheils unzähligen Thieren zur Nahrung. Aber doch einige dieser herben Früchte blieben ungenossen am Boden liegen zwischen dem welkenden Grase. Nun streute der mütterliche Baum sein dürres Laub vor Anbruch des Winters darüber, und deckte die vergessene Eichel schonend zu gegen die rauhe Jahreszeit. Und über die Laubdecke breitet sich der beschirmende Schnee. So schlief der zärtliche Keim der Eichel im langen Winter wohlverwahrt. Du sorgtest nicht für sie. Leblose Wesen nahmen sich ihrer an, nach des Schöpfers wohlthätiger Anordnung. — Der Frühling beginnt. Auch die vergessene Eichel fühlt in ihrem Innern die Alles belebende Wärme. Ihr Keim sprengt den Kern. Er senkt eine feine Wurzel in dem vom Schnee und Regen erweichten Boden, befruchtet und nahrhaft durch des Mutterstammes verfaultes Laub. Die Wurzel saugt die erste Nahrung aus den Brüsten der allgemeinen Mutter alles Irdischen, der Erde. Dadurch gewinnt der Keim neue Stärkung; er hebt einen schwachen, krautartigen Stengel empor, und faltet die weichen Blätter am Sonnenlicht aus. Auch durch die Blätter saugt dies junge Pflänzchen neue Nahrung aus der Luft. Es erstarkt unterm Regen, Wind und Sonnenwärme. Du schreitest vorüber, und achtest dieses geringen Krautes nicht. Aber die gütige Natur sorget mit immer reger Mutterliebe für dasselbe, so wie sie für dich

sorgt. Siehe, dies Kraut wird Baum; wird einst des Waldes Schmuck, des Menschen Reichthum, wenn du schon Staub geworden. Es prangt dereinst in hundertjähriger Schönheit, und deine Urenkel lagern sich vielleicht einst im Schatten dieser ehrwürdigen Eiche, über deren Wipfel diesen Frühling noch deine Fußsohle verächtlich hingleitet.

So ist Alles mit Liebe und Vorsorge von der göttlichen Schöpferhand geordnet. So steht Alles in genauer Verbindung. Nichts ist umsonst. Eins dienet unterstützend in der Schöpfung dem Andern. Der Frühlingstag, welcher dich heute anlächelt, sorget schon für die nachfolgenden Jahrhunderte, sorget schon für das Wohlsein deiner Kinder, Enkel und Urenkel.

So hat dem aufmerksamen Beobachter der Natur Alles Wichtigkeit, Alles Bedeutung, wenn er in die wiedererwachende Schöpfung hinaustritt. Der Christ sieht in jeder Blume die Ewigkeit der unergründlich weisen Weltordnung; ihm deutet jeder Halm hinauf zum Schöpfer; ihm predigt jedes Blatt die Liebe und Herrlichkeit seines Gottes.

Und wie viele Millionen lebender Wesen treten mit diesem Frühling in das Dasein! Wer zählt das Heer der Gewürmer, welches über die Erde kriecht? — wer die Schaaren der Vögel, welche in den Lüften schwimmen, und die Wälder mit Gesang erfüllen? — wer die Heere der Fische, welche im Bach und Meere spielen? —

wer die Arten aller Thiere, welche dem Menschen freundlich oder feindlich, auf den Wiesen und in den Wäldern, auf den Bergen und in den Thälern umherirren? Für Alle sorgte Gottes Liebe und Weisheit. Die Geschichte jedes dieser Geschöpfe, die Geschichte des kleinsten Wurms, von seinem Entstehen bis zur Auflösung in Erde, ist eine Geschichte der wunderbaren Allmacht und Allweisheit Gottes.

Ach, es ist unmöglich, Alles und Alles, was Gott um mich her erschuf, zu beobachten, zu durchforschen; mein Leben ist zu kurz, Alles von seinen Werken zu erkennen, ob es gleich vor meinen Augen liegt. Unendlich und grenzenlos und unbegreiflich, wie das höchste Wesen in sich selbst, ist es auch in seinen Werken.

Und wie Mancher geht durch dieses reizende Getümmel von Wunderwerken hin, ohne auch nur von ihrem Anblick erschüttert zu werden! — Der Mensch, der Schöpfungstage letztes und edelstes Werk; der Mensch, der allein unter allen Geschöpfen aufrecht, mit zum Himmel gewandtem Angesicht, einherschreitet, zur Herrschaft geboren; der Mensch, allein begabt mit höherer Einsicht, als alle andere ihm bekannte Geschöpfe, ausgestattet mit dem Lichte der Vernunft, mit dem Kleinode der Sprache, in welches es den erhabenen Begriff der Gottheit hüllen kann — der Mensch kann in der Frühlingswonne gefühllos bleiben? — in der ganzen Pracht und Anmuth der Natur nichts, gleich jedem Thier, als eine Er-

quickung seines Leibes finden? — nur eine abgewechselte Art von flüchtigen Lustbarkeiten?

Nein, ich bin ein Christ! Ich sehe mit Christo in der Schöpfung nicht das Irdische, sondern die göttliche, wirkende Macht meines himmlischen Vaters; nicht das Vergängliche, sondern das Bleibende, Ewige, immer unter neuen Gestalten Wiederkehrende. Für mich ist das Erwachen der Natur im Frühlinge das jährliche Gedächtnißfest der göttlichen Weltschöpfung. Dieselbe Macht, welche vor vielen Jahrtausenden aus den Wüsten und Leeren das Licht und die Sterne, Meere, Erden, Pflanzen und Gewürme und Thiere rief, die Tage schuf, die Zeiten des Jahres ordnete; dieselbe Hand, welche aus dem weiten Nichts die wunderreiche Schöpfung hervorwinkte, hat auch aus dem erstarrenden Winterschoose dieses neue Aufblühen, diesen Glanz, diese Weltpracht hervorgerufen. Jeder Frühling ist eine erneuerte Schöpfung, und macht mich selbst zum Zeugen von den Tagewerken der himmlischen Allmacht und Gnade.

Und auch ich bin unter den zahllosen Wundern der göttlichen Macht selbst ein Wunder, welches sich nicht begreifen kann, und keins der geringsten. Der menschliche Geist schwebt höher als alles Irdische; er umfaßt das Mannigfaltige, und trägt in sich das Bild der Welt und der Gottheit. Er ist die Krone, die letzte und lieblichste Blume der Schöpfungswerke, zwar fest mit den Wurzeln am Erdball haftend, aber das Haupt durch den Himmel hebend zur Gottheit.

Darum mische sich meine Freude, mein Gebet in den Jubel Deiner Schöpfungen. Auch meine Seele ist Dein Werk, Weltenvater, Namenloser! Auch ich bin Dein Kind, das Du aus dem Nichts zur Seligkeit riefest. Ja, auch ich darf in dem prachtvollen Heiligthum Deines Weltgebäudes mich Deiner Größe freuen; darf vor Dein Antlitz treten, und Anbetung bringen.

Wer bin ich? Erde aus Erde! Und doch würdigst Du mich, Erbarmer, Liebevoller, Deine Pracht anzuschauen und Dich zu verherrlichen. Dennoch umströmst Du mich mit Seligkeit, und lässest mich aus den Entzückungen, die mich beim Anblick Deiner Werke durchdringen, die höhern Bestimmungen meines künftigen Daseins ahnen.

Frohlockend jauchz' ich, rühm' und singe:
Bis über alle Himmel dringe
Zu Gott mein Lallen, mein Gesang.
Erhab'ner; als der Sterne Höhen,
Noch höher, als die Himmel gehen,
Geht seine Gnade, geht mein Dank!
Barmherzig schauet er
Auf alle Wesen her,
Die ihn ehren;
Er sorgt für sie,
Und läßt sie nie
Zu ihm umsonst nach Hilfe flehen!
Und hab' ichs nicht von ihm vernommen?
Ist nicht ein Wort zu mir gekommen,
Das selbst sein Mund geredet hat:

Wenn man die Himmel kann ermessen,
So kann ich euer auch vergessen,
So mangelt's mir an Macht und Rath! —
So sprach er. — Denkt, wer ist,
Der seinen Himmel mißt?
Gottes Gnade —
Betet an!
O betet an! —
Ist höher, als die Himmel sind.
Euch schuf er, um uns zu beglücken,
Euch, Erd' und Himmel! Euch zu schmücken,
Floß über euch sein Licht herab.
Und Geistern sich zu offenbaren
Erschuf er Geister. Zahllos waren
Die Welten, die er ihnen gab.
Jehova, nur Dir selber gleich,
Wie groß, wie herrlich ist Dein Reich,
Und unaussprechlich!
Die Natur
Verkündigt nur,
Was Du schon warst, eh' Alles war.
Die Frühlingswelt,
Die Geisterschaar
Singt wonneschauernd auf zu Dir:
Geheiligt sei Dein Name!

XVI.

D i e L u f t.

Ps. 104, 1—4.

Gelobt sei Gott! — Ihm will ich fröhlich singen,
Ihm Dank und Ruhm mit seinen Kindern bringen;
Ich will, vereint mit allen frommen Seelen,
Sein Lob erzählen.

Groß, majestätisch sind des Höchsten Werke,
Sie künden seine Weisheit, seine Stärke;
Aus ihnen strömen heilige Vergnügen,
Die nie versiegen.

Er baut den Wundern, die sein Arm errichtet,
Ein Denkmal, welches keine Zeit vernichtet;
Die weite Luft erzählt von seiner Güte,
Der Baum mit Blüthe.

Ihn zu erforschen, und ihn zu erheben,
Ist wahre Weisheit, führet uns zum Leben;
Erleuchtet uns, damit des Menschen Seele,
Was gut ist, wähle!

Wie lieblich prangt die verjüngte Welt im Strahlenschmuck des Frühlings! Wie versilbern sich mit zarten Blüthen Bäume und Gebüsche des Thales, während die Wälder längs den Hügeln vom hellen Grün leuchten, und die Quellen zwischen neu umblümten Felsen anmuthig daherrauschen, oder der breite Strom majestätisch im spiegelnden Sonnenglanz dahin zieht!

Ist dies die öde Landschaft, die noch vor wenigen Wochen erstorben lag, verhüllt in Schnee oder grauem Nebel? wo die Thiere in ihren Höhlen, die Menschen in ihren Wohnungen verborgen lagen, und nur der Rabe unter dem trüben Himmel über die kahlen Felder hinschwebte, oder der Sperling schüchtern sich den Wohngebäuden nahete, und zwitschernd um einige Körnchen Nahrung zu flehen schien?

Wie wunderbar, wie unbegreiflich ist Alles umgestaltet! Gott winkte: die Stürme schwiegen; die Schneegestöber flohen; der Erdball wandte sich dem Sonnenlicht entgegen; die Quellen und Flüsse stießen ihr Eis ab; Millionen schlafender Keime drangen aus dem Schoose der Erde hervor, und entfalteten ihre Blätter und Halmen und Blumen, und gossen balsamischen Hauch durch die lauen Lüfte aus.

Dies ist Gottes Finger! Er, der Ewig-Allmächtige, der Ewig-Holde, hat es gethan. Jeder neue Frühling, den ich hienieden erlebe, scheint mir noch prachtreicher als jeder vergangene zu sein. In jedem neuen Frühling spiegeln sich die ehemaligen Frühlinge meines Lebens wieder in schönen Erinnerungen ab. Mein Dasein scheint sich zu vervielfältigen, je länger ich Jehova's Schöpfungen sehen darf.

Wie glücklich bin ich durch meines Gottes Güte, daß ich noch athme, und mich meines Daseins erfreuen mag! Ach, mancher Edle entschlief indessen, und sah das Erwachen nicht wieder. Meine Ge-

liebten, o ihr Theuern, deren Asche nun das Grab umfängt, ihr freuet euch nicht mehr mit mir der wiederauflebenden Schöpfung. Der frohe Gesang der Vögel tönt nicht herab in eure stille Gruft, und die Blumen, welche der Lenz mit vollen Händen streut, fallen nur auf die Hügel eurer Gräber!

Doch dieser irdische Frühling, der für euch sich nicht mehr schmückt; diese Morgen- und Abendröthen, die für euch nicht mehr glühen; diese Lieder und Töne der Freude, welche nicht mehr für euch durch die Lüfte klingen; dieser Blumenglanz, der Wiesen und Wälder und Gärten nicht mehr für euch ziert — sind sie für euch ein so großer Verlust? — — Nein, euch blühet ein anderer Lenz, euch strahlen schönere Morgenröthen eines bessern Lebens; euch tönen andere Gesänge entgegen! Auch ihr dort, wie ich hier im Erdenstaube, bewundert die Größe und Macht Gottes, aber verklärter, weiser, vollkommener, denn ich! Hier ist nur die schöne Vorhalle der Ewigkeit; im Tempel selbst wandelt ihr schon.

O ihr Glückseligen, ihr zu Gott früher als ich Berufenen! Leicht möget ihr unter seligern Gestirnen vergessen, was ihr hienieden verlassen habt. Doch während euch meine Liebe, meine Wehmuth mit Treue durch die Ewigkeit nachfolgt, will ich mich hienieden noch der kurzen Augenblicke meines Daseins erfreuen. Vielleicht ist auch dies einer meiner letzten Frühlinge, die ich sehe.

Ja, ich will, o wundervoller Schöpfer, o Vater, der Du über Alles herrlich und erhaben bist,

des Sinnbild unvergänglichen Seins und ewiger Wiederverjüngung in der Natur!

Schlummert sanft, ihr frommen Todten! Theile eures Staubes vermählt die sparsame und immer schaffende, immer wieder belebende Kraft der Natur mit den Blumen, die euern Hügel beschatten. Eine schönere Blume blühet nun euer unsterblicher Geist, mit den edelsten Kräften ausgestattet, doch erhaben über den Stern der Erde. — Kraft ist kein Staub: aber sie bewegt den Staub, und verbindet ihn zu neuen Gestalten und Zwecken. — Eure Seelenkraft ist, vom Staube entbunden, schon zu höhern Zielen hingeeilt. Euch lächelt dort ein schönerer Frühling, als dieser irdische ist, in dem ich mich so glücklich preise.

Auch ich — auch ich werde ihn sehen, euern himmlischen Frühling! Auch ich werde meinen Gott in noch wundervollern Verhältnissen anbeten! Auch ich, ihr Geliebten, um die mein Auge hier weint, werde dort euch wieder begrüßen dürfen; — wieder begrüßen euch Alle, ihr Theuern, mir so früh Entrissenen! ihr Geliebten, für welche ich heiße Liebe im Herzen bis zu meinem Grabe mitnehme! — O Gott der ewigen Liebe, du Schöpfer meiner zärtlichen Gefühle, du Lenker meines Schicksals, der mich mit jenen theuern Seelen auf Erden zusammenführte, Du selbst, der die Bande der Freundschaft um unsere Herzen legte — Du hast mir sie nicht auf ewig entrissen. Ich finde mein Verlornes wieder! — Kein irdischer Frühling gleicht der Wonne solches Wiederfindens.

O theure Seelen, theure Namen, die ich nicht nennen kann, ohne daß Thränen der wehmüthigen Sehnsucht meine Augen netzen, o mir zu früh Entrissene! es kommt nach dem irdischen Lenze der himmlische, welcher mein Verlangen stillt.

Gott, mein Gott! welchen Seligkeiten hast Du mich noch aufbewahrt! — Gott, mein Gott, welche Freude weißt Du mir nicht schon in dieser Welt zu geben! Ach, nie fühlte ich es so tief und innig, als jetzt im Glanze des Frühlings, wie unwerth ich Deiner Liebe und Barmherzigkeit bin.

Ja, mit dem neuen aufblühenden Leben Deiner Schöpfung blüht neue Liebe, neuer Glaube, neue Hoffnung in meinem Herzen auf!

Wohl habe ich oft gefehlt, wohl habe ich Deiner im Getummel der Welt, der Zerstreuungen, der Arbeiten oft vergessen; wohl habe ich oft der Lehren meines Jesu nicht geachtet; wohl habe ich oft, von meinen Leidenschaften, von meinen Gewohnheitsfehlern hingerissen, den Menschen, die Du doch liebst, weh gethan; wohl habe ich manches Gute unterlassen, das ich hätte stiften können; aber mit neuer Liebe zu Dir will ich meinen Lebenswandel beginnen, weil sich mein Glaube immer herrlicher zu Dir erneut. Ich will der bessere, der edlere Mensch, der wahre Nachfolger des göttlichen Jesus werden, um der Hoffnungen willen, die Du mir bereitet hast.

Denn wie darf ich jene Hoffnungen und Verheißungen ergreifen, wie können sie mein Glück in Deiner schönen Welt erhöhen, oder wie können

sie mich in Augenblicken des Kummers trösten, wenn ich mich ihrer durch meinen Lebenswandel nicht würdig mache? Laß mich voll heiligen Geistes werden in allen meinen Gedanken und allen meinen Handlungen. — Ich muß schon hier streben nach Heiligkeit und Unschuld, um Genosse höherer Seligkeiten werden zu können, um euch, ihr theuern vor mir Hinübergegangenen, wieder zu haben, um mit euch Theilnehmer der ewigen Herrlichkeit zu sein.

Ja, noch einmal gelobe ich es Dir, mein Gott, mein Vater, ich will besser, frömmer, menschenfreundlicher und wohlthätiger werden; ich gelobe es bei euern Gräbern, ihr Geliebten, um deren Verlust ich traure, und nach denen mein Auge die Thränen der Sehnsucht weint, ich will durch Edelmuth mich eures Looses, eures Wiederfindens würdiger machen. Amen!

Ja, du mächtiger Erneuer
Dessen, was gestorben ist,
Aller Liebenden Erfreuer:
Wer beschreibt's, wie gut Du bist?
Wer entrichtet seine Schuld
Würdig Deiner Vaterhuld?

Wer auf Deiner schönen Erde
Sich voll Dankbarkeit bemüht,
Daß sein Geist auch schöner werde;
Wer für Dich voll Liebe glüht:
Der entrichtet Deiner Huld,
Freilich nie ganz, seine Schuld.

XV.

Frühlings-Andacht.

Psalm 148, 1 — 6.

Herrlich leuchtet Deine Güte,
Deine Macht und Weisheit, Gott!
Jedem fühlenden Gemüthe
Ruft der Frühling: Gott ist Gott!
Ist ein Quell, dem Freud' entquillt,
Der mit Leben Alles füllt.

Millionen Blumen duften,
Alle Felder strahlen grün,
Wie wenn tausend Stimmen ruften,
Hör' ich: fühlt und preiset ihn!
Ihn, der Erd' und Himmel trägt,
All' ihr Heer trägt und bewegt!

Wärmere Lüfte umwehen mich, und tragen mir balsamische Gerüche von tausend und tausend aufgeschlossenen Blumen zu. Mit hellem Grün leuchten Wälder und Hügel auf mich her; und ein silberner Segen von Blüthen trauft von den Bäumen, unter jedem Schauer des Windes, auf mich hernieder. Der Bach, welcher noch vor wenigen Wochen vom harten Eise starrte, fließt im grünen Schatten hangender Gesträuche fröhlich dahin, und Blumen bekränzen sein Ufer. Gleich lebenden Blüthen gaukeln Schmetterlinge durch die Luft; Käfer summen im warmen Sonnenstrahl,

und Lerchen singen über Kornfeldern, indem sie dem glänzenden Tagesgestirn entgegen schweben.

Welch eine Pracht rings umher! Mit wie wunderbaren Farben prangen die Blumen des Gartens! Sie enthüllen sich eine um die andere in ihren schönen, mannigfaltigen Gestalten, öffnen ihre geheimen Kelche, und giessen süßen Duft, wie aus Opferschalen, über die Erde.

Wo bin ich? Ist dies noch die Welt, welche vor wenigen Monaten vor meinen Augen so ausgestorben dalag? Ist es noch dieselbe Welt, wo vor Kurzem Alles in Schnee und Frost erstarrt, wie in einem einzigen weiten Grabe beisammen lag? Da schwieg der Schöpfung Lobgesang, wenn nicht vielleicht noch dort und hier aus einsamen Hütten ein Seufzer des Dankes zu Gott aufstieg. Wie schaudernd war die Stille! Nun aber wacht der laute Jubel auf, und begrüßt den kommenden Lenz.

Und jeder Sänger in der Luft entfleucht dem Wintergrabe, und Flur und Hain ertönen von frohen Liedern. Quell und Bach und Strom und Meer frohlocken. Anbetung des Ewig-Gütigen und Lob des Herrn ist die ganze Natur in der Feier ihrer wundervollen Auferstehung.

Und wie alle Kreaturen, durchweht auch mich ein neues, himmlisches Gefühl. Ich athme tiefer, freier im hellen Sonnenglanz, in der heitern von Wohlgerüchen durchströmten Frühlingsluft. Der Thau des Morgens fällt über die Blumen nieder, und in den kaum entfalteten Busen der Rosen

wie Thränen des Entzückens, aus den Augen der Natur. So sinkt auch meine Freudenthräne über die Wange nieder, und mein Seufzer, dem tiefbewegten Herzen entstiegen, mischt sich in das große Hallelujah der Erschaffenen.

Fröhlicher jauchzen die unschuldigen Kinder, die spielend in den Blumen der Gärten und Wiesen tändeln. Verklärt durch ein schöneres Gefühl tritt die blühende Jungfrau, der unternehmende Jüngling in die lächelnde Schöpfung hinaus. Gatte und Gattin vergessen des dunkeln Winters und der häuslichen Sorgen; der Anblick der prachtvollen Schöpfung läutert ihr Herz und füllt es mit Ruhe und reiner Wollust. Der Greis selbst will sich verjüngen, tritt hinaus zum Sonnenstrahl und läßt sich von der erquickenden Wärme überströmen. Der Reiche vergißt seine Marmorsäle: die Hand des Allmächtigen schmückt schöner, als der kühnste Witz des Sterblichen, die Welt. Der Bedürftige verläßt die armselige Hütte: Gott baute ihm einen Pallast, welchen Kaiser und Könige nicht herrlicher haben.

O Gott, o Schöpfer! wie unaussprechlich herrlich, wie unaussprechlich gütevoll bist Du! Wenn ich Deine Wunderwerke und ihren göttlichen Zauber empfinde, mich der Glanz der weiten Natur anleuchtet, der Athem des Frühlings mich durchdringt, der Jubel der hochbeseligten Schöpfung mich umrauscht, und ich die Freude der Menschen und des kleinsten Wurms wahrnehme — dann wird mir, als möchte ich aufgelöset wer-

den in dies schöne, unermeßliche All, um ganz in Dir zu sein.

Wo kann ich Deine Majestät lebhafter anschauen, als im Buche der Natur? Wo kann ich Deine Weisheit, Deine Allmacht deutlicher erblicken, als in dem Buche der Natur, das Du vor mir ausbreitest? Wann ist eine Zeit des Jahres einladender, dieses Buch zulesen, als die Zeit des allgemeinen Wiedererwachens der Dinge im Frühling? — Ist der Frühling nicht ein Auferstehungsfest der Erde? Ist er nicht das hohe Gedächtnißfest, welches die Natur den ersten Schöpfungstagen feiert, da sie, mit Millionen Wundern prangend, zum erstenmale aus Deinen allmächtigen Händen hervorging?

Könnte ich mich auf den Fittigen des Adlers hoch in die Lüfte schwingen; höher noch auf den Flügeln der Morgenröthe durch alle Himmel! Könnte ich tief unter mir den Erdball sehen und seine Reiche, wie sie sich abwechselnd unter dem festgeordneten Gang des Jahreszeiten verwandeln!

Durch die unendlichen Räume des Weltalls schwebt, wie eine Feder, leicht und sicher der Erdball um die ferne, strahlende Sonne, die einen Ozean von Licht und Wärme durch die ganze Unermeßlichkeit ausgießt. Dieser Erdball, die Wohnung von Millionen und Millionen beglückter oder zum Glück erschaffener Wesen, schwebt in des Himmels leeren Räumen, durch unsichtbare Gewalt geführt und in ungbänderlichen Bahnen

So hast Du es, höchste Allmacht, geordnet. Wir staunen das unbegreifliche Wunder an. Wir suchen mit unserm schwachen Verstande zu dem ungeheuern Räthsel die Auflösung, und erklären ein Wunder durch neue Wunder, welche wir im Verborgenen ahnen.

Und wie diejenige Hälfte der Erde, welche wir bewohnen, also gegen die Sonne eine Richtung nimmt, daß die Strahlen derselben nur schief über die Oberfläche hinweggleiten, erstirbt und erkaltet Alles darauf. Der Thau wird Reif; die Wolken lassen Schnee fallen, statt befruchtenden Regens; die Ströme werden Eis; die Pflanzen welken; Menschen und Thiere verbergen sich. Bald ist die eine Hälfte der Erdkugel eine unübersehbare Einöde, eine leblose Wüste, als hätte der Schöpfer ihrer vergessen, während die Landschaften der andern Erdhälfte im grünen Schmuck des Sommers prangen, wo die Strahlen der Sonne senkrecht niederströmen und erwärmen.

Doch unaufhaltsam rollt der Erdball weiter in seiner Kreisbahn um die flammende Sonne. Bald wendet er seine winterliche Seite wieder dem großen Quell der Wärme und des Lichtes zu. Allmälig fallen schon die Sonnenstrahlen weniger schief auf auf diese erstarrte Seite, und die Wärme dringt ein. Die Schneefelder verschwinden; die vom Eispanzer befreiten Ströme brausen in ihren Ufern fort; ein mattes Grün umschimmert Hügel und Thäler. Der Frühling

beginnt für uns, während die Fluren der andern Erdhälfte nun herbstlich erbleichen — er ist für uns da in aller seiner Herrlichkeit, während Schneegestöber die andere Erdhälfte veröden; die unserige glänzt in der Fülle des Sommers, unter den beinahe senkrechten Strahlen der Sonne, während die andere von Schnee und Eis eine leblose Wüste geworden.

So wirkt die ewige Himmelsordnung auf den Erdball im Großen. So führt der Lauf unsers Weltkörpers um die Sonne den Wechsel der Jahreszeiten herbei. Geschlechter blühen auf und verwelken; aber die Ordnung des Himmels dauert fort; immer verjüngt sich die Erde, immer erstirbt sie zum neuen Aufleben. Ach, Tausende gehen über diese wunderbare Erde hin, und achten nicht auf die erhabenen Schöpfungsgesetze, nicht auf des Schöpfers unveränderliche Huld, der zu ihrer Seligkeit in unberechenbaren Fernen unermeßlichen Weltkörpern Lauf und Thätigkeit vorschrieb.

Wie in den grenzenlosen Räumen des Himmels, wirkt die wunderbare Hand Gottes auch in der Nähe unsers Erdalls. Jene Wolken, die noch vor wenigen Monaten Schnee über die Fluren ausstreuten, senden jetzt warme Regenschauer nieder zur Erquickung der Pflanzen und Thiere. Wer ergründet der Welten seltsames, geheimes Spiel? — Nebel schweben über die Wiesen und längs den Hügeln in sichtbarer Gestalt; unsichtbare Dünste und Dämpfe, von der Wärme der

Erde und ihrer Millionen Geschöpfe entwickelt, steigen leicht in die Luft empor. Und ist die Luft mit diesen Dünsten gesättigt, und sie erkalten, so entstehen die Wolken. Wolken wie Nebel entstehen aus kleinen Dunstkugeln. Aber wie entstehen diese? Wie können diese Wolken, diese ungeheuern Wassermassen, welche, wenn sie in Tropfen zusammenrinnen, als Regen niederfallen und weite Länder überschwemmen, Bäche zu Strömen, Ströme zu Flüssen anschwellen — wie können sie so leicht und beweglich über unsern Häupter schweben, sie, die, in Tropfen verwandelt, zweitausendmal schwerer sind, als die Luft, auf der sie schwimmen?

Es gibt der winterliche Himmel der Erde seinen Schnee, um die zahllosen Gewächse gegen des Frostes tödtende Macht zu beschirmen und zu erwärmen. Es gibt der Frühlingshimmel der Erde seinen warmen Regen, um den Millionen erwachender Keime Nahrung zuzuführen. — Wunder drängen sich in jeder Stunde an Wunder, und eine Güte des Schöpfers folgt der andern. Und ich, der Zeuge dieser Wunder, dieser Güte, könnte gleichgültiger Zuschauer sein?

Wenn die Allmacht Gottes durch einen Wink dem Erdball in seinem Laufe fesseln würde — es wäre genug, die ganze lebende Welt zu vernichten. Der ewige Winter würde sich mit seinen Schrecken über die Welt auslagern. Kein Frühling brächte wieder Blumen, kein Sommer goldene Saaten, kein Herbst die reichen Aernten. Die

schlafende Gewürme und Thiere schliefen ihren Todesschlaf; die Völker würden verderben, nach andern Weltgegenden flüchten, umkommen. Der Erdball wäre ein unermeßliches Grab seiner Bewohner, und der letzte Mensch, welcher einsam zwischen den Leichen über die Erde ginge, sähe das große Weltgericht in seiner ganzen Furchtbarkeit.

Aber Gott lebt, er will Leben wecken, und Leben und Seligkeit sehen durch das ganze Weltall. Unveränderlich geht das große Uhrwerk der Natur fort, wie Gottes Weisheit es vom Anbeginn geordnet. Eine Reihe dunkeler Kräfte sind das geheime Triebwerk, welches Alles in der fortdauernden Regsamkeit erhält. Warum will ich die Himmel durchdringen und in dem Kreistanz entfernter Welten die Wunderhand des erhabenen Schöpfers suchen? Sie ist mir überall nahe, und die Geschichte eines kleinen Pflanzenkeims offenbart mir die Weisheit, Ordnung und Wohlthätigkeit der Schöpfung eben so glänzend, als die Laufbahn der Erde, der Sonne und der Sterne, aus welchem der Wechsel der Jahreszeiten entspringt.

Die Anmuth eines heitern Frühlingstages lockt dich hinaus in die freie Flur. Dein Fußtritt geht über ein ganzes Reich mannigfaltiger, dir unbekannter Pflanzen hin, und zertritt zarte Keime, die emporsprossen wollen. Ach, du weißt nicht, welche zarte Sorgfalt die Natur für sie bis dahin getragen.

Im Herbste ließ der alte Eichstamm des Waldes seinen Samen zur Erde fallen. Er diente größtentheils unzähligen Thieren zur Nahrung. Aber doch einige dieser herben Früchte blieben ungenossen am Boden liegen zwischen dem welkenden Grase. Nun streute der mütterliche Baum sein dürres Laub vor Anbruch des Winters darüber, und deckte die vergessene Eichel schonend zu gegen die rauhe Jahreszeit. Und über die Laubdecke breitet sich der beschirmende Schnee. So schlief der zärtliche Keim der Eichel im langen Winter wohlverwahrt. Du sorgtest nicht für sie. Leblose Wesen nahmen sich ihrer an, nach des Schöpfers wohlthätiger Anordnung. — Der Frühling beginnt. Auch die vergessene Eichel fühlt in ihrem Innern die Alles belebende Wärme. Ihr Keim sprengt den Kern. Er senkt eine feine Wurzel in dem vom Schnee und Regen erweichten Boden, befruchtet und nahrhaft durch des Mutterstammes verfaultes Laub. Die Wurzel saugt die erste Nahrung aus den Brüsten der allgemeinen Mutter alles Irdischen, der Erde. Dadurch gewinnt der Keim neue Stärkung; er hebt einen schwachen, krautartigen Stengel empor, und faltet die weichen Blätter am Sonnenlicht aus. Auch durch die Blätter saugt dies junge Pflänzchen neue Nahrung aus der Luft. Es erstarkt unterm Regen, Wind und Sonnenwärme. Du schreitest vorüber, und achtest dieses geringen Krautes nicht. Aber die gütige Natur sorget mit immer reger Mutterliebe für dasselbe, so wie sie für dich

sorgt. Siehe, dies Kraut wird Baum; wird einst des Waldes Schmuck, des Menschen Reichthum, wenn du schon Staub geworden. Es prangt dereinst in hundertjähriger Schönheit, und deine Urenkel lagern sich vielleicht einst im Schatten dieser ehrwürdigen Eiche, über deren Wipfel diesen Frühling noch deine Fußsohle verächtlich hingleitet.

So ist Alles mit Liebe und Vorsorge von der göttlichen Schöpferhand geordnet. So steht Alles in genauer Verbindung. Nichts ist umsonst. Eins dienet unterstützend in der Schöpfung dem Andern. Der Frühlingstag, welcher dich heute anlächelt, sorget schon für die nachfolgenden Jahrhunderte, sorget schon für das Wohlsein deiner Kinder, Enkel und Urenkel.

So hat dem aufmerksamen Beobachter der Natur Alles Wichtigkeit, Alles Bedeutung, wenn er in die wiedererwachende Schöpfung hinaustritt. Der Christ sieht in jeder Blume die Ewigkeit der unergründlich weisen Weltordnung; ihm deutet jeder Halm hinauf zum Schöpfer; ihm predigt jedes Blatt die Liebe und Herrlichkeit seines Gottes.

Und wie viele Millionen lebender Wesen treten mit diesem Frühling in das Dasein! Wer zählt das Heer der Gewürmer, welches über die Erde kriecht? — wer die Schaaren der Vögel, welche in den Lüften schwimmen, und die Wälder mit Gesang erfüllen? — wer die Heere der Fische, welche im Bach und Meere spielen? —

wer die Arten aller Thiere, welche dem Menschen freundlich oder feindlich, auf den Wiesen und in den Wäldern, auf den Bergen und in den Thälern umherirren? Für Alle sorgte Gottes Liebe und Weisheit. Die Geschichte jedes dieser Geschöpfe, die Geschichte des kleinsten Wurms, von seinem Entstehen bis zur Auflösung in Erde, ist eine Geschichte der wunderbaren Allmacht und Allweisheit Gottes.

Ach, es ist unmöglich, Alles und Alles, was Gott um mich her erschuf, zu beobachten, zu durchforschen; mein Leben ist zu kurz, Alles von seinen Werken zu erkennen, ob es gleich vor meinen Augen liegt. Unendlich und grenzenlos und unbegreiflich, wie das höchste Wesen in sich selbst, ist es auch in seinen Werken.

Und wie Mancher geht durch dieses reizende Getümmel von Wunderwerken hin, ohne auch nur von ihrem Anblick erschüttert zu werden! — Der Mensch, der Schöpfungstage letztes und edelstes Werk; der Mensch, der allein unter allen Geschöpfen aufrecht, mit zum Himmel gewandtem Angesicht, einherschreitet, zur Herrschaft geboren; der Mensch, allein begabt mit höherer Einsicht, als alle andere ihm bekannte Geschöpfe, ausgestattet mit dem Lichte der Vernunft, mit dem Kleinode der Sprache, in welches es den erhabenen Begriff der Gottheit hüllen kann — der Mensch kann in der Frühlingswonne gefühllos bleiben? — in der ganzen Pracht und Anmuth der Natur nichts, gleich jedem Thier, als eine Er-

quickung seines Leibes finden? — nur eine abgewechselte Art von flüchtigen Lustbarkeiten?

Nein, ich bin ein Christ! Ich sehe mit Christo in der Schöpfung nicht das Irdische, sondern die göttliche, wirkende Macht meines himmlischen Vaters; nicht das Vergängliche, sondern das Bleibende, Ewige, immer unter neuen Gestalten Wiederkehrende. Für mich ist das Erwachen der Natur im Frühlinge das jährliche Gedächtnißfest der göttlichen Weltschöpfung. Dieselbe Macht, welche vor vielen Jahrtausenden aus den Wüsten und Leeren das Licht und die Sterne, Meere, Erden, Pflanzen und Gewürme und Thiere rief, die Tage schuf, die Zeiten des Jahres ordnete; dieselbe Hand, welche aus dem weiten Nichts die wunderreiche Schöpfung hervorwinkte, hat auch aus dem erstarrenden Winterschooße dieses neue Aufblühen, diesen Glanz, diese Weltpracht hervorgerufen. Jeder Frühling ist eine erneuerte Schöpfung, und macht mich selbst zum Zeugen von den Tagewerken der himmlischen Allmacht und Gnade.

Und auch ich bin unter den zahllosen Wundern der göttlichen Macht selbst ein Wunder, welches sich nicht begreifen kann, und keins der geringsten. Der menschliche Geist schwebt höher als alles Irdische; er umfaßt das Mannigfaltige, und trägt in sich das Bild der Welt und der Gottheit. Er ist die Krone, die letzte und lieblichste Blume der Schöpfungswerke, zwar fest mit den Wurzeln am Erdball haftend, aber das Haupt durch den Himmel hebend zur Gottheit.

Darum mische sich meine Freude, mein Gebet in den Jubel Deiner Schöpfungen. Auch meine Seele ist Dein Werk, Weltenvater, Namenloser! Auch ich bin Dein Kind, das Du aus dem Nichts zur Seligkeit riefest. Ja, auch ich darf in dem prachtvollen Heiligthum Deines Weltgebäudes mich Deiner Größe freuen; darf vor Dein Antlitz treten, und Anbetung bringen.

Wer bin ich? Erde aus Erde! Und doch würdigst Du mich, Erbarmer, Liebevoller, Deine Pracht anzuschauen und Dich zu verherrlichen. Dennoch umströmst Du mich mit Seligkeit, und lässest mich aus den Entzückungen, die mich beim Anblick Deiner Werke durchdringen, die höhern Bestimmungen meines künftigen Daseins ahnen.

Frohlockend jauchz' ich, rühm' und singe:
Bis über alle Himmel dringe
Zu Gott mein Lallen, mein Gesang.
Erhab'ner; als der Sterne Höhen,
Noch höher, als die Himmel gehen,
Geht seine Gnade, geht mein Dank!
Barmherzig schauet er
Auf alle Wesen her,
Die ihn ehren;
Er sorgt für sie,
Und läßt sie nie
Zu ihm umsonst nach Hilfe flehen!
Und hab' ichs nicht von ihm vernommen?
Ist nicht ein Wort zu mir gekommen,
Das selbst sein Mund geredet hat:

Wenn man die Himmel kann ermessen,
So kann ich euer auch vergessen,
So mangelt's mir an Macht und Rath! —
So sprach er. — Denkt, wer ist,
Der seinen Himmel mißt?
Gottes Gnade —
Betet an!
O betet an! —
Ist höher, als die Himmel sind.
Euch schuf er, um uns zu beglücken,
Euch, Erd' und Himmel! Euch zu schmücken,
Floß über euch sein Licht herab.
Und Geistern sich zu offenbaren
Erschuf er Geister. Zahllos waren
Die Welten, die er ihnen gab.
Jehova, nur Dir selber gleich,
Wie groß, wie herrlich ist Dein Reich,
Und unaussprechlich!
Die Natur
Verkündigt nur,
Was Du schon warst, eh' Alles war.
Die Frühlingswelt,
Die Geisterschaar
Singt wonneschauernd auf zu Dir:
Geheiligt sei Dein Name!

XVI.

Die Luft.

Ps. 104, 1—4.

Gelobt sei Gott! — Ihm will ich fröhlich singen,
Ihm Dank und Ruhm mit seinen Kindern bringen;
Ich will, vereint mit allen frommen Seelen,
Sein Lob erzählen.

Groß, majestätisch sind des Höchsten Werke,
Sie künden seine Weisheit, seine Stärke;
Aus ihnen strömen heilige Vergnügen,
Die nie versiegen.

Er baut den Wundern, die sein Arm errichtet,
Ein Denkmal, welches keine Zeit vernichtet;
Die weite Luft erzählt von seiner Güte,
Der Baum mit Blüthe.

Ihn zu erforschen, und ihn zu erheben,
Ist wahre Weisheit, führet uns zum Leben;
Erleuchtet uns, damit des Menschen Seele,
Was gut ist, wähle!

Wie lieblich prangt die verjüngte Welt im Strahlenschmuck des Frühlings! Wie versilbern sich mit zarten Blüthen Bäume und Gebüsche des Thales, während die Wälder längs den Hügeln vom hellen Grün leuchten, und die Quellen zwischen neu umblümten Felsen anmuthig daherrauschen, oder der breite Strom majestätisch im spiegelnden Sonnenglanz dahin zieht!

Ist dies die öde Landschaft, die noch vor wenigen Wochen erstorben lag, verhüllt in Schnee oder grauem Nebel? wo die Thiere in ihren Höhlen, die Menschen in ihren Wohnungen verborgen lagen, und nur der Rabe unter dem trüben Himmel über die kahlen Felder hinschwebte, oder der Sperling schüchtern sich den Wohngebäuden nahete, und zwitschernd um einige Körnchen Nahrung zu flehen schien?

Wie wunderbar, wie unbegreiflich ist Alles umgestaltet! Gott winkte: die Stürme schwiegen; die Schneegestöber flohen; der Erdball wandte sich dem Sonnenlicht entgegen; die Quellen und Flüsse stießen ihr Eis ab; Millionen schlafender Keime drangen aus dem Schooße der Erde hervor, und entfalteten ihre Blätter und Halmen und Blumen, und gossen balsamischen Hauch durch die lauen Lüfte aus.

Dies ist Gottes Finger! Er, der Ewig-Allmächtige, der Ewig-Holde, hat es gethan. Jeder neue Frühling, den ich hienieden erlebe, scheint mir noch prachtreicher als jeder vergangene zu sein. In jedem neuen Frühling spiegeln sich die ehemaligen Frühlinge meines Lebens wieder in schönen Erinnerungen ab. Mein Dasein scheint sich zu vervielfältigen, je länger ich Jehova's Schöpfungen sehen darf.

Wie glücklich bin ich durch meines Gottes Güte, daß ich noch athme, und mich meines Daseins erfreuen mag! Ach, mancher Edle entschlief indessen, und sah das Erwachen nicht wieder. Meine Ge-

liebten, o ihr Theuern, deren Asche nun das Grab umfängt, ihr freuet euch nicht mehr mit mir der wiederauflebenden Schöpfung. Der frohe Gesang der Vögel tönt nicht herab in eure stille Gruft, und die Blumen, welche der Lenz mit vollen Händen streut, fallen nur auf die Hügel eurer Gräber!

Doch dieser irdische Frühling, der für euch sich nicht mehr schmückt; diese Morgen- und Abendröthen, die für euch nicht mehr glühen; diese Lieder und Töne der Freude, welche nicht mehr für euch durch die Lüfte klingen; dieser Blumenglanz, der Wiesen und Wälder und Gärten nicht mehr für euch ziert — sind sie für euch ein so großer Verlust? — — Nein, euch blühet ein anderer Lenz, euch strahlen schönere Morgenröthen eines bessern Lebens; euch tönen andere Gesänge entgegen! Auch ihr dort, wie ich hier im Erdenstaube, bewundert die Größe und Macht Gottes, aber verklärter, weiser, vollkommener, denn ich! Hier ist nur die schöne Vorhalle der Ewigkeit; im Tempel selbst wandelt ihr schon.

O ihr Glückseligen, ihr zu Gott früher als ich Berufenen! Leicht möget ihr unter seligern Gestirnen vergessen, was ihr hienieden verlassen habt. Doch während euch meine Liebe, meine Wehmuth mit Treue durch die Ewigkeit nachfolgt, will ich mich hienieden noch der kurzen Augenblicke meines Daseins erfreuen. Vielleicht ist auch dies einer meiner letzten Frühlinge, die ich sehe.

Ja, ich will, o wundervoller Schöpfer, o Vater, der Du über Alles herrlich und erhaben bist,

ich will Deine Werke hienieden mit Ehrfurcht betrachten, mit Entzücken preisen. Vorbereiten will ich mich, dort — wohin auch Du mir einst winkst, — Dich noch tiefer verehren und bewundern zu können. Göttlich sei die Welt, welche mich nach meiner Auflösung erwartet — aber göttlich schön ist auch die Welt, die mir mein himmlischer Vater jetzt schon zum weisen Genuß eröffnet hat.

Und fast zu keiner Zeit ist der Mensch aufgelegter, Gottes Herrlichkeit auf der Erde zu bewundern, als wenn diese in ihrem Frühlingsschmuck wie eine junge Braut dem Himmel entgegenlächelt.

Aber wo soll ich beginnen, wo enden? Wohin ich blicke, ist Weisheit und Macht vermählt, im Kleinsten wie im Größten! Alle Elemente singen den Ruhm Gottes. Soll ich von der Erde reden, deren zahllose Bewohner den Ewigen preisen? — oder von den Fluthen des Wassers, welche den ganzen Erdball umrauschen, und deren Schoos geheimnißvoll eine ganze, noch unerforschte Welt von lebenden Wesen verbirgt? — oder von der Pracht und Gewalt des Feuers, wie es in winterlichen Nordlichtern lodert, in den Strahlen der Sommersonne die Erde aufschließt, daß sie die unermeßliche Fülle der Pflanzen trage, und unterirdisch in Klüften und Schluchten flammt und Länder erschüttert, und aus den Gipfeln der Berge Gluthströme stürzt? — oder von der Luft, welche durchsichtig, klar und leicht mit jedem Athemzuge in uns einströmt, wie eine überirdische Nahrung un-

serer Lebensflamme, den ungeheuern in ihr schwimmenden Weltball der Erde dahinträgt, wie eine zarte Feder, und in der Kette der sichtbaren Weltordnung das Glied ist, welches Sterne mit Sternen, Erden mit Erden, Sonnen mit Sonnen verknüpft?

Was ist weitverbreitender durch das Welltall, als die Luft, und welches Element ist geheimnißvoller und reicher an göttlichen Wundern? — Du blickst empor zu den Sternen. Wie klar, wie hell, wie durchsichtig ist diese feine Flüssigkeit, die dein Auge umgibt, und durch die dein Blick in einer kaum nennbaren kurzen Zeit zu den allerentferntesten Gestirnen dringt, wohin, und flögest du mit der Geschwindigkeit einer ehernen Kugel, die dem donnernden Geschütz entsteigt — du kaum in zwanzig oder dreißig Jahren gelangen könntest! Und in diesem leichten, flüchtigen Elemente schweben Erden und Sonnen, die viel tausendmal größern Umfang haben, als die irdische Welt, die wir bewohnen! Hier ist Gottes Allmacht! Täglich zeugt von ihr jeder Athemzug, den du aus dem unermeßlichen Element schöpfest, o Sterblicher; und dennoch bleibst du so oft gleichgültig und fragtest: wo ist Gott? — — Hier ist Gottes Allmacht, und der weiseste Mensch auf Erden ergründet sie nicht. Und wenn er Alles errathen, Alles erahnet hat, so bleibt er zuletzt staunend an den Grenzen seiner Erfahrungen stehen, und ruft bebend: Noch wissen wir nichts! Unsere Erkenntniß ist ein gebrechliches Stückwerk!

Dort, wo das große Geheimniß des Ganzen ruht, dort waltet Gott!

Und dieser klare, feine, blauschimmernde Luft-Ozean, dessen ätherische Wellen an keine Ufer schlagen, als an die Weltkörper, welche gleich schwimmenden Inseln sich in ihm nach den Gesetzen göttlicher Allmacht bewegen, ist gleichsam die Mutter, die Gebärerin alles Irdischen, die unerschöpfliche Vorrathskammer, aus welcher die Natur sogar ihre festen Körper hervorzieht.

Was wäre der Sterbliche, könnte er von diesem Ozean nicht mit seinem Athem Leben trinken? Was wären alle Thiere? Wir ziehen selbst Nahrung aus der Luft, indem wir sie einziehen. Wir behalten ihre gesunden Theile in uns, und hauchen die untauglichen zurück. Eingesperrt in einen engen Raum von Luft, würden die Menschen zuletzt sich mit ihrem Athem selbst vergiften und ersticken, weil die Luft nicht mehr genießbar und nährend für sie ist. So die Thiere. So selbst die Pflanzen, welche ebenfalls durch die Oberfläche ihre Blätter Luft einschlucken und ausstoßen. Ohne Hinzulassung frischer Luft werden die kräftigsten Gewächse bleichen und welken; in gesunder, reiner Luft gedeiht Alles mächtiger.

Was wir Luft heißen, oder der Dunstkreis, der unsere Erde nach allen Seiten umschließt, ist aber bei weitem nicht so klar und einfach, als wir glauben, wenn wir seine Klarheit und Leichtigkeit bemerken. Er ist angefüllt mit den verschiedensten Urstoffen aller Dinge; in ihm sind gleichsam alle

andere Elemente, Feuer und Wasser, Erden und Metalle, aufgelöset vorhanden. Man kann dies schon daraus schliessen, daß Alles, was die Flamme auf Erden zu verzehren scheint, Steine, Holz und thierische Theile, verwandelt in Dunstgestalt emporsteigt und sich mit der übrigen Luft vermischt; daß die Körper, welche verwesen und verwittern, nur einen geringen Theil ihres Bestandes als Staub zurücklassen, während ihr größerer verdunstet sich in der Luft verbreitet hat. Selbst der Mensch würde, wenn er nicht täglich hinlängliche Nahrung als Ersatz empfinge, immer mehr von seinen Bestandtheilen verlieren, weil er unaufhörlich ausdünstet und einen Theil seines Leibes an die Luft abgibt, welche ihm dafür Stärkungen anderer Art und Zuwachs gewährt.

Den überzeugendsten Beweis aber von der Zusammensetzung der Luft aus den allermannigfaltigsten Stoffen geben uns die merkwürdigen und wohlthätigen Erscheinungen, welche wir zwischen Erde und Himmel gewahr werden. Der heiterste Himmel kann sich in wenigen Augenblicken mit schwarzen Gewölken trüben, die in der Luft entstehen, und oft Regenfluthen niederschlagen, welche Länderüberschwemmungen bewirken. Wer winkt den Wolken, daß sie sich sammeln zur rechten Zeit, und hält schwebend in den Lüften die Wellen des Wassers, daß sie nicht zu früh niederrauschen in einzelnen Tropfen? — Lobe den Herrn meine Seele! Herr, mein Gott, Du bist sehr herrlich; Du bist

sehr herrlich; Du bist sehr prächtig geschmückt. Licht ist Dein Kleid, das Du anhast; Du breitest aus den Himmel, wie einen Teppich; Du wölbest es oben mit Wasser! (Psam 104, 1—3.)

Was im Sommer als wohlthätiger Regen auf die schmachtenden Fluren niederträufelt, oder in einer drohenden Hagelwolke dahinfährt, sinkt aus den freien Lüften im Winter als Schnee nieder, um die vom Frost erstarrte Erde zu decken und zu erwärmen. So sind Thau und Reif ähnliche Niederschläge aus der Luft. Sollte man nicht glauben, der ganze Luftball sei ein Meer feinern Wassers?

Doch wie erstaunenswürdig! Im Schoose dieser über uns schwebenden Wasser schlummern zugleich die verheerendsten Feuerflammen. Wer band so die feindseligsten Elemente zusammen, daß sie einig und innig am Himmel beisammenwohnen, die auf Erden sich unaufhörlich bekämpfen? Oder was käme den Flammen verzehrender Blitze an Gewalt und Schrecklichkeit gleich? — O Gott, alltäglich sehe ich Deiner Allmacht Glanz, und die Räthsel der Natur deuten auf Deine unendliche Weisheit empor, und wie kalt, wie gefühllos gehe ich darunter hin, als hätte ich Alles begriffen, als erschiene nichts Ausserordentliches für mich!

Ja, nicht nur flüssige Stoffe, wie Feuer oder Wasser, entwickeln sich aus den Lüften, sondern selbst Erden und Steine erzeugen sich in jenen heitern, durchsichtigen Regionen. So gewiß man Steine und Metalle durch Verbrennung in Rauch und Luft verwandeln kann, so gewiß können sich

auch wieder Luftarten durch eigene Mischungen in feste Körper zusammenziehen, und als Steine und Metalle vom Himmel herabfallen.

In ältern wie neuern Zeiten und in den verschiedensten Ländern hat man zahlreiche Erfahrungen von solchen aus hohen Lüften niederfallenden Steinmassen. Noch immer vernehmen wir fast jährlich davon. Gewöhnlich erblickt man während ihrer Bildung in der Luft eine feurige Kugel, die im hohen Bogen dahin fährt, dann mit donnerähnlichem Krachen zerspringt und erlöscht. Heiße, glühende Steine fallen einzeln weit zerstreut nieder. Gewöhnlich sind sie von grauer Farbe und schwer; von innen enthalten sie die glänzenden Körner reinen gediegenen Eisens.

Je näher der Oberfläche des Erdalls, je dicker und unreiner, oft auch desto ungesunder ist die Luft; je höher und entfernter, desto reiner und dünner. Auf den Gipfeln der höchsten Berge wird sie so fein, daß man sie kaum noch athmen kann, und nur zwei Meilen in grader Linie aufwärts über unsern Häuptern ist sie zu dünn, als daß ein Lebenswesen darin noch bestehen und fortdauern könnte. Bis dahin erhebt sich kein Vogel; selbst der kühne Adler hat noch nicht die Oberfläche des großen Luft-Ozeans gesehen, auf dessen Boden unten wir umherwandeln.

In dieser Tiefe aber, wo wir die Luft geniessen, ist sie auch am heilsamsten. Hier, weil sie nicht allzufein ist, kann sie die Wärme der Sonnenstrahlen verstärken, indem sie jeden Strahl

gleichsam in Millionen Brennspiegeln bricht. So gedeihen Menschen, Thiere und Pflanzen darin, die in allzudünner Luft von Kälte erstarren würden. Auf den Gipfeln hoher Gebirge mögen nur wenige Thierchen leben; selbst die Pflanzen ersterben, und die erhabenen Tannen können dort kaum die Höhe eines mäßigen Gesträuchs erreichen. Ja der Schnee, welcher auf den Rücken der höchsten Berge fällt, ungeachtet er der Sonne viele Tausend Schuh näher liegt, schmilzt nie ganz hinweg, sondern lagert sich auf Jahrtausende dahin, und würde auf den Erdgebirgen noch höhere Eis- und Schneegebirge ansetzen, wenn die natürliche Erdwärme nicht die untern Schneelagen allmälig aufthaute und in Quellen und Wasserbäche auflösete, aus denen unsere Flüsse und Ströme werden.

Wie die Wärme, so verstärkt die tiefere Luft auch das Licht, und erfüllt Alles wunderbar mit Glanz. Wer mag es ertragen, am Sommertage in den blendenden Himmelsraum lange hinaufzuschauen? — Aber von den Gipfeln der höchsten Berge gesehen, erscheint der Himmel weniger glänzend, von tiefern, fast schwärzlichem Blau; die Sonne ist weniger strahlend, und die Sterne funkeln nicht so lebhaft. Wäre es möglich, sich noch in höhere Reviere zu erheben: man würde die Sonne, gleich einem glänzenden Vollmond, strahlenlos am schwarzen Firmament erblicken. Selbst der Schall, so stark er auch unterhalb der tiefern Luftschicht tönt, wird auf hohen Bergen

schwächer, und im luftleeren Raum ist gar kein Schall.

Dies ätherische Meer, dieser luftige Ozean, welchen Gottes Weisheit so wunderbar für uns baute und ordnete, ist in einer beständigen Bewegung und Gährung. Denn bald erschüttern ihn unmerklich die vom Erdball aufsteigenden Dünste, bald die hereinfallenden Sonnenstrahlen, die ihn mit ihrer Wärme ausdehnen; bald die anziehenden Kräfte entfernter Himmelskörper. Hebt nicht der Mond in seinem Laufe die Meere empor, über welche er hinzieht, also, daß daraus regelmäßig Ebbe und Fluth entstehen müssen?

Diese Bewegungen des Dunstkreises nennen wir Winde und Stürme. Sie sind gleichsam Ströme, die ihre besondere Richtungen nehmen. Sie machen es fühlbar, daß die Luft allerdings etwas Körperliches ist, wiewohl wir sie kaum sehen. Denn wenn gewaltige Sturmwinde daherbrausen, Mauern niederstürzen und Eichen entwurzeln, ist dies weniger der großen Geschwindigkeit des Windes, als der ungeheuern Luftmasse zuzuschreiben, welche sich plötzlich darüber wälzt. Stürme, welche ganze Wälder umreissen, durchlaufen nach genau angestellten Beobachtungen doch nur in einer Sekunde kaum vierzig Fuß Raums. Und solche Stürme gehören zu den geschwindesten, stärksten und furchtbarsten. Aber mit gleicher Geschwindigkeit legen manche Vögel in gleicher Zeit den gleichen Weg zurück.

Jede heftige Erschütterung des Dunstkreises

oder der uns umgebenden Luft ist eine Empörung und Umwälzung des himmlischen Ozeans, in dem wir athmen, und eins der grausenvollsten Schauspiele der Natur. Schrecklich ist der Sturm, wenn er über die Länder der Erde heulend hinrauscht; wenn er Bäume mit der Wurzel aus dem festen Boden reißt und umherschleudert, wie Spreu; ganze Wälder krachend niederstreckt; die Dächer menschlicher Wohnungen hoch in die Luft führt; die festesten Gebäude erschüttert, ja zusammenstürzt; Ströme in ihrem Lauf hemmt und aufschwellt, als wollte er sie zu ihren Quellen zurücktreiben; Berge abträgt und Felsen zerreißt. Das donnernde Getöse weit umher in der Höhe und Tiefe vermehrt die Furchtbarkeit dieser Erscheinung; die Wolken des Himmels eilen geflügelt über uns hin; die Vögel flüchten erschrocken ihren Nestern zu, und das Wild des Waldes rettet sich heulend zu seinen Höhlen.

Doch entsetzlicher ist der Anblick der tief erschütterten Luft auf dem Meere. Masten zerbrechen, Schiffe zerscheitern. Mit dem Sausen des Ozeans mischt sich das Erbrausen der geschlagenen Wellen, die in schauerlicher Beweglichkeit bald das Innere des Erdballs zu entblößen, bald sich gegen die Wolken des Himmels hinaufzuschleudern scheinen.

In diesem Grimm der weitempörten Natur lernt auch der Zweifler glauben und der Bösewicht beten. Da ist's, wo die Macht der gefürchteten Erdengötter, der hochgefeierten Könige und

Fürsten, geringer als elender Tand und Staub erscheint. Da ist's, wo Du Gott, o Allmächtiger, in Deiner Majestät offenbart stehest, vor der Alles erzittert, und auch das Erhabenste als ein Nichts verschwindet. Da ist's, wo die Welt erbebt, der Stärkste erblaßt, der Leichtsinnigste verzweifelt, und nur noch, mitten im verheerenden Sturm, ruhig die stille Tugend lächelnd zu Dir emporblickt, und mit dem frommen Sänger der Psalmen spricht: Du fährst auf den Wolken, wie auf einem Wagen, und gehest auf den Fittigen des Windes. (Ps. 104, 3.)

Schaudervoller als jeder Sturm, der in den milden Himmelsstrichen weht, die wir bewohnen, ist mancher andere in entlegenen, heißen Weltgegenden. So zittert der Aegypter noch heutiges Tages, wenn der tödtliche Gluthwind aus den Wüsten hervorbricht. Dann wird der sonst immer heitere Himmel trübe; die Sonne gleicht einer rothbräunlichen Scheibe; die Luft ist grau, wie von einem staubigen Dunst gefüllt, und wird immer glühender. Schnell welken die Pflanzen ab; die Blätter fallen verdorrt von den Aesten der Bäume; das Kälteste wird heiß, selbst Marmor und Eisen und Wasser erwarmen. Thiere und Menschen flüchten in Schatten, Höhlen und Gruben, um den brennenden Windstößen zu entrinnen und nicht von ihnen unmittelbar getroffen zu werden. Wehe dem, den sie treffen; er stürzt erstickt zu Boden; ein augenblicklicher Tod ist sein Loos.

Aehnlich diesem ist in Arabiens Wüsten der giftige Samiel. Wenn er sich erhebt und weht, scheint der ganze Luftkreis feurig und roth. Mit Zischen und Knistern fährt der Wind daher und mit erstickendem Schwefelgeruch. Er tödtet mit der Geschwindigkeit des Blitzes Thiere und Menschen, welche sich nicht schnell vor seiner Berührung retten.

Doch wer könnte die mannigfaltigen Erscheinungen der Luft und der Winde hernennen? Ihre Zahl ist zu groß, ihre Wirkungen sind zu ausserordentlich, ihre Ursachen unerforschlich. Wo Gott herrscht, waltet heiliges Geheimniß. Aber in den Erscheinungen seiner Stärke erkennen wir den Allerhöchsten, den Weltregierer, und mit ehrfurchtvollem Staunen beten wir ihn an, und überall und immer seine Weisheit, seine Güte. Denn auch da, wo seine Macht am furchtbarsten erscheint, ist er Wohlthäter; und wo wir seine tief verborgenen Zwecke nicht erkennen, ahnet sie das gläubige Gemüth. Du, Herr, Du machest Deine Engel zu Winden, und Deine Diener zu Feuerflammen. (Ps. 104, 4.) Durch Deine Stürme reinigst Du die Lüfte, daß sie mit Gesundheit alle Deine Geschöpfe erquicken, und an der Hand der Winde führst Du die Schiffe über das Meer von Welttheil zu Welttheil, daß sich die Menschen überall als Brüder begrüßen und finden, und mit gegenseitiger Liebe hilfreich unterstützen.

O Vater, mein Gott, mein Schöpfer, mein Erhalter! Wie konnte ich oft bei Deinen Wohl-

thaten so ungerührt dastehen, die ich mit jedem Zuge meines Athems genoß! O Unerforschlicher, dessen Tiefe der Einsicht und Weisheit kein Sterblicher, kein Engel ergründet, wie konnte ich oft so kalt durch die Herrlichkeit Deiner Schöpfung dahin wandeln, als wäre Alles nur ein Spiel des todten, bewußtlosen Ungefährs!

Nein, nein, nicht länger soll es also mit mir sein. Nicht vergebens blühte Dein Erdenfrühling wieder um mich auf! Er ist der Verkündiger Deiner Größe, der Prediger Deiner Liebe. Er redet nicht vergebens an mein Herz. Ich will Deine Werke betrachten; ich will Dich suchen in Deinen Thaten. Und wer Dich mit aufrichtigem Herzen, mit Inbrunst sucht, Vater, der findet, der erkennt Dich überall. Denn überall lebst Du und Alles preiset Deinen ewigen, herrlichen Namen. Ihn nennt das Brausen des Sturms; ihn der Gesang der Haine; ihn der Donner des Himmels und das Säuseln des niederfallenden Regens, welcher die Flur erfrischt.

Sollte ich allein stumm sein in dem großen Tempel der Natur, den Deine Hand erbaute, wo Dich Alles erhebt und verherrlicht? Sollte ich allein undankbar durch das Reich Deiner Wohlthätigkeit und Gnade hingehen, wo selbst die Wonne des kleinsten Wurmes Dir für Deine Schöpferhuld dankt? O ich wäre nicht werth aller Liebe und Treue, die Du mir erwiesen!

Und wenn ich Dich mit Engelzungen priese, und jeden Augenblick meines Lebens des Guten ein=

gedenk wäre, welches Du, o Herr, an mir gethan: wäre ich darum Deiner Gnade würdiger? — Nein, ich würde es auch dann nicht sein! Denn was könnte ich Dir geben, das ich nicht von Dir empfangen hätte; und wie gering bin ich, daß Du, Gnadenvoller, meiner immerdar gedenkest! — Nichts habe ich, nichts bin ich, als durch Dich; nichts sind alle erschaffenen Wesen, als durch Dich. Aber wie der Wurm im Staube, aber wie der Seraph vor Deinem Throne will auch ich Dich verkündigen und preisen, und die Stimme meines höchsten Entzückens sei Gebet!

XVII.

Die Erde.

Ps. 104, 13 — 18.

Ich fühl's in jeder Wonne
Der jauchzenden Natur;
Im Glanze Deiner Sonne,
In Hain und auf der Flur;
In Deiner Berge Pracht,
Im blumenreichen Thale,
Im frühsten Morgenstrahle:
Gott, Deine Güte hat's gemacht.

Es spricht die ganze Erde,
Und jeder Rose Duft,
Das Brüllen jeder Heerde,
Das Säuseln jeder Luft.

Wie groß ist Deine Güte!
Sagt lispelnd mir der Bach;
Wie groß ist Deine Güte!
Hallt mir Dein Donner nach.

Zum Lobe Deiner Werke
Gib Feuer meinem Geist,
Begeisterung und Stärke
Dem Danke, der Dich preis't;
Bis er vor Dir, gewöhnt
Zu Deiner Werke Ruhme,
In deinem Heiligthume,
In höhern Liedern tönt.

Die schönste aller Jahreszeiten ladet uns jeden Tag zum Genusse der freundlichen Natur ein. Wer verläßt nicht gern das dumpfe Zimmer, um unter den Blüthen grünender Zweige zu lustwandeln? Wer erquickt sich nicht gern in den Strahlen der Frühlingssonne, wenn sie durch das spielende Laub der Bäume fallen; oder wer wandelt nicht wie ein Seliger im Schimmer der Abendröthe, wenn Hügel, Wälder, Himmel und Thal im milden Duft um uns her schweben, wie das Gebilde eines anmuthigen Traumes? Was ist zuletzt neben dieser seelenerhebenden Pracht der Gottesschöpfung alle Pracht der Fürstenwohnungen? Wie gern verläßt auch der Mächtigste seinen Thron, der Reichste seine Schätze, um mit dem Aermsten im Lande den Genuß dessen zu theilen, was die Gottheit Allen gab!

Der glückliche Landmann besucht seine Felder und Wiesen, die, vom Vater alles Segens gesegnet, freiwillig ihren Reichthum hervortreiben. Und wer auch nur einen kleinen Garten besitzt, nennt ihn seinen Lieblingsort, weil sich für ihn derselbe mit Blumen von mannigfaltiger Farbenpracht schmückt. Ja, wer endlich keine Erdscholle sein nennt, ist glücklich, wenn er in einem Scherben, aus einer Hand voll Erde, die selbstgepflanzten Blumen aufsteigen und ihm entgegenprangen sieht.

Es ist das Vergnügen, welches man empfindet, indem man sich ländlichen Beschäftigungen überläßt, und die Ordnungen der Natur zu seinem eigenen Vortheil anwendet, von so ganz eigenthümlicher Art, daß es kaum mit irgend einem andern verglichen werden kann. Daher war der Anbau der Erde seit den ältesten Zeiten nicht nur aus Nothdurft, sondern auch aus Vergnügen, eine von denjenigen Arbeiten, welcher sich die Menschen mit dem lebhaftesten Eifer hingaben.

So ist es gekommen, daß gegenwärtig der größte Theil der uns bekannten Oberfläche der Erde, einige von Natur öde Stellen oder Wüsten ausgenommen, überall angebaut und benutzt ist, und also, daß die Länder der Welt heutiges Tages einem einzigen unermeßlichen Garten gleichen, wo menschlicher Fleiß gleich sehr für Anmuth und Gewinn sorgte.

Wie ganz verschieden ist daher durch Kunst und Arbeitsamkeit der Sterblichen der Erdball von

jenem ersten Zustande geworden, wie er war, als er aus des Schöpfers Händen hervorging! Gott gab dem Menschen alle Kräfte, alle Mittel, alle Stoffe zu seinem bequemen Dasein; aber er mußte und sollte jene benutzen, um sich dieses zu verschaffen. Noth und Lust sollten den Menschen zur Anstrengung seines Verstandes, zur Entwickelung seiner Geistesanlagen zwingen. Dies lag in dem großen Entwurf der Vorsehung; denn nicht bloß die Ernährung und Bekleidung des Körpers, sondern die Stärkung und das Wachsthum des unsterblichen Geistes, sollte die Hauptsache sein.

Anfangs, ehe sich das menschliche Geschlecht, aus dem verlornen Paradiese hervorgetreten, über die Erde ausgebreitet hatte, war diese eine ungeheure Wildniß ohne Ende. Undurchdringliche Wälder, weit ausgebreitete Sümpfe, von ungesunden Nebeln überschattet, öde Wüsteneien, verheerende Ströme mit ungewissen Ufern, wechselten ab. Wilde Thiere hauseten Jahrhunderte lang in der großen Einsamkeit allein, ehe in derselben hier und dort der schüchterne Fußtritt eines Menschen erscholl. Aber wie der Mensch immer weiter seine Wohnungen, seine Herrschaft ausdehnte, entwichen erschrokken die wilden Thiere der Einöden; die Wälder fielen unter dem Schlage der Axt, und verwandelten sich in Wohnungen, Brücken und Schiffe. Die Sümpfe wurden ausgetrocknet; die giftigen Nebel verschwanden, und die Sonne senkte wärmere Strahlen auf die Kornfelder und Wiesen zahmer Heerden nieder.

Aber die Verwandlung der Erdoberfläche veränderte nothwendig auch den Zustand der Witterungsbeschaffenheit. Das Verschwinden der endlosen Wälder und Sümpfe machte die Gegenden wärmer und trockener, und Kräuter und Bäume fremder Welttheile konnten nun auch zum Genusse des Menschen in Landschaften reifen, wo der Anbau sonst ungedenkbar gewesen. So tauschten nun die Völker des Erdbodens unter einander ihre Gewächse. Und der größte Theil der Blumen, die uns aus unsern Gärten anduften; die Obstbäume, die ihre blühenden Zweige prangend durch die Luft schwingen; die goldenen Saaten der Aecker, die dort grünen; die Kräuter, Gemüse und Erdfrüchte, die für unsere Küche erzogen werden; der edle Weinstock, dessen Trauben mit ihrem Safte das Herz des Menschen erfreuen — alle diese Pflanzen haben ein anderes Vaterland zum Ursprung, und sind Geschenke der entlegensten Weltgegenden.

Eben so sind die meisten unserer zahmen Hausthiere, das edle und nützliche Roß; der Hund, des Menschen treuer Wächter und Gefährte; die Heerden auf unsern Fluren; das zahme Geflügel unserer Höfe — alle sind Nachkömmlinge von solchen, die aus tausend Meilen weiter Ferne vor längerer oder kürzerer Zeit zu uns herüber kamen.

Aber nur der geringste Theil der Pflanzen und Thiere ist aus einem Lande ins andere versetzt worden. Die Anzahl derselben ist so groß, daß kein menschliches Gedächtniß hinreicht, nur ihre verschiedenen Gestalten und Namen zu behalten. Ueber

hunderttausend Arten von Bäumen, Gesträuchen, Stauden, Kräutern, Schwämmen, Flechten, Moosen, Farrnkräutern, Gräsern und Halmen begrünen die Rinde des Erdballs. Noch unendlich mannigfaltiger und zahlreicher sind die Arten der Thiere, welche in der großen Pflanzenwelt Leben und Nahrung finden. Unter dreihundert Gattungen Vögel sind nur erst zwanzig Gattungen zu wirklich zahmen Hausthieren gemacht! Aber noch ist die große Zahl der Säugthiere, der Vögel, der zweilebigen Geschöpfe, die im Wasser wie auf dem Lande wohnen, der Fische, der Insekten und Würmer weder überzählt noch bekannt. Wer möchte es? Zahllose Arten wohnen noch in Weltgegenden, die kein menschliches Auge sah; zahllose sind noch so klein, daß ein einziges Blatt ihnen eine Stadt, ein einziger Wassertropfen ihnen ein Weltmeer ist, und der schärfste Blick des Menschen sie kaum als Stäubchen bemerkt, die sich willkührlich bewegen. Nur Gott kennt sie; er, der sie ins Leben rief, und ihnen allen Nahrung und Freude gab, jedem nach seiner Weise.

Auch ist auf Erden jeder Pflanze und jedem Thiere sein bleibender Aufenthalt angewiesen, über dessen Grenze hinweg sich nichts entfernen kann, ohne zu verderben. So hat jede Weltgegend ihre eigenthümlichen Bewohner, ihre eigenthümlichen Reichthümer durch die Weisheit des Schöpfers erhalten. Nicht ein einziges Land hat alle Schätze der Welt zugleich, während ein anderes schmachtet. Die Traube des Weinstocks gehört andern Gegen-

den, andern wieder die edle Tanne. So wird ein Volk immer des andern bedürftig bleiben; so sind alle Völker der Erde durch ihre Bedürfnisse immerdar unter einander verknüpft, daß sie Glieder einer gemeinschaftlichen Kette, Zweige einer einzigen großen Familie bleiben, deren Vater Gott ist.

Nur der Mensch hat vor allen Geschöpfen hienieden das Vermögen erhalten, leben, wohnen und sich vermehren zu können, in welchem Theile der Erde es ihm gefällt. Er wandelt aus den heißesten Landstrichen, wo die Sonnengluth jede Pflanze versenkt, zu den kalten Gegenden des ewigen Eises, wo er die Sonne nur selten erblickt, und wenige Thiere ausdauern. Ueberall ist er Herr: es zittert vor ihm der Tiger in den glühenden Sandwüsten und der Bär auf den rauhen Schneefeldern. Der Mensch ward die Krone der göttlichen Schöpfung, nicht dem Leibe, sondern dem Geiste nach. Er sollte den ganzen Erdball und die auf demselben wunderbar verstreuten Werke Gottes kennen lernen, um durch diese Einsichten zu Gott geleitet und göttlicher zu werden.

Auch ist der Erdball, diese ungeheure, von zahllosen Millionen Wesen bewohnte, und im Himmelsraum frei dahinschwebende Kugel, schon mehrmals von Menschen ganz umreiset worden. Im Zeitraum eines Jahres kann diese Reise vollbracht werden, die in geradester Linie einen Weg von fünf- bis sechstausend Meilen betragen würde. Aber Meere, die den größten Theil der Erdfläche bedekken, und Gebirgsketten, deren stets beschneite Gipfel sich in den Wolken verlieren, zwingen den kühnen

Reisenden zu vielfältigen Umwegen. Eine Weltkugel, welche in so kurzer Zeit umreiset werden kann, scheint nicht gar groß zu sein. In der That ist sie es auch nicht, und der Stern, welchen wir im Weltall bewohnen, ist einer der kleinsten unter allen Himmelskörpern, die wir vom nächtlichen Himmel als ferne Gestirne auf uns niederschwimmen sehen.

Nur unsere Kleinheit, die der Maßstab von allem wird, was wir berühren, macht uns Alles groß und unermeßlich, während es im Vergleich mit dem grenzenlosen Weltall als ein geringes Sonnenstäubchen verschwindet. Nur durch unsere eigene Kleinheit erscheinen uns die Gebirge ungeheuer, welche von der Oberfläche der Erde in die Gewölke des Himmels hinaufragen; und doch ist weder ihre Höhe, noch die größte Tiefe des Weltmeers im Verhältniß des großen Erdballs wichtiger, als die Unebenheit, welche ein Sandkörnchen machen würde, das an einem glatten Apfel hangen blieb. Zwar hat man an vielen Orten die Tiefe des Weltmeers noch nicht mit fünfzehnhundert Fuß ersenken können; aber hätte es auch einen Abgrund, welcher der Tiefe der höchsten Gebirge gleich käme: so würde es auch in seinen tiefsten Räumen nur die Tiefe von einer deutschen Meile und darüber haben, weil auch die erhabensten Bergspitzen nicht viel höher, als, in senkrechter Richtung, eine Meile sind.

Dünken uns jene Felsengebirge schon so hoch, die im Vergleich zum Erdball nicht bedeutender als ein Sandkorn am Apfel sind; dünkt uns nun

schon der Erdball so groß, den man doch in zwölf Monden umschiffen kann, und der einer der kleinsten unter allen Sternen des Weltalls ist — o wie gering, wie klein müssen wir selbst sein! Wie Milben kriechen auf einem Blatte, so wir über die begrünte Erdrinde!

Und wie groß, o Du, den wir schwache Menschen Vater nennen dürfen, wie erhaben bist Du, o Schöpfer und Regent des Weltalls, allseligster Geist! Gott! vor dem dieser Erdball nur ein Stäubchen und die für uns unzählbare Reihe glänzender Welten, Sonnen und Erden im Himmelsraum nur der kleinste Theil Deines unendlichen Schöpfungsgefildes ist! — Ach, ich versinke schaudernd in das Nichts zurück, aus dem Du mich, Allgnädiger, hervorgerufen hast — mein Stolz verschwindet im Gefühle der Ohnmacht, wenn ich Dein gedenke.

Schwach, gebrechlich und weniger als ein unsichtbares Sonnenstäubchen ist mein Leib im Verhältniß zur Größe Deiner Welt — aber, o sei gepriesen, du Höchster, erhabener als die todte, gefühllose Welt ist mein Geist. Denn dieser Geist kann Dich, du Unendlicher, denken. Dieser Geist begegnet Deiner Herrlichkeit in den Zaubern des Frühlings; er bewundert Dich im Schmuck der Lilie, die Du kleidest, und im Glanze des hellgestirnten Himmels. Dieser Geist durchspäht forschend Dein Weltgebäude, und berechnet den Lauf der Sonnen und Erden im Himmelsraum. Dieser Geist kennt seine Weihe zur Unvergänglichkeit. Du gabst ihm die Macht des Gedankens und das Wunder der

Sprache, in die er seine Gedanken hüllt, und das Vermögen, zu Dir zu beten! Darum sollen wir unsere Kleinheit und Geringfügigkeit in der Körperwelt lebhaft erkennen, daß wir fühlen und uns überzeugen, nicht unser Leib und was ihn angeht, nicht das Irdische sei unsere Hauptbestimmung und unser wahres Wesen; sondern der Geist, welcher sich weit über die Erde erhebt, die übrigen Geschöpfe beherrscht, und unter dem heiligen, prachtvollen Schleier der Natur die verborgen wirkende Gottheit sucht.

Nicht der Erde gehören wir, sondern der Gottheit. Hienieden ist ausser unserm Geiste nichts Selbstdenkendes, sondern Alles irdisch und zur Erde und ihren Stoffen zurückkehrend, von wannen es kam. Die Erde ist die allgemeine Mutter alles dessen, was sie trägt; und Alles nimmt sie wieder auf, was sie geboren hat. Thiere und menschliche Gestalten erheben sich von ihr wie die Pflanzen, werden von ihr genährt, und sinken wieder verwesend nieder, und ihr verwehender Staub wird Nahrung und Hülle anderer Pflanzen und lebendiger Geschöpfe. Nur das Denkende, das Geistige gebiert die Erde nicht; nur unsere eigenmächtig und mannigfaltig wirkende Seele ist kein Kind der Erde, sondern eine unsichtbare, gewaltige Kraft, in deren Vorstellungen sich das große Weltall abspiegelt. Sie kann daher nicht zur Erde zurückkehren, sondern nur zurückgehen zum Urquell des Geisterthums, zum Vater der Vollkommenheit, zum Ewigen!

Fremd sind uns hier noch die Beschaffenheiten

anderer Welten; aber schon die Erde, dies Staubkorn im Weltgebäude, ist so reich an göttlichen Wundern, daß das längste Lebensalter eines Menschen nicht zureicht, sie alle zu erforschen, oder nur anzustaunen.

Nicht einmal alle Länder des Erdballs sind bisher in ihrem Innern hinlänglich bekannt. Selbst jener Welttheil, den schon Moses bewohnte, wo schon Kunst und Wissenschaft, Könige, Hofhaltungen, bürgerliche Gesetze waren, als Abraham noch mit seinen Heerden, ein Hirt, von Land zu Land umherschwärmte (selbst Afrika), ist in seinem Innern noch völlig unbekannt. Welche Naturwunder, welche unbekannte Thiere und Pflanzen mögen dort in nie gesehenen Weltgegenden leben, die vielleicht erst nach Jahrhunderten zur allgemeinen Kenntniß und Benutzung des Menschen kommen! Welche Schätze göttlicher Weisheit und Macht schlummern dort noch in unberührter Verborgenheit, die erst das Erstaunen einer spätern Nachwelt sein werden! Fast noch unbekannter sind das Innere und der Umfang jener Welttheile, die erst vor kurzen Zeiträumen entdeckt worden sind; manche Länder, welche von frühern Reisenden gesehen waren, sind seitdem wieder verloren gegangen.

Noch ist also das menschliche Geschlecht in der großen ersten Arbeit begriffen, deren ich eben gedachte, nämlich sich auszubreiten, und die ganze Oberfläche des Erdballs zu bevölkern und anzubauen; noch ist nicht die Hälfte alles festen Landes bewohnt und urbar, sondern Einöde, Wald und Sumpf,

wo nie ein menschlicher Athem wehte, und nur wilde Thiere seit Jahrtausenden nisten; noch ist die Erde erst sechs Jahrtausende von ihrem Ursprung entfernt, neu und gleichsam im Werden dessen begriffen, was sie werden kann, und wahrscheinlich nach den Beschlüssen der Vorsehung werden soll. Denn wer wird sich einbilden, der die Größe der Erde kennt, daß sie in Rücksicht ihrer Bewohnbarkeit und Bevölkerung schon gegenwärtig die letzte Vollkommenheit erreicht habe, wo das menschliche Geschlecht kaum die Hälfte des Landes kennt und eingenommen hat?

Weit entfernt, daß die Erde schon beginne zu veralten, bemerken wir auf derselben noch immer werdende neue Schöpfungen, oder kaum gewordene. So scheinen selbst die ganz neu entdeckten Welttheile viel jüngern Ursprungs aus dem Meere zu sein, als derjenige ist, welchen wir bewohnen. Dafür zeugen dem aufmerksamen Beobachter hundert Spuren. Ja, auch gegenwärtig dauert noch immer das göttliche Schöpfungswerk fort. Es werden neue Länder: es gehen neue Inseln aus dem Schoose des Meeres hervor, von denen unsere Vorfahren nie wußten.

Nicht, daß solche Länder sich mitten in den uferlosen Ozeanen plötzlich bilden, und mit Pflanzen, Bäumen und Thieren, wie durch einen Wink des Allmächtigen, im Augenblicke vollendet dastehen: sondern sie haben zu ihrem Ursprung ganz natürliche Ursachen, wie denn sich Alles allmälig aus den von Gott hingestellten Stoffen und nach den ewi-

oder der uns umgebenden Luft ist eine Empörung und Umwälzung des himmlischen Ozeans, in dem wir athmen, und eins der grausenvollsten Schauspiele der Natur. Schrecklich ist der Sturm, wenn er über die Länder der Erde heulend hinrauscht; wenn er Bäume mit der Wurzel aus dem festen Boden reißt und umherschleudert, wie Spreu; ganze Wälder krachend niederstreckt; die Dächer menschlicher Wohnungen hoch in die Luft führt; die festesten Gebäude erschüttert, ja zusammenstürzt; Ströme in ihrem Lauf hemmt und aufschwellt, als wollte er sie zu ihren Quellen zurücktreiben; Berge abträgt und Felsen zerreißt. Das donnernde Getöse weit umher in der Höhe und Tiefe vermehrt die Furchtbarkeit dieser Erscheinung; die Wolken des Himmels eilen geflügelt über uns hin; die Vögel flüchten erschrocken ihren Nestern zu, und das Wild des Waldes rettet sich heulend zu seinen Höhlen.

Doch entsetzlicher ist der Anblick der tief erschütterten Luft auf dem Meere. Masten zerbrechen, Schiffe zerscheitern. Mit dem Sausen des Ozeans mischt sich das Erbrausen der geschlagenen Wellen, die in schauerlicher Beweglichkeit bald das Innere des Erdballs zu entblößen, bald sich gegen die Wolken des Himmels hinaufzuschleudern scheinen.

In diesem Grimm der weitempörten Natur lernt auch der Zweifler glauben und der Bösewicht beten. Da ist's, wo die Macht der gefürchteten Erdengötter, der hochgefeierten Könige und

Fürsten, geringer als elender Tand und Staub erscheint. Da ist's, wo Du Gott, o Allmächtiger, in Deiner Majestät offenbart stehest, vor der Alles erzittert, und auch das Erhabenste als ein Nichts verschwindet. Da ist's, wo die Welt erbebt, der Stärkste erblaßt, der Leichtsinnigste verzweifelt, und nur noch, mitten im verheerenden Sturm, ruhig die stille Tugend lächelnd zu Dir emporblickt, und mit dem frommen Sänger der Psalmen spricht: Du fährst auf den Wolken, wie auf einem Wagen, und gehest auf den Fitrigen des Windes. (Ps. 104, 3.)

Schaudervoller als jeder Sturm, der in den milden Himmelsstrichen weht, die wir bewohnen, ist mancher andere in entlegenen, heißen Weltgegenden. So zittert der Aegypter noch heutiges Tages, wenn der tödtliche Gluthwind aus den Wüsten hervorbricht. Dann wird der sonst immer heitere Himmel trübe; die Sonne gleicht einer rothbräunlichen Scheibe; die Luft ist grau, wie von einem staubigen Dunst gefüllt, und wird immer glühender. Schnell welken die Pflanzen ab; die Blätter fallen verdorrt von den Aesten der Bäume; das Kälteste wird heiß, selbst Marmor und Eisen und Wasser erwarmen. Thiere und Menschen flüchten in Schatten, Höhlen und Gruben, um den brennenden Windstößen zu entrinnen und nicht von ihnen unmittelbar getroffen zu werden. Wehe dem, den sie treffen; er stürzt erstickt zu Boden; ein augenblicklicher Tod ist sein Loos.

Aehnlich diesem ist in Arabiens Wüsten der giftige Samiel. Wenn er sich erhebt und weht, scheint der ganze Luftkreis feurig und roth. Mit Zischen und Knistern fährt der Wind daher und mit erstickendem Schwefelgeruch. Er tödtet mit der Geschwindigkeit des Blitzes Thiere und Menschen, welche sich nicht schnell vor seiner Berührung retten.

Doch wer könnte die mannigfaltigen Erscheinungen der Luft und der Winde hernennen? Ihre Zahl ist zu groß, ihre Wirkungen sind zu ausserordentlich, ihre Ursachen unerforschlich. Wo Gott herrscht, waltet heiliges Geheimniß. Aber in den Erscheinungen seiner Stärke erkennen wir den Allerhöchsten, den Weltregierer, und mit ehrfurchtvollem Staunen beten wir ihn an, und überall und immer seine Weisheit, seine Güte. Denn auch da, wo seine Macht am furchtbarsten erscheint, ist er Wohlthäter; und wo wir seine tief verborgenen Zwecke nicht erkennen, ahnet sie das gläubige Gemüth. Du, Herr, Du machest Deine Engel zu Winden, und Deine Diener zu Feuerflammen. (Ps. 104, 4.) Durch Deine Stürme reinigst Du die Lüfte, daß sie mit Gesundheit alle Deine Geschöpfe erquicken, und an der Hand der Winde führst Du die Schiffe über das Meer von Welttheil zu Welttheil, daß sich die Menschen überall als Brüder begrüßen und finden, und mit gegenseitiger Liebe hilfreich unterstützen.

O Vater, mein Gott, mein Schöpfer, mein Erhalter! Wie konnte ich oft bei Deinen Wohl-

thaten so ungerührt dastehen, die ich mit jedem Zuge meines Athems genoß! O Unerforschlicher, dessen Tiefe der Einsicht und Weisheit kein Sterblicher, kein Engel ergründet, wie konnte ich oft so kalt durch die Herrlichkeit Deiner Schöpfung dahin wandeln, als wäre Alles nur ein Spiel des todten, bewußtlosen Ungefährs!

Nein, nein, nicht länger soll es also mit mir sein. Nicht vergebens blühte Dein Erdenfrühling wieder um mich auf! Er ist der Verkündiger Deiner Größe, der Prediger Deiner Liebe. Er redet nicht vergebens an mein Herz. Ich will Deine Werke betrachten; ich will Dich suchen in Deinen Thaten. Und wer Dich mit aufrichtigem Herzen, mit Inbrunst sucht, Vater, der findet, der erkennt Dich überall. Denn überall lebst Du und Alles preiset Deinen ewigen, herrlichen Namen. Ihn nennt das Brausen des Sturms; ihn der Gesang der Haine; ihn der Donner des Himmels und das Säuseln des niederfallenden Regens, welcher die Flur erfrischt.

Sollte ich allein stumm sein in dem großen Tempel der Natur, den Deine Hand erbaute, wo Dich Alles erhebt und verherrlicht? Sollte ich allein undankbar durch das Reich Deiner Wohlthätigkeit und Gnade hingehen, wo selbst die Wonne des kleinsten Wurmes Dir für Deine Schöpferhuld dankt? O ich wäre nicht werth aller Liebe und Treue, die Du mir erwiesen!

Und wenn ich Dich mit Engelzungen priese, und jeden Augenblick meines Lebens des Guten ein-

gedenk wäre, welches Du, o Herr, an mir gethan: wäre ich darum Deiner Gnade würdiger? — Nein, ich würde es auch dann nicht sein! Denn was könnte ich Dir geben, das ich nicht von Dir empfangen hätte; und wie gering bin ich, daß Du, Gnadenvoller, meiner immerdar gedenkest! — Nichts habe ich, nichts bin ich, als durch Dich; nichts sind alle erschaffenen Wesen, als durch Dich. Aber wie der Wurm im Staube, aber wie der Seraph vor Deinem Throne will auch ich Dich verkündigen und preisen, und die Stimme meines höchsten Entzückens sei Gebet!

XVII.

D i e E r d e.

Ps. 104, 13 — 18.

Ich fühl's in jeder Wonne
Der jauchzenden Natur;
Im Glanze Deiner Sonne,
In Hain und auf der Flur;
In Deiner Berge Pracht,
Im blumenreichen Thale,
Im frühsten Morgenstrahle:
Gott, D e i n e Güte hat's gemacht.

Es spricht die ganze Erde,
Und jeder Rose Duft,
Das Brüllen jeder Heerde,
Das Säuseln jeder Luft.

Wie groß ist Deine Güte!
Sagt lispelnd mir der Bach;
Wie groß ist Deine Güte!
Hallt mir Dein Donner nach.

Zum Lobe Deiner Werke
Gib Feuer meinem Geist,
Begeisterung und Stärke
Dem Danke, der Dich preis't;
Bis er vor Dir, gewöhnt
Zu Deiner Werke Ruhme,
In deinem Heiligthume,
In höhern Liedern tönt.

Die schönste aller Jahreszeiten ladet uns jeden Tag zum Genusse der freundlichen Natur ein. Wer verläßt nicht gern das dumpfe Zimmer, um unter den Blüthen grünender Zweige zu lustwandeln? Wer erquickt sich nicht gern in den Strahlen der Frühlingssonne, wenn sie durch das spielende Laub der Bäume fallen; oder wer wandelt nicht wie ein Seliger im Schimmer der Abendröthe, wenn Hügel, Wälder, Himmel und Thal im milden Duft um uns her schweben, wie das Gebilde eines anmuthigen Traumes? Was ist zuletzt neben dieser seelenerhebenden Pracht der Gottesschöpfung alle Pracht der Fürstenwohnungen? Wie gern verläßt auch der Mächtigste seinen Thron, der Reichste seine Schätze, um mit dem Aermsten im Lande den Genuß dessen zu theilen, was die Gottheit Allen gab!

Der glückliche Landmann besucht seine Felder und Wiesen, die, vom Vater alles Segens gesegnet, freiwillig ihren Reichthum hervortreiben. Und wer auch nur einen kleinen Garten besitzt, nennt ihn seinen Lieblingsort, weil sich für ihn derselbe mit Blumen von mannigfaltiger Farbenpracht schmückt. Ja, wer endlich keine Erdscholle sein nennt, ist glücklich, wenn er in einem Scherben, aus einer Hand voll Erde, die selbstgepflanzten Blumen aufsteigen und ihm entgegenprangen sieht.

Es ist das Vergnügen, welches man empfindet, indem man sich ländlichen Beschäftigungen überläßt, und die Ordnungen der Natur zu seinem eigenen Vortheil anwendet, von so ganz eigenthümlicher Art, daß es kaum mit irgend einem andern verglichen werden kann. Daher war der Anbau der Erde seit den ältesten Zeiten nicht nur aus Nothdurft, sondern auch aus Vergnügen, eine von denjenigen Arbeiten, welcher sich die Menschen mit dem lebhaftesten Eifer hingaben.

So ist es gekommen, daß gegenwärtig der größte Theil der uns bekannten Oberfläche der Erde, einige von Natur öde Stellen oder Wüsten ausgenommen, überall angebaut und benutzt ist, und also, daß die Länder der Welt heutiges Tages einem einzigen unermeßlichen Garten gleichen, wo menschlicher Fleiß gleich sehr für Anmuth und Gewinn sorgte.

Wie ganz verschieden ist daher durch Kunst und Arbeitsamkeit der Sterblichen der Erdball von

jenem ersten Zustande geworden, wie er war, als er aus des Schöpfers Händen hervorging! Gott gab dem Menschen alle Kräfte, alle Mittel, alle Stoffe zu seinem bequemen Dasein; aber er mußte und sollte jene benutzen, um sich dieses zu verschaffen. Noth und Lust sollten den Menschen zur Anstrengung seines Verstandes, zur Entwickelung seiner Geistesanlagen zwingen. Dies lag in dem großen Entwurf der Vorsehung; denn nicht bloß die Ernährung und Bekleidung des Körpers, sondern die Stärkung und das Wachsthum des unsterblichen Geistes, sollte die Hauptsache sein.

Anfangs, ehe sich das menschliche Geschlecht, aus dem verlornen Paradiese hervorgetreten, über die Erde ausgebreitet hatte, war diese eine ungeheure Wildniß ohne Ende. Undurchdringliche Wälder, weit ausgebreitete Sümpfe, von ungesunden Nebeln überschattet, öde Wüsteneien, verheerende Ströme mit ungewissen Ufern, wechselten ab. Wilde Thiere hauseten Jahrhunderte lang in der großen Einsamkeit allein, ehe in derselben hier und dort der schüchterne Fußtritt eines Menschen erscholl. Aber wie der Mensch immer weiter seine Wohnungen, seine Herrschaft ausdehnte, entwichen erschrokken die wilden Thiere der Einöden; die Wälder fielen unter dem Schlage der Axt, und verwandelten sich in Wohnungen, Brücken und Schiffe. Die Sümpfe wurden ausgetrocknet; die giftigen Nebel verschwanden, und die Sonne senkte wärmere Strahlen auf die Kornfelder und Wiesen zahmer Heerden nieder.

Aber die Verwandlung der Erdoberfläche veränderte nothwendig auch den Zustand der Witterungsbeschaffenheit. Das Verschwinden der endlosen Wälder und Sümpfe machte die Gegenden wärmer und trockener, und Kräuter und Bäume fremder Welttheile konnten nun auch zum Genusse des Menschen in Landschaften reifen, wo der Anbau sonst ungedenkbar gewesen. So tauschten nun die Völker des Erdbodens unter einander ihre Gewächse. Und der größte Theil der Blumen, die uns aus unsern Gärten anduften; die Obstbäume, die ihre blühenden Zweige prangend durch die Luft schwingen; die goldenen Saaten der Aecker, die dort grünen; die Kräuter, Gemüse und Erdfrüchte, die für unsere Küche erzogen werden; der edle Weinstock, dessen Trauben mit ihrem Safte das Herz des Menschen erfreuen – alle diese Pflanzen haben ein anderes Vaterland zum Ursprung, und sind Geschenke der entlegensten Weltgegenden.

Eben so sind die meisten unserer zahmen Hausthiere, das edle und nützliche Roß; der Hund, des Menschen treuer Wächter und Gefährte; die Heerden auf unsern Fluren; das zahme Geflügel unserer Höfe – alle sind Nachkömmlinge von solchen, die aus tausend Meilen weiter Ferne vor längerer oder kürzerer Zeit zu uns herüber kamen.

Aber nur der geringste Theil der Pflanzen und Thiere ist aus einem Lande ins andere versetzt worden. Die Anzahl derselben ist so groß, daß kein menschliches Gedächtniß hinreicht, nur ihre verschiedenen Gestalten und Namen zu behalten. Ueber

hunderttausend Arten von Bäumen, Gesträuchen, Stauden, Kräutern, Schwämmen, Flechten, Moosen, Farrnkräutern, Gräsern und Halmen begrünen die Rinde des Erdballs. Noch unendlich mannigfaltiger und zahlreicher sind die Arten der Thiere, welche in der großen Pflanzenwelt Leben und Nahrung finden. Unter dreihundert Gattungen Vögel sind nur erst zwanzig Gattungen zu wirklich zahmen Hausthieren gemacht! Aber noch ist die große Zahl der Säugthiere, der Vögel, der zweilebigen Geschöpfe, die im Wasser wie auf dem Lande wohnen, der Fische, der Insekten und Würmer weder überzählt noch bekannt. Wer möchte es? Zahllose Arten wohnen noch in Weltgegenden, die kein menschliches Auge sah; zahllose sind noch so klein, daß ein einziges Blatt ihnen eine Stadt, ein einziger Wassertropfen ihnen ein Weltmeer ist, und der schärfste Blick des Menschen sie kaum als Stäubchen bemerkt, die sich willkührlich bewegen. Nur Gott kennt sie; er, der sie ins Leben rief, und ihnen allen Nahrung und Freude gab, jedem nach seiner Weise.

Auch ist auf Erden jeder Pflanze und jedem Thiere sein bleibender Aufenthalt angewiesen, über dessen Grenze hinweg sich nichts entfernen kann, ohne zu verderben. So hat jede Weltgegend ihre eigenthümlichen Bewohner, ihre eigenthümlichen Reichthümer durch die Weisheit des Schöpfers erhalten. Nicht ein einziges Land hat alle Schätze der Welt zugleich, während ein anderes schmachtet. Die Traube des Weinstocks gehört andern Gegen-

Aber die Verwandlung der Erdoberfläche veränderte nothwendig auch den Zustand der Witterungsbeschaffenheit. Das Verschwinden der endlosen Wälder und Sümpfe machte die Gegenden wärmer und trockener, und Kräuter und Bäume fremder Welttheile konnten nun auch zum Genusse des Menschen in Landschaften reifen, wo der Anbau sonst ungedenkbar gewesen. So tauschten nun die Völker des Erdbodens unter einander ihre Gewächse. Und der größte Theil der Blumen, die uns aus unsern Gärten anduften; die Obstbäume, die ihre blühenden Zweige prangend durch die Luft schwingen; die goldenen Saaten der Aecker, die dort grünen; die Kräuter, Gemüse und Erdfrüchte, die für unsere Küche erzogen werden; der edle Weinstock, dessen Trauben mit ihrem Safte das Herz des Menschen erfreuen — alle diese Pflanzen haben ein anderes Vaterland zum Ursprung, und sind Geschenke der entlegensten Weltgegenden.

Eben so sind die meisten unserer zahmen Hausthiere, das edle und nützliche Roß; der Hund, des Menschen treuer Wächter und Gefährte; die Heerden auf unsern Fluren; das zahme Geflügel unserer Höfe — alle sind Nachkömmlinge von solchen, die aus tausend Meilen weiter Ferne vor längerer oder kürzerer Zeit zu uns herüber kamen.

Aber nur der geringste Theil der Pflanzen und Thiere ist aus einem Lande ins andere versetzt worden. Die Anzahl derselben ist so groß, daß kein menschliches Gedächtniß hinreicht, nur ihre verschiedenen Gestalten und Namen zu behalten. Ueber

hunderttausend Arten von Bäumen, Gesträuchen, Stauden, Kräutern, Schwämmen, Flechten, Moosen, Farrnkräutern, Gräsern und Halmen begrünen die Rinde des Erdballs. Noch unendlich mannigfaltiger und zahlreicher sind die Arten der Thiere, welche in der großen Pflanzenwelt Leben und Nahrung finden. Unter dreihundert Gattungen Vögel sind nur erst zwanzig Gattungen zu wirklich zahmen Hausthieren gemacht! Aber noch ist die große Zahl der Säugthiere, der Vögel, der zweilebigen Geschöpfe, die im Wasser wie auf dem Lande wohnen, der Fische, der Insekten und Würmer weder überzählt noch bekannt. Wer möchte es? Zahllose Arten wohnen noch in Weltgegenden, die kein menschliches Auge sah; zahllose sind noch so klein, daß ein einziges Blatt ihnen eine Stadt, ein einziger Wassertropfen ihnen ein Weltmeer ist, und der schärfste Blick des Menschen sie kaum als Stäubchen bemerkt, die sich willkührlich bewegen. Nur Gott kennt sie; er, der sie ins Leben rief, und ihnen allen Nahrung und Freude gab, jedem nach seiner Weise.

Auch ist auf Erden jeder Pflanze und jedem Thiere sein bleibender Aufenthalt angewiesen, über dessen Grenze hinweg sich nichts entfernen kann, ohne zu verderben. So hat jede Weltgegend ihre eigenthümlichen Bewohner, ihre eigenthümlichen Reichthümer durch die Weisheit des Schöpfers erhalten. Nicht ein einziges Land hat alle Schätze der Welt zugleich, während ein anderes schmachtet. Die Traube des Weinstocks gehört andern Gegen-

den, andern wieder die edle Tanne. So wird ein Volk immer des andern bedürftig bleiben; so sind alle Völker der Erde durch ihre Bedürfnisse immerdar unter einander verknüpft, daß sie Glieder einer gemeinschaftlichen Kette, Zweige einer einzigen großen Familie bleiben, deren Vater Gott ist.

Nur der Mensch hat vor allen Geschöpfen hienieden das Vermögen erhalten, leben, wohnen und sich vermehren zu können, in welchem Theile der Erde es ihm gefällt. Er wandelt aus den heißesten Landstrichen, wo die Sonnengluth jede Pflanze versenkt, zu den kalten Gegenden des ewigen Eises, wo er die Sonne nur selten erblickt, und wenige Thiere ausdauern. Ueberall ist er Herr: es zittert vor ihm der Tiger in den glühenden Sandwüsten und der Bär auf den rauhen Schneefeldern. Der Mensch ward die Krone der göttlichen Schöpfung, nicht dem Leibe, sondern dem Geiste nach. Er sollte den ganzen Erdball und die auf demselben wunderbar verstreuten Werke Gottes kennen lernen, um durch diese Einsichten zu Gott geleitet und göttlicher zu werden.

Auch ist der Erdball, diese ungeheure, von zahllosen Millionen Wesen bewohnte, und im Himmelsraum frei dahinschwebende Kugel, schon mehrmals von Menschen ganz umreiset worden. Im Zeitraum eines Jahres kann diese Reise vollbracht werden, die in geradester Linie einen Weg von fünf- bis sechstausend Meilen betragen würde. Aber Meere, die den größten Theil der Erdfläche bedekken, und Gebirgsketten, deren stets beschneite Gipfel sich in den Wolken verlieren, zwingen den kühnen

Reisenden zu vielfältigen Umwegen. Eine Weltkugel, welche in so kurzer Zeit umreiset werden kann, scheint nicht gar groß zu sein. In der That ist sie es auch nicht, und der Stern, welchen wir im Weltall bewohnen, ist einer der kleinsten unter allen Himmelskörpern, die wir vom nächtlichen Himmel als ferne Gestirne auf uns niederschwimmen sehen.

Nur unsere Kleinheit, die der Maßstab von allem wird, was wir berühren, macht uns Alles groß und unermeßlich, während es im Vergleich mit dem grenzenlosen Weltall als ein geringes Sonnenstäubchen verschwindet. Nur durch unsere eigene Kleinheit erscheinen uns die Gebirge ungeheuer, welche von der Oberfläche der Erde in die Gewölke des Himmels hinaufragen; und doch ist weder ihre Höhe, noch die größte Tiefe des Weltmeers im Verhältniß des großen Erdballs wichtiger, als die Unebenheit, welche ein Sandkörnchen machen würde, das an einem glatten Apfel hangen blieb. Zwar hat man an vielen Orten die Tiefe des Weltmeers noch nicht mit fünfzehnhundert Fuß ersenken können; aber hätte es auch einen Abgrund, welcher der Tiefe der höchsten Gebirge gleich käme: so würde es auch in seinen tiefsten Räumen nur die Tiefe von einer deutschen Meile und darüber haben, weil auch die erhabensten Bergspitzen nicht viel höher, als, in senkrechter Richtung, eine Meile sind.

Dünken uns jene Felsengebirge schon so hoch, die im Vergleich zum Erdball nicht bedeutender als ein Sandkorn am Apfel sind; dünkt uns nun

schon der Erdball so groß, den man doch in zwölf Monden umschiffen kann, und der einer der kleinsten unter allen Sternen des Weltalls ist — o wie gering, wie klein müssen wir selbst sein! Wie Milben kriechen auf einem Blatte, so wir über die begrünte Erdrinde!

Und wie groß, o Du, den wir schwache Menschen Vater nennen dürfen, wie erhaben bist Du, o Schöpfer und Regent des Weltalls, allseligster Geist! Gott! vor dem dieser Erdball nur ein Stäubchen und die für uns unzählbare Reihe glänzender Welten, Sonnen und Erden im Himmelsraum nur der kleinste Theil Deines unendlichen Schöpfungsgefildes ist! — Ach, ich versinke schaudernd in das Nichts zurück, aus dem Du mich, Allgnädiger, hervorgerufen hast — mein Stolz verschwindet im Gefühle der Ohnmacht, wenn ich Dein gedenke.

Schwach, gebrechlich und weniger als ein unsichtbares Sonnenstäubchen ist mein Leib im Verhältniß zur Größe Deiner Welt — aber, o sei gepriesen, du Höchster, erhabener als die todte, gefühllose Welt ist mein Geist. Denn dieser Geist kann Dich, du Unendlicher, denken. Dieser Geist begegnet Deiner Herrlichkeit in den Zaubern des Frühlings; er bewundert Dich im Schmuck der Lilie, die Du kleidest, und im Glanze des hellgestirnten Himmels. Dieser Geist durchspäht forschend Dein Weltgebäude, und berechnet den Lauf der Sonnen und Erden im Himmelsraum. Dieser Geist kennt seine Weihe zur Unvergänglichkeit. Du gabst ihm die Macht des Gedankens und das Wunder der

Sprache, in die er seine Gedanken hüllt, und das Vermögen, zu Dir zu beten! Darum sollen wir unsere Kleinheit und Geringfügigkeit in der Körperwelt lebhaft erkennen, daß wir fühlen und uns überzeugen, nicht unser Leib und was ihn angeht, nicht das Irdische sei unsere Hauptbestimmung und unser wahres Wesen; sondern der Geist, welcher sich weit über die Erde erhebt, die übrigen Geschöpfe beherrscht, und unter dem heiligen, prachtvollen Schleier der Natur die verborgen wirkende Gottheit sucht.

Nicht der Erde gehören wir, sondern der Gottheit. Hienieden ist ausser unserm Geiste nichts Selbstdenkendes, sondern Alles irdisch und zur Erde und ihren Stoffen zurückkehrend, von wannen es kam. Die Erde ist die allgemeine Mutter alles dessen, was sie trägt; und Alles nimmt sie wieder auf, was sie geboren hat. Thiere und menschliche Gestalten erheben sich von ihr wie die Pflanzen, werden von ihr genährt, und sinken wieder verwesend nieder, und ihr verwehender Staub wird Nahrung und Hülle anderer Pflanzen und lebendiger Geschöpfe. Nur das Denkende, das Geistige gebiert die Erde nicht; nur unsere eigenmächtig und mannigfaltig wirkende Seele ist kein Kind der Erde, sondern eine unsichtbare, gewaltige Kraft, in deren Vorstellungen sich das große Weltall abspiegelt. Sie kann daher nicht zur Erde zurückkehren, sondern nur zurückgehen zum Urquell des Geisterthums, zum Vater der Vollkommenheit, zum Ewigen!

Fremd sind uns hier noch die Beschaffenheiten

anderer Welten; aber schon die Erde, dies Staubkorn im Weltgebäude, ist so reich an göttlichen Wundern, daß das längste Lebensalter eines Menschen nicht zureicht, sie alle zu erforschen, oder nur anzustaunen.

Nicht einmal alle Länder des Erdballs sind bisher in ihrem Innern hinlänglich bekannt. Selbst jener Welttheil, den schon Moses bewohnte, wo schon Kunst und Wissenschaft, Könige, Hofhaltungen, bürgerliche Gesetze waren, als Abraham noch mit seinen Heerden, ein Hirt, von Land zu Land umherschwärmte (selbst Afrika), ist in seinem Innern noch völlig unbekannt. Welche Naturwunder, welche unbekannte Thiere und Pflanzen mögen dort in nie gesehenen Weltgegenden leben, die vielleicht erst nach Jahrhunderten zur allgemeinen Kenntniß und Benutzung des Menschen kommen! Welche Schätze göttlicher Weisheit und Macht schlummern dort noch in unberührter Verborgenheit, die erst das Erstaunen einer spätern Nachwelt sein werden! Fast noch unbekannter sind das Innere und der Umfang jener Welttheile, die erst vor kurzen Zeiträumen entdeckt worden sind; manche Länder, welche von frühern Reisenden gesehen waren, sind seitdem wieder verloren gegangen.

Noch ist also das menschliche Geschlecht in der großen ersten Arbeit begriffen, deren ich eben gedachte, nämlich sich auszubreiten, und die ganze Oberfläche des Erdballs zu bevölkern und anzubauen; noch ist nicht die Hälfte alles festen Landes bewohnt und urbar, sondern Einöde, Wald und Sumpf,

wo nie ein menschlicher Athem wehte, und nur wilde Thiere seit Jahrtausenden nisten; noch ist die Erde erst sechs Jahrtausende von ihrem Ursprung entfernt, neu und gleichsam im Werden dessen begriffen, was sie werden kann, und wahrscheinlich nach den Beschlüssen der Vorsehung werden soll. Denn wer wird sich einbilden, der die Größe der Erde kennt, daß sie in Rücksicht ihrer Bewohnbarkeit und Bevölkerung schon gegenwärtig die letzte Vollkommenheit erreicht habe, wo das menschliche Geschlecht kaum die Hälfte des Landes kennt und eingenommen hat?

Weit entfernt, daß die Erde schon beginne zu veralten, bemerken wir auf derselben noch immer werdende neue Schöpfungen, oder kaum gewordene. So scheinen selbst die ganz neu entdeckten Welttheile viel jüngern Ursprungs aus dem Meere zu sein, als derjenige ist, welchen wir bewohnen. Dafür zeugen dem aufmerksamen Beobachter hundert Spuren. Ja, auch gegenwärtig dauert noch immer das göttliche Schöpfungswerk fort. Es werden neue Länder: es gehen neue Inseln aus dem Schoose des Meeres hervor, von denen unsere Vorfahren nie wußten.

Nicht, daß solche Länder sich mitten in den uferlosen Ozeanen plötzlich bilden, und mit Pflanzen, Bäumen und Thieren, wie durch einen Wink des Allmächtigen, im Augenblicke vollendet dastehen: sondern sie haben zu ihrem Ursprung ganz natürliche Ursachen, wie denn sich Alles allmälig aus den von Gott hingestellten Stoffen und nach den ewi-

gen Gesetzen entwickelt und bildet, die er der Körperwelt gegeben hat.

So steigen z. B. aus dem Abgrunde des Meeres neue Länder hervor, emporgehoben durch Ausbrüche unterirdischen Feuers und Erdbeben. Auch lassen uns ältere Länder und Inseln aus ihrer Zusammensetzung von höhligten Felsen, Schlacken, brennbaren Stoffen, feuerspeienden Bergen und warmen, siedenden Quellen vermuthen, daß sie ähnlichen Ursprungs waren.

Wieder andere Länder bilden sich oder sind erbaut worden durch das ewige Bewegen und durch die Strömungen des Meeres. Das Wasser schwemmte Sandhügel auf Sandhügel zusammen, mit Schlamm, Meergras und Austerschalen durchmengt, bis die Hügel über den Spiegel der Seefläche emportraten, an der Luft erhärteten, verwitterten, Pflanzen hervortrieben von aller Art, und für Menschen und Thiere bewohnbar wurden.

Noch wunderbarer ist der Ursprung solcher Inseln, die von kleinen Meergeschöpfen mit ausserordentlicher Kunst und in ungemein großer Ausdehnung vom tiefen Grunde des Meeres auf emporgebaut werden, wie eine ungeheure, über die Wasserfläche hervorragende Säule, auf deren obersten Theilen sich Pflanzen und Thiere ansetzen, und Menschen ihre Wohnungen, Dörfer und Flecken gründen.

Es wohnen nämlich auf dem Boden des Meeres zahllose Gewürme, die sich mit einem kalkartigen Gehäuse umgeben, welche wir unter dem Na-

men der Korallen kennen. Wie die Zweige oder Wurzeln eines Baumes, setzen sich hier die Aeste der Korallen an einander, und verschränken und verwickeln sich, und nehmen nach vielerlei Richtungen ihre Ausdehnung. Oft erstrecken sich solche Korallenriffe hart unter der Oberfläche des Meeres durch viele Meilen weite Gegenden, und verursachen den Untergang von Schiffen, welche deren Dasein nicht mit Vorsicht bemerken. Immer neugeborene Korallenthiere setzen ihre neuen steinernen und harten Gehäuse auf die Wohnungen und Gräber ihrer Voraltern, die vor mehr als einem Jahrtausend den ersten Grund dazu in den Tiefen des Meeres machten. Endlich steigt der große Korallenfels über das Wasser hinaus bei der Fortsetzung des Baues, und bildet weitläufige Inseln, deren Klippen der Sturm mit Staub anfüllt, und die Zeit mit verwitterten Theilen ebnet. Orkane oder Vögel schleppen aus entfernten Gegenden den leichten Samen der Pflanzen herbei, der nun gedeiht, und Kräuter hervorbringt, welche sich in dem geringen Erdreich und aus den Bestandtheilen der Luft nähren. Jahrhunderte vergehen, Pflanzen steigen aus dem Staube der Pflanzen auf, und vermehren die fruchtbare Erde des Korallenfelsens, die nun bald Vögeln und hieher gewehten Würmern, bald von benachbarten Küsten hieher verschlagenen Thieren und Menschen zum Aufenthalt dient.

Solcher von kleinen Würmern aufgebauten Inseln findet man im Meere viele, die jetzt bewohnt

sind, und ganzen Völkerschaften zum Vaterlande dienen. So dauern die Schöpfungen der von Gott beherrschten Natur noch immer fort, und der Mensch genießt derselben — ach, oft in seiner Rohheit kaum ahnend, welche Wunder er mit Füßen betritt.

Aber warum gedenke ich der Wunder weit entfernter Weltgegenden? Bist Du, Unendlich-Herrlicher, minder groß in den Schöpfungen, die mich umgeben? Habe ich Deine weisen Zwecke schon in allen denjenigen Gegenständen erforscht, die unmittelbar vor meinen Augen daliegen? Kann ich es begreifen, wie die einfachste Blume sich aus ihrer Knospe entfaltet und mit Farben reift, welche die Kunst keines Sterblichen nachzubilden vermag? Kann ich es begreifen, wie, obschon unbelehrt, doch jedes Thier, auch das kleinste Gewürm immer an den schicklichsten Stellen seine Höhle, sein Nest anlegt, seiner Jungen pflegt, und unter Millionen Pflanzen diejenigen auswählt, welche seiner Bestimmung und Nahrung am gemäßesten sind?

Ach, die Geschichte des allerkleinsten Wurmes ist dem Weisen, dem Christen, dem Verehrer Gottes, ein wundervoller Spiegel göttlicher Macht und unbegreiflicher Weisheit!

So weit nur Deine Sonnen glänzen,
Reicht Deine Huld, die uns erhält;
Reicht über unsers Himmels Grenzen,
O Vater, bis zur fernsten Welt.
Und Deine Gnad' und auch ihr Reich
Steht ewigen Gebirgen gleich.

Dir, Gott, ist kein Geschöpf verborgen,
Nicht eins, vom Menschen bis zum Thier.
Du würdigst alle Deiner Sorgen;
Sie danken Lust und Leben Dir.
Es mag gering und niedrig sein:
Dir, Gott, ist nichts zu groß und klein!

XVIII.

Das Wasser.

Ap. Gesch. 14, 17.

Betet an, laßt uns lobsingen,
Opfer unserm Schöpfer bringen,
Der da thront in Glanz und Macht!
Er gebot allmächtig: Werde!
Himmel standen nun und Erde,
Seine Güte preisend, da.
Der Allmacht erster Sohn,
Der Engel, jauchzte schon
Preis dem Schöpfer.

Oben wölbt er seinen Himmel,
Wundervoll schwebt unter'm Himmel
Jede Wolk' ein hängend Meer.
Und auf sein allmächtig Wehen
Deckt das Wasser alle Höhen;
Und er winkt —
Die Fluth versinkt;
Ein siebenfarb'ger Himmelsbogen
Als Siegeszeichen, prangt daher,
Gebannt in Ufern steht das Meer,
Und droht umsonst mit seinen Wogen.

Unvergänglichkeit heißt der Stempel, welchen der Schöpfer Allem aufdrückte, was er geschaffen hat. Selbst das Irdische dauert unvergänglich fort. Es mag hundertmal seine Formen abändern: der erste Stoff bleibt immerdar, er erscheine uns nun in Luft aufgelöset; oder als Stein, der zur Erde verwittert; oder als Erde, die in Pflanzen übergeht; oder als Pflanze, welche die Nahrung lebendiger Geschöpfe wird; oder als lebendiges Geschöpf, welches stündlich durch Ausdünstung einen Theil seines Körpers an die Luft wieder zurück gibt, oder im Tode durch seinen Staub die fruchtbare Erde vermehrt.

Nichts Erschaffenes kann ganz vergehen. Nichts kann sich ganz aus dem unendlichen Weltreich Gottes verlieren. Vergehen und Sterben heißt nur Gestalten und äussere Verbindungen abändern und mit andern wechseln. Willst du diesen Tausch der Formen nicht Tod heißen: so ist im Weltall kein Tod.

Dies lehrt mich die Betrachtung der Natur an jedem Tage. Ich sehe in ihr nur einen beständigen Umtausch der Gestalten, eine beständige Auflösung und Verjüngung. Im Herbste sanken tausend und tausend Wesen in den Staub; der Frühling ist begonnen, und tausendmal tausend neue Wesen steigen blühend wieder in's Leben auf. Die junge Pflanze, welche aus dem kleinen Samenkorn hervorkeimt und grünt und blüht, hat ihren Schmuck, ihre Hülle nur von dem Staub ihrer

verweseten Mutter geborgt. Und ist es ein Anderes mit dem Leichnam der Menschen?

Die Natur ist unaufhörlich in gährender Thätigkeit. Ohne Ruhe bewegt sich alles nach Gottes ewigen Gesetzen. Wir schlafen, aber während unsers Schlummers ziehen die Gestirne über uns hin, wandelt die Jahreszeit, arbeiten die Pflanzen, rauschen die Quellen, ziehen die Wolken, sinkt der Thau, strömen die Winde. Wir schlafen, aber ohne Bewußtsein bleibt unser Athem thätig, rollt das Blut in den Adern fort, und jede Fiber, jede Muskel in uns ist voll handelnden Lebens. Wir schlafen, aber Gott wacht, und die Ordnung der Dinge geht ihren Gang. Ein augenblickliches Stocken der Millionen Getriebe und des unsichtbaren Räderwerks in der Weltenuhr wäre Weltenzerstörung.

Nie bin ich geneigter, die Größe und Macht der göttlichen Weltregierung zu beobachten und zu bewundern, als wenn ich mir selbst überlassen auf einsamen Lustgängen wandle, und hier das rastlose Blühen, Leben und Sterben von lebendigen Geschöpfen und Pflanzen um mich her wahrnehme, auf die kein Sterblicher schaut, und die Gott erhält. Nie wird mir das Bild der stillen Unvergänglichkeit heller, als wenn ich am Ufer eines Baches durch die schöne, blumengeschmückte Einöde hinwandle, und unaufhörlich Welle an Welle an meinem Fuß vorüberrauscht. Die Wellen rinnen dahin; sie flossen seit Jahrtausenden; sie werden Jahrtausende fliessen, und nie enden. Sie

Aber die Verwandlung der Erdoberfläche veränderte nothwendig auch den Zustand der Witterungsbeschaffenheit. Das Verschwinden der endlosen Wälder und Sümpfe machte die Gegenden wärmer und trockener, und Kräuter und Bäume fremder Welttheile konnten nun auch zum Genusse des Menschen in Landschaften reifen, wo der Anbau sonst ungedenkbar gewesen. So tauschten nun die Völker des Erdbodens unter einander ihre Gewächse. Und der größte Theil der Blumen, die uns aus unsern Gärten anduften; die Obstbäume, die ihre blühenden Zweige prangend durch die Luft schwingen; die goldenen Saaten der Aecker, die dort grünen; die Kräuter, Gemüse und Erdfrüchte, die für unsere Küche erzogen werden; der edle Weinstock, dessen Trauben mit ihrem Safte das Herz des Menschen erfreuen — alle diese Pflanzen haben ein anderes Vaterland zum Ursprung, und sind Geschenke der entlegensten Weltgegenden.

Eben so sind die meisten unserer zahmen Hausthiere, das edle und nützliche Roß; der Hund, des Menschen treuer Wächter und Gefährte; die Heerden auf unsern Fluren; das zahme Geflügel unserer Höfe — alle sind Nachkömmlinge von solchen, die aus tausend Meilen weiter Ferne vor längerer oder kürzerer Zeit zu uns herüber kamen.

Aber nur der geringste Theil der Pflanzen und Thiere ist aus einem Lande ins andere versetzt worden. Die Anzahl derselben ist so groß, daß kein menschliches Gedächtniß hinreicht, nur ihre verschiedenen Gestalten und Namen zu behalten. Ueber

hunderttausend Arten von Bäumen, Gesträuchen, Stauden, Kräutern, Schwämmen, Flechten, Moosen, Farrnkräutern, Gräsern und Halmen begrünen die Rinde des Erdballs. Noch unendlich mannigfaltiger und zahlreicher sind die Arten der Thiere, welche in der großen Pflanzenwelt Leben und Nahrung finden. Unter dreihundert Gattungen Vögel sind nur erst zwanzig Gattungen zu wirklich zahmen Hausthieren gemacht! Aber noch ist die große Zahl der Säugthiere, der Vögel, der zweilebigen Geschöpfe, die im Wasser wie auf dem Lande wohnen, der Fische, der Insekten und Würmer weder überzählt noch bekannt. Wer möchte es? Zahllose Arten wohnen noch in Weltgegenden, die kein menschliches Auge sah; zahllose sind noch so klein, daß ein einziges Blatt ihnen eine Stadt, ein einziger Wassertropfen ihnen ein Weltmeer ist, und der schärfste Blick des Menschen sie kaum als Stäubchen bemerkt, die sich willkührlich bewegen. Nur Gott kennt sie; er, der sie ins Leben rief, und ihnen allen Nahrung und Freude gab, jedem nach seiner Weise.

Auch ist auf Erden jeder Pflanze und jedem Thiere sein bleibender Aufenthalt angewiesen, über dessen Grenze hinweg sich nichts entfernen kann, ohne zu verderben. So hat jede Weltgegend ihre eigenthümlichen Bewohner, ihre eigenthümlichen Reichthümer durch die Weisheit des Schöpfers erhalten. Nicht ein einziges Land hat alle Schätze der Welt zugleich, während ein anderes schmachtet. Die Traube des Weinstocks gehört andern Gegen-

den, andern wieder die edle Tanne. So wird ein Volk immer des andern bedürftig bleiben; so sind alle Völker der Erde durch ihre Bedürfnisse immerdar unter einander verknüpft, daß sie Glieder einer gemeinschaftlichen Kette, Zweige einer einzigen großen Familie bleiben, deren Vater Gott ist.

Nur der Mensch hat vor allen Geschöpfen hienieden das Vermögen erhalten, leben, wohnen und sich vermehren zu können, in welchem Theile der Erde es ihm gefällt. Er wandelt aus den heißesten Landstrichen, wo die Sonnengluth jede Pflanze versenkt, zu den kalten Gegenden des ewigen Eises, wo er die Sonne nur selten erblickt, und wenige Thiere ausdauern. Ueberall ist er Herr: es zittert vor ihm der Tiger in den glühenden Sandwüsten und der Bär auf den rauhen Schneefeldern. Der Mensch ward die Krone der göttlichen Schöpfung, nicht dem Leibe, sondern dem Geiste nach. Er sollte den ganzen Erdball und die auf demselben wunderbar verstreuten Werke Gottes kennen lernen, um durch diese Einsichten zu Gott geleitet und göttlicher zu werden.

Auch ist der Erdball, diese ungeheure, von zahllosen Millionen Wesen bewohnte, und im Himmelsraum frei dahinschwebende Kugel, schon mehrmals von Menschen ganz umreiset worden. Im Zeitraum eines Jahres kann diese Reise vollbracht werden, die in geradester Linie einen Weg von fünf- bis sechstausend Meilen betragen würde. Aber Meere, die den größten Theil der Erdfläche bedekken, und Gebirgsketten, deren stets beschneite Gipfel sich in den Wolken verlieren, zwingen den kühnen

Reisenden zu vielfältigen Umwegen. Eine Weltkugel, welche in so kurzer Zeit umreiset werden kann, scheint nicht gar groß zu sein. In der That ist sie es auch nicht, und der Stern, welchen wir im Weltall bewohnen, ist einer der kleinsten unter allen Himmelskörpern, die wir vom nächtlichen Himmel als ferne Gestirne auf uns niederschwimmen sehen.

Nur unsere Kleinheit, die der Maßstab von allem wird, was wir berühren, macht uns Alles groß und unermeßlich, während es im Vergleich mit dem grenzenlosen Weltall als ein geringes Sonnenstäubchen verschwindet. Nur durch unsere eigene Kleinheit erscheinen uns die Gebirge ungeheuer, welche von der Oberfläche der Erde in die Gewölke des Himmels hinaufragen; und doch ist weder ihre Höhe, noch die größte Tiefe des Weltmeers im Verhältniß des großen Erdballs wichtiger, als die Unebenheit, welche ein Sandkörnchen machen würde, das an einem glatten Apfel hangen blieb. Zwar hat man an vielen Orten die Tiefe des Weltmeers noch nicht mit fünfzehnhundert Fuß ersenken können; aber hätte es auch einen Abgrund, welcher der Tiefe der höchsten Gebirge gleich käme: so würde es auch in seinen tiefsten Räumen nur die Tiefe von einer deutschen Meile und darüber haben, weil auch die erhabensten Bergspitzen nicht viel höher, als, in senkrechter Richtung, eine Meile sind.

Dünken uns jene Felsengebirge schon so hoch, die im Vergleich zum Erdball nicht bedeutender als ein Sandkorn am Apfel sind; dünkt uns nun

schon der Erdball so groß, den man doch in zwölf Monden umschiffen kann, und der einer der kleinsten unter allen Sternen des Weltalls ist — o wie gering, wie klein müssen wir selbst sein! Wie Milben kriechen auf einem Blatte, so wir über die begrünte Erdrinde!

Und wie groß, o Du, den wir schwache Menschen Vater nennen dürfen, wie erhaben bist Du, o Schöpfer und Regent des Weltalls, allseligster Geist! Gott! vor dem dieser Erdball nur ein Stäubchen und die für uns unzählbare Reihe glänzender Welten, Sonnen und Erden im Himmelsraum nur der kleinste Theil Deines unendlichen Schöpfungsgefildes ist! — Ach, ich versinke schaudernd in das Nichts zurück, aus dem Du mich, Allgnädiger, hervorgerufen hast — mein Stolz verschwindet im Gefühle der Ohnmacht, wenn ich Dein gedenke.

Schwach, gebrechlich und weniger als ein unsichtbares Sonnenstäubchen ist mein Leib im Verhältniß zur Größe Deiner Welt — aber, o sei gepriesen, du Höchster, erhabener als die todte, gefühllose Welt ist mein Geist. Denn dieser Geist kann Dich, du Unendlicher, denken. Dieser Geist begegnet Deiner Herrlichkeit in den Zaubern des Frühlings; er bewundert Dich im Schmuck der Lilie, die Du kleidest, und im Glanze des hellgestirnten Himmels. Dieser Geist durchspäht forschend Dein Weltgebäude, und berechnet den Lauf der Sonnen und Erden im Himmelsraum. Dieser Geist kennt seine Weihe zur Unvergänglichkeit. Du gabst ihm die Macht des Gedankens und das Wunder der

Sprache, in die er seine Gedanken hüllt, und das Vermögen, zu Dir zu beten! Darum sollen wir unsere Kleinheit und Geringfügigkeit in der Körperwelt lebhaft erkennen, daß wir fühlen und uns überzeugen, nicht unser Leib und was ihn angeht, nicht das Irdische sei unsere Hauptbestimmung und unser wahres Wesen; sondern der Geist, welcher sich weit über die Erde erhebt, die übrigen Geschöpfe beherrscht, und unter dem heiligen, prachtvollen Schleier der Natur die verborgen wirkende Gottheit sucht.

Nicht der Erde gehören wir, sondern der Gottheit. Hienieden ist ausser unserm Geiste nichts Selbstdenkendes, sondern Alles irdisch und zur Erde und ihren Stoffen zurückkehrend, von wannen es kam. Die Erde ist die allgemeine Mutter alles dessen, was sie trägt; und Alles nimmt sie wieder auf, was sie geboren hat. Thiere und menschliche Gestalten erheben sich von ihr wie die Pflanzen, werden von ihr genährt, und sinken wieder verwesend nieder, und ihr verwehender Staub wird Nahrung und Hülle anderer Pflanzen und lebendiger Geschöpfe. Nur das Denkende, das Geistige gebiert die Erde nicht; nur unsere eigenmächtig und mannigfaltig wirkende Seele ist kein Kind der Erde, sondern eine unsichtbare, gewaltige Kraft, in deren Vorstellungen sich das große Weltall abspiegelt. Sie kann daher nicht zur Erde zurückkehren, sondern nur zurückgehen zum Urquell des Geisterthums, zum Vater der Vollkommenheit, zum Ewigen!

Fremd sind uns hier noch die Beschaffenheiten

anderer Welten; aber schon die Erde, dies Staubkorn im Weltgebäude, ist so reich an göttlichen Wundern, daß das längste Lebensalter eines Menschen nicht zureicht, sie alle zu erforschen, oder nur anzustaunen.

Nicht einmal alle Länder des Erdballs sind bisher in ihrem Innern hinlänglich bekannt. Selbst jener Welttheil, den schon Moses bewohnte, wo schon Kunst und Wissenschaft, Könige, Hofhaltungen, bürgerliche Gesetze waren, als Abraham noch mit seinen Heerden, ein Hirt, von Land zu Land umherschwärmte (selbst Afrika), ist in seinem Innern noch völlig unbekannt. Welche Naturwunder, welche unbekannte Thiere und Pflanzen mögen dort in nie gesehenen Weltgegenden leben, die vielleicht erst nach Jahrhunderten zur allgemeinen Kenntniß und Benutzung des Menschen kommen! Welche Schätze göttlicher Weisheit und Macht schlummern dort noch in unberührter Verborgenheit, die erst das Erstaunen einer spätern Nachwelt sein werden! Fast noch unbekannter sind das Innere und der Umfang jener Welttheile, die erst vor kurzen Zeiträumen entdeckt worden sind; manche Länder, welche von frühern Reisenden gesehen waren, sind seitdem wieder verloren gegangen.

Noch ist also das menschliche Geschlecht in der großen ersten Arbeit begriffen, deren ich eben gedachte, nämlich sich auszubreiten, und die ganze Oberfläche des Erdballs zu bevölkern und anzubauen; noch ist nicht die Hälfte alles festen Landes bewohnt und urbar, sondern Einöde, Wald und Sumpf,

wo nie ein menschlicher Athem wehte, und nur wilde Thiere seit Jahrtausenden nisten; noch ist die Erde erst sechs Jahrtausende von ihrem Ursprung entfernt, neu und gleichsam im Werden dessen begriffen, was sie werden kann, und wahrscheinlich nach den Beschlüssen der Vorsehung werden soll. Denn wer wird sich einbilden, der die Größe der Erde kennt, daß sie in Rücksicht ihrer Bewohnbarkeit und Bevölkerung schon gegenwärtig die letzte Vollkommenheit erreicht habe, wo das menschliche Geschlecht kaum die Hälfte des Landes kennt und eingenommen hat?

Weit entfernt, daß die Erde schon beginne zu veralten, bemerken wir auf derselben noch immer werdende neue Schöpfungen, oder kaum gewordene. So scheinen selbst die ganz neu entdeckten Welttheile viel jüngern Ursprungs aus dem Meere zu sein, als derjenige ist, welchen wir bewohnen. Dafür zeugen dem aufmerksamen Beobachter hundert Spuren. Ja, auch gegenwärtig dauert noch immer das göttliche Schöpfungswerk fort. Es werden neue Länder: es gehen neue Inseln aus dem Schoose des Meeres hervor, von denen unsere Vorfahren nie wußten.

Nicht, daß solche Länder sich mitten in den uferlosen Ozeanen plötzlich bilden, und mit Pflanzen, Bäumen und Thieren, wie durch einen Wink des Allmächtigen, im Augenblicke vollendet dastehen: sondern sie haben zu ihrem Ursprung ganz natürliche Ursachen, wie denn sich Alles allmälig aus den von Gott hingestellten Stoffen und nach den ewi-

gen Gesetzen entwickelt und bildet, die er der Körperwelt gegeben hat.

So steigen z. B. aus dem Abgrunde des Meeres neue Länder hervor, emporgehoben durch Ausbrüche unterirdischen Feuers und Erdbeben. Auch lassen uns ältere Länder und Inseln aus ihrer Zusammensetzung von höhligten Felsen, Schlacken, brennbaren Stoffen, feuerspeienden Bergen und warmen, siedenden Quellen vermuthen, daß sie ähnlichen Ursprungs waren.

Wieder andere Länder bilden sich oder sind erbaut worden durch das ewige Bewegen und durch die Strömungen des Meeres. Das Wasser schwemmte Sandhügel auf Sandhügel zusammen, mit Schlamm, Meergras und Austerschalen durchmengt, bis die Hügel über den Spiegel der Seefläche emportraten, an der Luft erhärteten, verwitterten, Pflanzen hervortrieben von aller Art, und für Menschen und Thiere bewohnbar wurden.

Noch wunderbarer ist der Ursprung solcher Inseln, die von kleinen Meergeschöpfen mit ausserordentlicher Kunst und in ungemein großer Ausdehnung vom tiefen Grunde des Meeres auf emporgebaut werden, wie eine ungeheure, über die Wasserfläche hervorragende Säule, auf deren obersten Theilen sich Pflanzen und Thiere ansetzen, und Menschen ihre Wohnungen, Dörfer und Flecken gründen.

Es wohnen nämlich auf dem Boden des Meeres zahllose Gewürme, die sich mit einem kalkartigen Gehäuse umgeben, welche wir unter dem Na-

men der Korallen kennen. Wie die Zweige oder Wurzeln eines Baumes, setzen sich hier die Aeste der Korallen an einander, und verschränken und verwickeln sich, und nehmen nach vielerlei Richtungen ihre Ausdehnung. Oft erstrecken sich solche Korallenriffe hart unter der Oberfläche des Meeres durch viele Meilen weite Gegenden, und verursachen den Untergang von Schiffen, welche deren Dasein nicht mit Vorsicht bemerken. Immer neugeborene Korallenthiere setzen ihre neuen steinernen und harten Gehäuse auf die Wohnungen und Gräber ihrer Voraltern, die vor mehr als einem Jahrtausend den ersten Grund dazu in den Tiefen des Meeres machten. Endlich steigt der große Korallenfels über das Wasser hinaus bei der Fortsetzung des Baues, und bildet weitläufige Inseln, deren Klippen der Sturm mit Staub anfüllt, und die Zeit mit verwitterten Theilen ebnet. Orkane oder Vögel schleppen aus entfernten Gegenden den leichten Samen der Pflanzen herbei, der nun gedeiht, und Kräuter hervorbringt, welche sich in dem geringen Erdreich und aus den Bestandtheilen der Luft nähren. Jahrhunderte vergehen, Pflanzen steigen aus dem Staube der Pflanzen auf, und vermehren die fruchtbare Erde des Korallenfelsens, die nun bald Vögeln und hieher gewehten Würmern, bald von benachbarten Küsten hieher verschlagenen Thieren und Menschen zum Aufenthalt dient.

Solcher von kleinen Würmern aufgebauten Inseln findet man im Meere viele, die jetzt bewohnt

sind, und ganzen Völkerschaften zum Vaterlande dienen. So dauern die Schöpfungen der von Gott beherrschten Natur noch immer fort, und der Mensch genießt derselben — ach, oft in seiner Rohheit kaum ahnend, welche Wunder er mit Füßen betritt.

Aber warum gedenke ich der Wunder weit entfernter Weltgegenden? Bist Du, Unendlich-Herrlicher, minder groß in den Schöpfungen, die mich umgeben? Habe ich Deine weisen Zwecke schon in allen denjenigen Gegenständen erforscht, die unmittelbar vor meinen Augen daliegen? Kann ich es begreifen, wie die einfachste Blume sich aus ihrer Knospe entfaltet und mit Farben reift, welche die Kunst keines Sterblichen nachzubilden vermag? Kann ich es begreifen, wie, obschon unbelehrt, doch jedes Thier, auch das kleinste Gewürm immer an den schicklichsten Stellen seine Höhle, sein Nest anlegt, seiner Jungen pflegt, und unter Millionen Pflanzen diejenigen auswählt, welche seiner Bestimmung und Nahrung am gemäßesten sind?

Ach, die Geschichte des allerkleinsten Wurmes ist dem Weisen, dem Christen, dem Verehrer Gottes, ein wundervoller Spiegel göttlicher Macht und unbegreiflicher Weisheit!

So weit nur Deine Sonnen glänzen,
Reicht Deine Huld, die uns erhält;
Reicht über unsers Himmels Grenzen,
O Vater, bis zur fernsten Welt.
Und Deine Gnad' und auch ihr Reich
Steht ewigen Gebirgen gleich.

Dir, Gott, ist kein Geschöpf verborgen,
Nicht eins, vom Menschen bis zum Thier.
Du würdigst alle Deiner Sorgen;
Sie danken Lust und Leben Dir.
Es mag gering und niedrig sein:
Dir, Gott, ist nichts zu groß und klein!

XVIII.

Das Wasser.

Ap. Gesch. 14, 17.

Betet an, laßt uns lobsingen,
Opfer unserm Schöpfer bringen,
Der da thront in Glanz und Macht!
Er gebot allmächtig: Werde!
Himmel standen nun und Erde,
Seine Güte preisend, da.
Der Allmacht erster Sohn,
Der Engel, jauchzte schon
Preis dem Schöpfer.

Oben wölbt er seinen Himmel,
Wundervoll schwebt unter'm Himmel
Jede Wolk' ein hängend Meer.
Und auf sein allmächtig Wehen
Deckt das Wasser alle Höhen;
Und er winkt —
Die Fluth versinkt;
Ein siebenfarb'ger Himmelsbogen
Als Siegeszeichen, prangt daher,
Gebannt in Ufern steht das Meer,
Und droht umsonst mit seinen Wogen.

Unvergänglichkeit heißt der Stempel, welchen der Schöpfer Allem aufdrückte, was er geschaffen hat. Selbst das Irdische dauert unvergänglich fort. Es mag hundertmal seine Formen abändern: der erste Stoff bleibt immerdar, er erscheine uns nun in Luft aufgelöset; oder als Stein, der zur Erde verwittert; oder als Erde, die in Pflanzen übergeht; oder als Pflanze, welche die Nahrung lebendiger Geschöpfe wird; oder als lebendiges Geschöpf, welches stündlich durch Ausdünstung einen Theil seines Körpers an die Luft wieder zurück gibt, oder im Tode durch seinen Staub die fruchtbare Erde vermehrt.

Nichts Erschaffenes kann ganz vergehen. Nichts kann sich ganz aus dem unendlichen Weltreich Gottes verlieren. Vergehen und Sterben heißt nur Gestalten und äussere Verbiadungen abändern und mit andern wechseln. Willst du diesen Tausch der Formen nicht Tod heißen: so ist im Weltall kein Tod.

Dies lehrt mich die Betrachtung der Natur an jedem Tage. Ich sehe in ihr nur einen beständigen Umtausch der Gestalten, eine beständige Auflösung und Verjüngung. Im Herbste sanken tausend und tausend Wesen in den Staub; der Frühling ist begonnen, und tausendmal tausend neue Wesen steigen blühend wieder in's Leben auf. Die junge Pflanze, welche aus dem kleinen Samenkorn hervorkeimt und grünt und blüht, hat ihren Schmuck, ihre Hülle nur von dem Staub ihrer

verweseten Mutter geborgt. Und ist es ein Anderes mit dem Leichnam der Menschen?

Die Natur ist unaufhörlich in gährender Thätigkeit. Ohne Ruhe bewegt sich alles nach Gottes ewigen Gesetzen. Wir schlafen, aber während unsers Schlummers ziehen die Gestirne über uns hin, wandelt die Jahreszeit, arbeiten die Pflanzen, rauschen die Quellen, ziehen die Wolken, sinkt der Thau, strömen die Winde. Wir schlafen, aber ohne Bewußtsein bleibt unser Athem thätig, rollt das Blut in den Adern fort, und jede Fiber, jede Muskel in uns ist voll handelnden Lebens. Wir schlafen, aber Gott wacht, und die Ordnung der Dinge geht ihren Gang. Ein augenblickliches Stocken der Millionen Getriebe und des unsichtbaren Räderwerks in der Weltenuhr wäre Weltenzerstörung.

Nie bin ich geneigter, die Größe und Macht der göttlichen Weltregierung zu beobachten und zu bewundern, als wenn ich mir selbst überlassen auf einsamen Lustgängen wandle, und hier das rastlose Blühen, Leben und Sterben von lebendigen Geschöpfen und Pflanzen um mich her wahrnehme, auf die kein Sterblicher schaut, und die Gott erhält. Nie wird mir das Bild der stillen Unvergänglichkeit heller, als wenn ich am Ufer eines Baches durch die schöne, blumengeschmückte Einöde hinwandle, und unaufhörlich Welle an Welle an meinem Fuß vorüberrauscht. Die Wellen rinnen dahin; sie flossen seit Jahrtausenden; sie werden Jahrtausende fliessen, und nie enden. Sie

eilen zum Weltmeer, aber das Weltmeer erzeugt und nährt auch die Quellen der Bäche wieder.

So halten die Gewässer des Erdballs ihren ewigen, nie unterbrochenen Kreislauf. Sie sind in dem Weltkörper gleichsam das Blut desselben, welches durch verborgene und wunderbar verschlungene Adern seinen Umlauf hält, die Quellen versieht und den Himmel mit Wolken bedeckt.

Es steigt ringsum von der Oberfläche der Erde in Dampfgestalt verwandeltes Wasser alltäglich und allnächtlich zum Himmel. Nebel nennen wir die sichtbaren Ausdünstungen, wenn sie uns nahe, Wolken, wenn sie hoch über unsern Häuptern schweben. Sie bilden den wohlthätigen Regen, welcher den lechzenden Erdboden erfrischt, und die Pflanzen erquickt, wenn sie in des Sommers Hitze zu verschmachten drohen. Oft ist unser Himmel heiter und die Erde ausgetrocknet; die Blumen welken, Gras und Kräuter hängen schlaff nieder und drohen zu verdorren; selbst die Thiere des Feldes schmachten vor Durst. Woher ein Regen, der Alles überströme, da der Himmel wolkenlos, der entkräftete Erdboden fast ohne Ausdünstung und die Luft glühend ist?

Sturmwinde, die Diener Gottes, führen aus tausend Meilen weiten Fernen plötzlich Gewölke herbei. Nebel, die in den entlegensten Welttheilen aufsteigen, beschatten nun als Wolken unsere heimathliche Flur, und Dünste, die in unbekannten Wildnissen sich bilden mußten, fallen jetzt in fruchtbaren, erquickenden Tropfem auf unser vaterlän-

disches Feld. Wie muthig erheben die getränkten Kräuter und Blumen nach dem warmen Regenschauer ihre Gestalt; wie grün strahlen die Wiesen, wie frisch die benetzten Wälder; wie balsamische Wohlgerüche durchfliessen die abgekühlte Luft!

Den reichsten Wasserschatz auf dem festen Lande sammeln aber durch Gottes weise Veranstaltung die Gipfel der Hochgebirge. Sie sind gleichsam die Vorrathskammern von diesem Theil des Schöpfersegens, der von da uns jederzeit, doch sparsam und zur Nothdurft, zufließt. Denn ausser jenen tiefen Quellen, welche Absonderungen des Meeres sind, die sich in verborgenen unterirdischen Klüften verloren, und durch ihren eigenen Druck zwischen den Spalten der Felsen bis zur Spitze der Berge hervorgetrieben wurden; ausser den nie ganz schmelzenden ungeheuern Schnee- und Eislasten, die der Rücken der Berge trägt, und von woher beständig Wasser abfließt, ziehen auch die Wälder der hohen Berge gern die Nebel an, welche sich dort in Tropfen niederschlagen und so durch ihre Feuchtigkeit die Quellen mit Wasser vermehren.

Daher sind die meisten und höchsten Gebirge der Welt alle quellenreich. Kleine Bächlein tröpfeln unaufhörlich vom Nebel und Schnee an den Felsen nieder, und werden zum geringen Bach, den, wie er abwärts fließt, links und rechts neue Quellen mit ihren Beiträgen vergrößern. So kommt er als Waldstrom aus dem Hochgebirg, und sammelt andere ihm zueilende Bäche, und breitet sich aus, und wird zum majestätischen, dahinrauschenden

Fluß. Er scheidet Länder von Ländern, Völker von Völkern, nimmt alle ihre Bäche und Flüsse auf, und stürzt seinen Wasserreichthum, nach vollbrachtem Lauf, ins Meer.

Das Meer bedeckt die niedrigsten Gegenden des Erdbodens. Daher senken sich alle Flüsse, Ströme und Bäche dahin, und wo unterwegs eine größere Tiefe ihren Lauf hemmt, bildet sich ein weiter See.

So wird das Meer, diese Mutter aller Gewässer, wieder dankbar von ihren Kindern ernährt. Wahrscheinlich ist unser ganzer Weltkörper anfänglich, und Jahrtausende lang, überall vom Meer bedeckt gewesen. Dies war der große Augenblick, von dem die heilige Schrift sagt: Und die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf den Wasser. (1 B. Mos. 1, 2.)

Noch bezeugen uns dies die Ueberreste des Weltmeers auf den Gipfeln der höchsten Gebirge. Nur erst langsam stiegen diese aus den Wellen hervor, je nachdem die Gewässer sich im Innern des großen Erdballs versenkten, oder durch unterirdische Feuer der Rücken großer Länder über die Oberfläche des Wassers hervorgedrängt wurde. Das war, wo Gott sprach: Es werde eine Feste zwischen den Wassern. (1 B. Mos. 1, 6.)

Aber auch bis auf den heutigen Tag bedeckt immer noch das Meer den größten Theil des Erdballs, also, daß die bewohnten Welttheile nur als größere oder kleinere Stücke abgetrockneten Lan-

des, als einzelne Inseln, daraus hervorragen, und der Erdball noch immer gleichsam ein ungeheurer Wasserball zu sein scheint. Denn das gesammte trockene Land beträgt gegenwärtig noch kaum einen Flächenraum von dritthalb Millionen Meilen ins Gevierte, während ringsumher der Ozean beinahe sieben Millionen Meilen einnimmt!

Allein diese ausserordentlich große Wassermasse scheint nothwendig, theils um die Quellen der festen Länder und deren Flüsse reichlich zu nähren, theils um die Luft zu verbessern für die Gesundheit und Gedeihen aller lebenden Geschöpfe. Denn unaufhörlich steigen Millionen kleiner Wassertheile als Dünste in die Höhe — gleichsam ein Regen des Weltmeers gegen den Himmel, der ihn als Landregen wieder auf unsere Felder niedergießt; unaufhörlich verschlingt das Wasser die in der Luft befindlichen giftigen Dämpfe, welche Menschen, Thieren und Pflanzen verderblich sein würden.

O erstaunenswürdige Regsamkeit in der Natur, o unergründliche Weisheit der Schöpfung! Wie achtungslos wandle ich oft unter allen Wundern des allmächtigen Gottes dahin! Der Tropfen, welcher vom Himmel herabfällt, die Blumen zu laben, oder das unbemerkte Moos am Felsstein zu erfrischen, ist ein Theil des Weltmeers, herbeigeführt auf des Sturmes Fittig, und verwandelt durch geheime Kräfte in den Höhen des Himmels, wohin die Macht keines Sterblichen reicht. Erde und Himmel sind in ewiger Wechselwirkung mit einander; — hier ist keine todte Natur! Auch der

Erdball, den ich jetzt bewohne, hat sein besonderes Leben, sein Aus- und Einathmen — Alles ist Leben in Gott!

Ob das Weltmeer noch immer abnehme und das Land sich erweitere, ist seit Jahrtausenden noch nicht mit Sicherheit bemerkt worden. In der Tiefe desselben ruht noch eine für uns größtentheils unbekannte Welt; denn nur an wenigen Stellen ist der Boden des Ozeans untersucht worden. Dort im Abgrunde, wie auf der Oberfläche des Landes, findet man Unebenheiten, Hügel, Thäler, Höhlen und Klüfte, Quellen, Ströme, Felsen, Pflanzen und ganze Wälder von Korallen. Was wir festes Land, was wir Inseln nennen, sind nur hohe Gebirge, die vom Boden des Meeres hervorgehen, und deren über die Wellen erhabene Spitzen und Rücken wir bewohnen und mit unsern Städten und Dörfern überbauen.

Auch die Abgründe sind bewohnt. Noch kennen wir bei weitem nicht alle Geschöpfe, welche in Flüssen, Seen und besonders im Alles umfassenden Weltmeere leben. Ihre Geschlechter und Arten sind nicht zu zählen; ihre Vermehrung übersteigt allen Glauben. Die Fische vermehren sich schon, ehe sie nur den vierten, ja oft ehe sie kaum den achten Theil ihrer Größe erlangt haben. Manche tragen und legen zugleich über neun Millionen ihrer Eier; und viele, so weit man bisher Erfahrungen anstellen konnte, leben oft anderthalbhundert Jahre lang.

Vieles berichtet der Mund der Reisenden von

den Wundern des Meeres — aber es gehört ein Menschenalter dazu, sie alle aufzuzählen, so viel wir von ihnen wissen; von den mannigfaltigen Gestalten der Wassergeschöpfe aller Gattung, ihrer Lebensart, ihren Eigenschaften, ihren geheimen schaarenweisen Wanderzügen, ihrem Nutzen und der Art, wie man sich ihrer bemächtigt.

Wie die Flüsse des Landes, sind auch die Wellen des Meeres immer in Bewegung. Ein langer Stillstand würde die Luft mit ungesunden Dünsten füllen, und alles Leben auf dem Erdball verpesten. Aber das Wasser der See widersteht schon durch seine eigene Natur jeder Fäulniß; denn es ist so sehr gesalzen, daß es in heißen Ländern sein Salz an den Ufern abwirft, wo es von der Sonne gebleicht wird, den Menschen zur Nahrung. — Woher diese Salzung des ganzen unermeßlichen Ozeans? Auch hier ist ein Geheimniß der Natur, ein Wunderwerk des Schöpfers! Und auffallender spricht uns die Weisheit desselben an, wenn wir vernehmen, daß nur da die Fluthen am salzreichsten sind, wo sie unter heißen Himmelsstrichen zur Fäulniß am leichtesten geneigt werden könnten. In kalten Weltgegenden, in der Nähe des großen noch nie durchbrochenen Eismeeres, ist das Meerwasser noch fast süß.

Aber zur beständigen Erschütterung und Aufwühlung der großen Wassermasse, die den Erdball umgibt, wirkt noch ein anderer und mächtiger Umstand. Dies ist der Mond. Dieser Himmelskörper

war nicht nur vom Schöpfer hingeordnet, durch das Zurückwerfen der von ihm aufgefangenen Sonnenstrahlen unsere Nächte zu erleuchten, sondern er ward auch durch die höchste Weisheit zur Bewegung der Meere bestimmt. Wie der Mond im regelmäßigen Lauf unsere Erde zwölfmal umschwebt, äussert er seine anziehende Kraft gegen dieselbe. Er zieht die Wassermasse des Meeres empor, über welcher er steht; indem sich ein breiter Wasserberg erhebt, stürzen ihm die Wellen aus entferntern Gegenden nach. Dort, wo das Abnehmen des Wassers bemerkt wird, heißt es Ebbe; hier, wo das Anschwellen des Meeres Statt findet, heißt es Fluth. Aber der Mond rückt fort, und die Fluth des Meeres wandelt mit ihm. Die dadurch hervorgebrachte Bewegung reicht bis in den tiefsten Abgrund des Ozeans; das Oberste wird durch solche Erschütterungen mit dem Untersten vermischt; die Wärme der höhern Wellen mit der Kälte der tiefsten gemäßigt; das Verderbniß des Wassers verhindert; Gesundheit und Lebenskräfte der Bewohner der gesalzenen Fluthen bewahrt, und der Schiffer, welcher fernen Ländern die Geschenke seines Vaterlandes bringt, über Sandbänke und Untiefen glücklich hinweggetragen.

So greift in der Ordnung des großen Weltgebäudes Alles wundervoll nach den weisesten Zwekken in einander. Nichts ist da vergebens. Das Niedrigste dient dem Höchsten, das Größte dem Kleinsten. O, wer nur auch einen flüchtigen Blick in den prachtvollen Tempel des Schöpfers, in das

erhabene Ganze der Natur warf, wer kann da bei solchem Reichthum zusammengeordneter Wesen, bei solcher ewig thätigen Wechselwirkung aller erschaffenen Dinge, bei so hoher Zweckmäßigkeit des Einzelnen und der Gesammtheit, sprechen: Sehet da ein Werk des blinden Zufalls! Es ist kein Gott!

Und von Allem kennen wir nur noch das Wenigste. Noch sind Millionen Dinge unsern Erfahrungen fremd geblieben, und von Millionen Dingen, die wir kennen, sind uns noch ihre Bestimmungen und Zwecke fremd. Sie alle zu durchschauen, dazu bedarf es mehr als menschlicher Weisheit — man muß ein Gott sein.

Oft sieht man das Meer sich mit dem Himmel seltsam vermählen, ohne daß man begreift, durch welche Kraft oder zu welchen Zwecken. Die Wolken neigen sich zum Himmel nieder, und das Wasser steigt gleich kristallenen Säulen wirbelnd von der Meeresfläche in die Wolken auf. Solche furchtbar-schöne Erscheinungen begegnen nicht selten den Seefahrern in den heißen Weltgegenden.

Eine schwarze, zuweilen wetterleuchtende Wolke neigt sich bei windstillem Wetter vom Himmel herab gegen das Meer. Eine Stelle des Meeres unter der Wolke erbrauset, sprudelt und erhebt sich kochend anderthalb Schuh über den Wasserspiegel. Die milchweiße Farbe unterscheidet die Stelle weit umher vom andern Wasser; noch mehr ein dicker darüber schwebender grauer Rauch. Plötzlich erhebt sich dieser in Gestalt einer durchsichtigen, gläsernen Säule himmelwärts. Eine ähnliche Säule

sinkt aus der Wolke und schmilzt mit ihr in Eins zusammen. Schnell sich nun selbst drehend, wandelt die Wassersäule über das Meer hin, dem Zuge der Wolke nach, zuweilen von Blitzesfunken umleuchtet, und von seltsamem Getöse begleitet. Wehe dem Schiff, welches sie in ihrem Laufe berührt — es wird zerschmettert. Unschädlich löset sie sich nach kurzer Dauer von selber auf.

Diese und ähnliche Erscheinungen setzen das Gemüth des Sterblichen in ein gerechtes Staunen. Unfähig, ihren Ursprung zu erforschen, oder ihren Zweck zu erblicken, fühlt er, daß Gottes Hand noch in den Schoos der Natur viele Geheimnisse niedergelegt habe, die uns fortwährend an das Stückwerk unsers geringen Wissens mahnen müssen. Umsonst ist der Stolz derer, die sich mit ihrem Wissen brüsten — auf jedem Schritt, welchen sie in das Allerheiligste der Schöpfung wagen, begegnen sie neuen und unerklärlichen Räthseln.

O Gott, o Licht des Weltalls, ewige Weisheit, was ist vor Dir alle Weisheit der Menschen? Wer darf sich rühmen, Deine Absichten zu kennen, Deine Entwürfe auch nur zu ahnen? Du stehst in Deinen Glanz verhüllt vor den Augen unsers Geistes, die immer dunkler sehen, je länger sie in das Lichtmeer Deiner Weisheit blicken. Wie verächtlich klein, wie unwerth steht der Frevler da, welcher in seinem verwegenen Dünkel Dich zu tadeln, oder wohl gar hinwegzuläugnen wagt! — Hinwegzuläugnen? O Wahnsinn, den nur die Furcht vor Deiner Größe und Majestät, nur die

Verzweiflung und die Begier, sich angstlos in Lastern wälzen zu können, erzeugen mag.

Hinweg den Blick von diesen Ungeheuern, die Gottes vergessen möchten, um nicht die heilige Verpflichtung zu fühlen, einem liebenden Schöpfer dankbar für die zahllosen Wohlthaten und Wunder zu sein, mit denen er umringt ist! Hinweg den Blick von diesen Entarteten, welche darum sich scheuen, in das Gebiet des Göttlichen, in die geistige Welt und zu ihrer erhabenen Bestimmung hinaufzuschauen, weil sie ungestört nur Thiere sein, nur ihren geheimen Wollüsten fröhnen, nur ihrem Leibe gütlich thun möchten!

Aber ach, bin ich, der voll lebhaften Unwillens den Undankbaren verabscheut, bin ich oft nicht so undankbar, wie er? Wie oft empfinde ich die Huld des Allgütigen, ohne mein Gemüth dadurch bewegen zu lassen! Wie oft empfange ich aus seiner Vaterhand das Almosen, welches mich beglückt, und sündige durch Mißbrauch desselben gegen ihn im gleichen Augenblick!

Alle Elemente rufen mir den Namen Gottes zu; alle Elemente vereinigen sich zu meinem Wohlsein, zu meinem Gedeihen — wie selten erkenne ichs! — Warum nenne ich die Wunder der Meere, die den Bewohnern ferner Weltgegenden glänzen? Sollte ich nicht dankbar diejenigen zuerst preisen, die mich umschweben? Ist nicht die kleine Quelle, welche zwischen ihren Blumenufern daherfließt, die Wurzeln von Millionen Pflanzen tränkt, die Heerden mit ihrem wohlthätigen Naß erquickt, als

Heilbad die Glieder der Menschen stärkt, so reich an Wundern, als das Meer, das den Erdball umarmt?

Siehe, diese Quellen, die du gering zu achten scheinest, entstammen dem Ozean ebenfalls, welchen du bewunderst. Aber sie haben ihre Wellen geläutert. Sie zogen durch das nie erforschte Eingeweide der Erdkugel. Sie steigen hervor und verkünden dir Gottes Schöpfungen im Innern des Weltalls, dessen Oberfläche du berührst.

Jene heiße Quelle lehrt dich, daß sie ihre Fluthen durch verborgene unterirdische Feuer erhitzen ließ. Noch bringt sie Theile dieses Feuers an das Tageslicht. Vielleicht ist unter deinen Füßen ein ungeheurer Brand im Innern der Erde verborgen, von dem der Boden benachbarter Länder erbebt. Du schwebst über glühenden Abgründen, ohne es zu wissen. Ganze Länder und Völker schweben über diesen brenenden Höhlen der Tiefe. Aber Gott hat die Felsen fest über sie hingewölbt, und schützt uns mit liebender, allmächtiger Hand.

Und jene gesalzenen Quellen, die dir zu deinen Speisen eins der edelsten und unentbehrlichsten Gewürze aus dem Schoose des Erdballs hervorführen: verkünden sie dir nicht die unermeßlichen Vorräthe, welche der ewige Vater in jenen unereichbaren Tiefen zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts anlegte? Nicht Feuerflammen, nicht Sturmwinde, auch geringe Quellen sind die Diener seiner Macht und Weisheit. Sie führen alljährlich von den wohlverwahrten Schätzen der Unterwelt

so viel empor, als zur Lebensnothdurft und Nahrung erforderlich ist.

Wunderbare, weise Haushaltung Gottes! himmlische Fürsorge! Wie könnte ich alle deine herrlichen Einrichtungen zur irdischen Wohlfahrt des Menschen nennen! Ich Kurzsichtiger, wie könnte ich sie alle erkennen! — Die Welt ist zu groß, zu reich an Kleinodien der göttlichen Macht und Güte, und das Leben des Menschen ist so kurz! Nicht zu kurz, um unsern höhern Beruf einzusehen, aber nicht lang genug, auch nur den tausendsten Theil des Reichthums zu überschauen, welchen der erhabene Schöpfer vor uns ausgebreitet hat.

Dieses Alles gibt mir Ahnung und Hoffnung auf einen künftigen bleibendern, vollendetern Zustand. Hier, o Jehova, Allerhöchster, soll ich nur den ersten Gedanken an Dich denken; hier nur erst zum Anblick Deiner namenlosen Größe vorbereitet werden — dort werde ich erst zur Vollkommenheit reifen, zum Erkennen, zum Anschauen Deiner Majestät gelangen.

Gott des Lebens, Gott der Allseligkeit, wer im Augenblick jener irdischen Auflösung, jener höhern geistigen Verwandlung, die wir Tod heißen, Dich ganz in der Größe Deiner Macht, Deiner weisheitvollen Güte denkt — dem wird der wichtige Augenblick ein Augenblick des höchsten Entzückens!

XIX.

Das Feuer.

Psalm 97, 1 — 6.

Wo tönt der Psalm, der Dich erreicht,
Dich, Herr, und Deine Stärke;
Die Macht, der ausser Dir nichts gleicht,
Die Größe Deiner Werke?
Wo tönt der festliche Gesang?
Laß mich den Jubel hören!
Laß meines schwachen Liedes Dank
Mit ihm vereint Dich ehren!
Dein Lob hier wiederhallen!

Ich kann, mein Gott, wie groß Du bist,
Errathen mehr als wissen.
Was ist der Erde Kreis? — Er ist
Ein Schemel Deinen Füßen.
Was ist der Sonne ew'ger Glanz,
Der uns're Welt erquicket? —
Was ist des Blitzes Feuertanz,
Der durch die Himmel zücket?
Nur Schatten Deines Lichtes.

Und wenn ich alle Tage von der Frühe des Morgens bis zur feierlichen Stunde der Mitternacht, Gott, wunderbarer Schöpfer, Deine zahllosen Werke betrachten könnte: nie würde ich damit meine Wißbegierde ganz stillen; nie würde ich in

der Unendlichkeit Deiner Schöpfungen enden, nie die erhabene Mannigfaltigkeit und Pracht derselben weder genug beschreiben oder bewundern können.

Wenn der Blindgeborne in lebenslänglicher Finsterniß dahin tappte, und das Entzücken der Sehenden nie verstand; wenn er, der nie das Lächeln der Zärtlichkeit in den sanften Zügen seiner Mutter, nie den mitleidigen Schmerz des guten Vaters sah, von allen seinen Geliebten nur ganz dunkele Bilder in der Seele trug; wenn er von der gesammten Pracht und Zierde des blumenreichen Frühlings und Sommers nichts empfand, als nur eine wohlthätigere Wärme, und den süßen Duft der für ihn in ewiger Nacht verborgenen Blüthen — wie beklagenswürdig war er! Für ihn war die Hälfte der Welt verloren. Für ihn sind alle sehende Menschen höhere, von Gott beglücktere Wesen!

Aber wenn ihm plötzlich an einem der schönen Frühlingstage die Bande der Finsterniß von den Augen fielen, und mit dem erneuerten Lichte seinen Augen gleichsam eine neue Pforte des göttlichen Weltalls aufgeschlossen würde — welch ein freudiges Entsetzen müßte ihn durchschaudern! Sein erster Blick in die mit allem Zauber des Schönen ausgestattete Natur wäre gleich dem ersten Erwachen Adams im Paradiese. Er würde beben, taumeln, den Himmel und die Erde fassen, das All umarmen wollen — er würde wähnen, in einem Meere von fremden Erscheinungen zu schwimmen, und von der Herrlichkeit des Allerhöchsten vernichtet werden zu müssen. — Die goldenen Strahlen der Sonne

ziessen über die schwarzen Streifen der Wälder und über das erquickende Grün der Auen hinab; die fernen Berge scheinen sanfte Wolken, die Gewölke schwebendes Gebirge zu sein; der Regenbogen in blendenden Farbenreihen wölbt sich vom blauen Himmel zur bunten Erde nieder, wie die ungeheuere Pforte zu einer zweiten Welt; Millionen Blumen prangen wehend um seine Füße; Schmetterlinge umgaukeln ihn, wie vielfarbige Blumen, und in den Lüften tönen Melodien von sanft dahin schwebenden Punkten, — es sind Lerchen; und höher schweben die einsamen Adler.

Welche Gefühle müssen den Blindgebornen durchbeben, dem plötzlich das Licht verliehen wird! Und wir, — o wir Sehendgebornen, warum gehen wir kalt und gefühllos an der Herrlichkeit Gottes vorüber, wie Blinde!

Wir sagen: Aber dies ist eine Wirkung der Gewohnheit. Allerdings kann die Gewohnheit Vieles dazu beitragen, daß wir gegen die uns umringende Schönheit der Natur gelassener werden. Ein anhaltendes Entzücken ist ungedenkbar, und wer es bei jeder Gelegenheit äussern wollte, würde zuletzt in heuchelnde Empfindelei verirren. Allein ein Anderes, als diese natürliche Gemüthsruhe, mit welcher sich sehr wohl Empfänglichkeit für die Güte Gottes in jedem Augenblick unsers Lebens verträgt, ist völlige Abgestumpftheit und rohe Unempfindlichkeit, welche nirgends mehr Wunder sieht, und doch immer nach Wundern von Gott verlangt. Diese ist nicht eine Folge von Gewohnheiten, son-

dern eines ungeübten Verstandes, der noch nie über das nachgedacht hat, was ihn zunächst umgibt; oder eines durch Leichtsinn und Fehler anderer Art verbildeten Herzens, das für die Erhabenheit, Ruhe und Schönheit der großen, geheimnißreichen Natur keinen Sinn hat, weil es nur für Schwelgereien menschlicher Kunst, für selbsterdachten Sinnenkitzel, für ehrgeiziges Streben, oder für die Lust, Vermögen und Geldreichthum zu vermehren, allein brennt.

Denke dich, wenn du einsam durch die blühenden Fluren wandelst, um dich nach den Geschäften des Tages zu erholen, denke dich eine Zeit lang in die Lage des Blindgebornen; nimm eine Zeit lang seine schwarze Nacht in deine Augen, und bilde dir ein, du habest Gottes Welt noch nie gesehen. Dann öffne deine Blicke plötzlich, und empfinde bei dem Glanze von Millionen Gegenständen, der in deine Seele dringt, das Glück, das dir Gottes Güte gewährte. Das bunte Reich der Farben, welches vom blauen Himmel bis zur grünen Wiese vor dir schwebt, wird dich vielleicht zum erstenmal überraschen und rühren.

Was sind diese Farben, welche dein Auge erfreuen, und die du Keinem beschreiben kannst, der sie nie selbst gesehen? Du fragst vergebens. Der Weiseste der Sterblichen, der tiefste Forscher der Natur kann dir dies Geheimniß Gottes nicht enträthseln. Was sind diese Farben? Mehr wissen wir nicht von ihnen, als daß sie Wirkungen des Lichts sind. Denn ohne Licht ist Alles dunkel. Wie kann

aber das Licht solche Wunder thun, bald indem es auf die Gegenstände unsers Zimmers, bald auf die Fluren, Hügel, Baume und Gewässer der Landschaft, bald auf die Luft fällt, wo es im Regendunst den glänzenden Himmelsbogen malt? Siehe, so unwissend ist der Mensch, daß er selbst die Wunder nicht begreift, die ihm so nahe und alltäglich vorliegen! So beschränkt ist der Geist der Sterblichen, daß er selbst das nicht erklären kann, was er in jedem Augenblick sieht.

Das Licht, welches die Farben erzeugt, ist ein neues Räthsel. Wir ergründen es nicht, wodurch es entsteht, und wie es wirkt. Aber wir wissen, daß es eine der edelsten Gaben Gottes, des großen, des von Menschen so oft verkannten Gebers alles Guten und Vollkommenen sei. Ohne Licht wäre die Welt ein unendliches Grab; nichts würde in ihr leben können. Ohne Licht würde keine Pflanze keimen, wachsen und gedeihen. Senket das Samenkorn in den Erdboden, an dem Orte, wohin nie ein Strahl des Lichts dringen mag: und wenn ihr es durch Wärme zum Keimen bewegt: es wird welken, wie es aus dem Boden hervorgeht. Betrachtet die Blumen und Pflanzen, mit welchen ihr eure winterlichen Zimmer schmücket: sie werden sich hinwegwenden von der Wärme, und den kalten Fenstern zu, um mit ihren Blättern das Licht des Tages einzusaugen. Durchwandelt den stillen Wald, und ihr werdet mit Erstaunen sehen, wie alle Gesträuche und Bäume eins ums andere die Wipfel dem Tageslicht sehnsuchtvoll entgegenstrecken, und

wie der Strauch und Baum trauernd verdorrt, welcher von andern überschattet, des freien, vollen Lichtes sich nicht erfreuen kann. — Selbst thierischen und menschlichen Körpern ist das Sonnenlicht ein wohlthätiger Reiz auf alle Nerven.

Wer immerdar im Schatten eines Zimmers eingekerkert wohnt, bleicht hin, wie eine welkende Pflanze.

So wandeln wir also beständig in der Fülle göttlicher Wohlthaten einher, und wissen es kaum. So macht uns jeder Sonnenstrahl zum Schuldner des höchsten Wesens, und wir denken nicht an das, was wir empfingen. So fragen wir oft bei uns selbst: Gott offenbarte sich ehemals den Menschen durch Zeichen und Wunder; Blindgeborne am Geiste, ihr ahnet das Dasein derselben nicht.

Was ist denn der Strahl des Lichts, das auf die belebte und unbelebte Welt so wunderbar wirkt? Der größte Reichthum des Lichts wird uns durch die Sonne. Der Flug des Sonnenstrahls durch das uferlose Weltall ist von so unbegreiflicher Geschwindigkeit, daß die kühnste Einbildungskraft davor bebt. So schnell du deine Augen schliessen und wieder öffnen kannst, eben so schnell durchschwebt der Lichtstrahl der Sonne einen Luftraum von mehr denn fünfzigtausend Meilen Weges!

Woher diese Menge nie geringer werdenden Lichts? Man sagt: vom Feuer! — Und was ist das Feuer? An sich selbst wieder eine wunderbare Wirkung verborgener Kräfte. So quillt also ein

Wunder aus dem andern, ein Segen aus dem andern.

Das Feuer ist einer der allgemeinsten und wichtigsten Bestandtheile des ganzen Weltalls. Es ist in allen Körpern enthalten, wenn gleich nicht sichtbar, sondern gebunden. Erst wenn die Kraft des in Körpern enthaltenen Feuers durch Zutritt andern Reizes entbunden wird, zeigt es seine glänzenden Flammen. Es ist durch das ganze Weltall verbreitet, und wie in der Sonne, so im menschlichen Leibe; wie in den allerhöchsten Räumen des Luftkreises, so im tiefsten Schoose der Erde. Durch einfache Mittel weiß es der Mensch überall zu seinem Nutzen zu erwecken. Er schlägt die schlafenden Funken aus dem härtesten Stein, aus dem kältesten Stahl.

Nicht bloß Licht ist die schöne Gabe des Feuers, sondern auch eine wohlthätige, Alles durchdringende Wärme. Diese Wärme ist es, durch deren wundersame Wirkungen zahllose Samenkörner des Erdbodens erwachen, und ihre Keime dem Sonnenlicht entgegenstrecken welche Menschen und Thiere belebt, daß ihr Blut freudig durch alle Adern ströme.

Das Weltall ist Leben überall, und gleichsam ein unendliches Feuermeer, in dem wir fröhlich uns bewegen. Die dunkelrothen Nordlichter, welche in mitternächtlichen Ländern hoch über dem Himmel in spielenden Feuerstreifen hinlodern, sind von derselben Natur, wie der Funke, welchen wir dem Strahl entreissen. Der goldene Strahl der

Sonne, welcher den Thautropfen im halbaufgeschlossenen Busen der jungen Rose trinkt, ist von derselben Natur, wie die donnernde Feuermasse, welche aus den Eingeweiden des Erdballs hervorbricht, aus den Gipfeln feuerspeiender Berge rauscht, oder ganze Länder mit unterirdischen Erschütterungen bewegt, daß Paläste zusammenstürzen, Städte untersinken und Gebirge hoch in den Wolken des Himmels ihre Felsengipfel niederfallen lassen. Nur nicht überall und immer ist die in allen Dingen schlummernde Kraft des Feuers erweckt, und zur Thätigkeit entbunden.

Wenn ich das große Weltgebäude von dieser Seite betrachte, wie erstaunenswürdig erscheint es mir da! wie neu, wie räthselhaft! und wie groß und erhaben der Allweise in seiner unbegrenzten Haushaltung! wie anbetungswürdig der Allmächtige, welcher die verschiedensten Elemente verbindet, um Wohlthat, Segen, Entzücken der von ihm erschaffenen Wesen zu werden.

Wenn ich, o Allerhöchster, auch nur Deine Wohlthätigkeit schildern wollte, wie sie sich in einer einzigen Deiner Gaben, nur in der nützlichen Wirksamkeit der Licht- und Wärmestrahlen kund thut: mein Leben würde nicht zureichen, den einzigen Gegenstand zu erschöpfen, und den ganzen Umfang Deiner Milde darzustellen. Und doch würde ich nur den kleinsten Theil des Werthes Deiner Gaben preisen können, denn der größere Theil desselben ist für meinen schwachen eingeschränkten Geist hienieden noch unerforschlich.

Ich erhelle meine Nächte durch den Schimmer des künstlichen Lichts; verbanne des Winters erstarrende Kälte von meinen Gliedern durch die Wärme selbstbereiteter Gluth; ich sehe am Sonnenstrahl die Früchte des Feldes, der Bäume köstliches Obst, die Traube am Weinstock gähren und reifen, und bereite an der wohlthätigen Flamme des Herdes meinem Körper gesunde Nahrung und Speise. Metalle zerfliessen in der Hitze des Feuers, und nehmen Gestalten an, wie sie zu meinen Bedürfnissen taugen. Der Säugling strebt dem Lichtstrahl entgegen, der Greis nach erquickender Wärme.

Was Gott schuf, ist Segen. Nur des Menschen Sünde, seine Unwissenheit, oder seine Bosheit, verwandelt auch den Segen in Fluch. Darum, so nützlich und lieblich, eben so schrecklich ist auch die mißbrauchte Macht des Feuers.

Am furchtbarsten erscheint die Gewalt desselben in der Natur, wenn sich finstere Wetterwolken zusammenziehen, und die Strahlen des Blitzes über die stumme, schüchterne Welt hinbrennen. Furchtbar, aber dennoch schön! Furchtbar, aber dennoch segensvoll! Denn was von Gott kommt, ist Segen und gut; wie das Wasser, so die Flamme! Nur des Menschen Unvorsichtigkeit und Thorheit macht sich oft das zum Verderben, was zu seinem Wohl gedeihen könnte; so das Wasser des Flusses, der Seen und Meere, so der Strahl des weitleuchtenden, ferntreffenden Blitzes.

So prachtvoll das Schauspiel eines Gewitters

ist, welches an Sommertagen oder Nächten den Dunstkreis der Erde erschüttert und von ungesunden Stoffen befreit: so übertrieben und abergläubig ist doch leider noch die Furcht vieler Menschen beim Anblick dieses Naturereignisses. Die Furcht ist aber um so thörichter, da man doch aus langen Erfahrungen und seit Jahrhunderten weiß, daß unter hundert Gewittern kaum eins einschlägt, und unter tausend Schlägen dann selten ein einziger ein Thier, oder einen Menschen, oder dessen Wohnung trifft.

Freilich rührt die Angst in manchen Personen bei Gewittern oft von körperlicher Schwäche her; der Zustand der gewitterhaften Luft wirkt dermaßen auf unsere Nerven, daß sie schon eine Vorempfindung des erfolgenden Wetters haben, ehe noch dasselbe erschienen ist. Sie fühlen ungewohnte Mattigkeit, Erschlaffung, Beklemmung, schwieriges Athemholen. Aber der starke Geist des Christen weiß auch durch Ueberzeugung von der Güte Gottes das Leiden seines Körpers zu überwinden, und mitten in dem wohlthätigen Sturm der Elemente, wenn Wasser- und Feuerfluthen vom Himmel rauschen, fröhlich seinen Vater, den Ewigen, zu rühmen!

Doch bei weit Mehrern ist die Angst während eines Gewitters nur die Folge einer schlechten Erziehung, eines falschen Unterrichts über die Ursachen und Zwecke Gottes in dieser Naturerscheinung. Bei vielen Andern ist die Bangigkeit wie-

der eine Wirkung höchst unwürdiger Vorstellungen von der Gottheit, und eine Schuld unbesonnener oder unwissender Irrlehrer, welche das allervollkommenste heiligste Wesen so zornmüthig, so rachsüchtig, so unbarmherzig, so unversöhnlich darstellen, als kaum ein sündlicher Mensch sein kann. Daher das abergläubige Schrecken vieler Menschen, die wenn Gott sich in seiner Größe, Macht und Liebe am sichtbarsten in der Natur verherrlichen will, voll kindischer Verzagtheit die Flucht ergreifen, oder singen und beten, um den Zorn Gottes von ihrer eigenen Person abzuwenden, oder mit noch größerm Vertrauen auf das Glokkengeläute der Kirche hören, als auf die Stimme der Natur, die selbst durch den Laut des Donners spricht: Fürchte dich nicht! Gott ist die Liebe!

Wehe dem Christen, welchem die Andacht erst dann heilig ist, wenn er selbstsüchtig für seine Wohnung, für seine Kornfelder, oder für sein Leben zittert; der erst dann inbrünstige Gebete zum Himmel emporsendet, wenn er seinen letzten Augenblicken nahe zu sein glaubt; der erst dann Gott fromme Gelübde stammelt, wenn er glaubt, sie vielleicht nicht mehr durch ein tugendhaftes Leben erfüllen zu können! Seine Andacht, seine Gebete, seine Gelübde, einem unreinen Herzen entquollen, sind dem Herrn ein Gräuel! Gott, der Alliebende, fordert ja nur Liebe und Vertrauen; aber wer unter Todesschrecken zu Gott ruft, betet nur darum, weil er kein Vertrauen

hat, sondern Argwohn, keine Liebe, sondern Furcht.

Nicht minder sträubt es sich gegen die Würdigkeit, welche wir in unsern Vorstellungen von Gott haben sollen, wenn man sich einbildet voller Aberglaubens, ein Stücklein tönenden Erzes, das Läuten einer Glocke werde die Elemente beschwören, und den Schaden des Gewitters von unsern Häusern und Fluren verbannen. Hat nicht eine vielfache Erfahrung bewiesen, daß dies Glockengeläute fruchtlos blieb; ja daß die Stelle, welcher derjenige, der die Glocke zieht, während des Gewitters einnimmt, eine der gefährlichsten für das Leben der Menschen ist?

Denn so wie das Wasser seiner Natur nach gern abwärts fließt, und am liebsten zu hohlen Kanälen zusammenströmt: so pflegt sich auch der feurige Stoff des Blitzes gern abwärts zu senken, und am liebsten wählt er, um in die Erde geleitet zu werden, hervorragende Spitzen, Ecken, Zweige, und noch lieber sucht er ein hoch in der Luft befindliches Metall auf, von wo er weiter herabspringt.

Und wie der Mensch, durch seine Erfahrungen belehrt, endlich den Bächen und Flüssen ein tieferes Bett gegraben und festere Ufer gebaut hat, damit sie schneller ablaufen, und beim Anschwellen nicht überströmen, und Wiesen, Felder, Wohnungen und Ställe mit der Gewalt der Wellen hinwegschwemmen, so hat er — denn dazu verlieh ihm Gott die Vernunft — zu seiner Erhaltung

auch Mittel gefunden, die über seinem Haupte schwebenden Blitze auf unschädlichen und gefahrlosen Wegen in die Erde zu führen. Er befestigte an seines Hauses Gipfel die eherne Spitze, welche den Blitz einsaugt, und an zusammenhängenden Gliedern einer metallenen Kette oder eines Drahtes in den Erdboden führt. Dies ist allerdings ein der Vernunft des Menschen ehrenvolles, ein der Gottheit wohlgefälliges Mittel, unser Eigenthum in den Stürmen der Natur und gegen die Kraft des vom Himmel fallenden Feuers zu bewahren.

Umsonst sucht das abergläubige Vorurtheil der unwissenden Menschen gegen die nützliche Anwendung der uns von Gott zu unserm Schutze dargebotenen Hilfsmittel zu eifern; umsonst wendet sie ein: Gottes Macht ist größer denn menschliche, und sie kann dich unter hundert von dir aufgepflanzten Schutzmitteln treffen. — Dennoch retteten diese Schutzmittel unzählige Male. Sie sind uns durch Gottes Hand gegeben, darum ist es Pflicht, sie anzuwenden. So gab auch er uns Pflanzen, deren Säfte für uns ein Gegengift werden wider das in den Lüften verbreitete Gift von Krankheiten; so gab er uns Mittel, uns gegen die tödtlichen Wirkungen des Frostes oder der Sonnengluth zu bewahren.

Lasset uns Gottes Weisheit in den Werken seiner Schöpfungen täglich genauer erforschen, so werden wir selbst weiser und dadurch auch glück-

seliger werden. Verbannet durch grenzenloses Vertrauen auf die Liebe des himmlischen Vaters alle aberglaubige Furcht — Gott ist nur Liebe, nie Haß; gibt nur Liebe, nie Zorn; will nur Liebe, nie Furcht.

Und so erzieht und belehrt, fern von aberglaubigen Vorurtheilen, eure Kinder in der Liebe zu Gott. Gewöhnet sie von früher Jugend auf, auch in den furchtbarsten Erscheinungen der Natur die Gnade des Allbarmherzigen, des Allen Helfenden zu sehen. Vermeidet, ihnen ihre natürliche, kindliche Furchtsamkeit durch die Aeusserungen eurer unchristlichen Aengstlichkeit zu vermehren. Denn solche Eindrücke, welche ihr dem zarten Gemüth der Jugend machtet, sind im spätern Alter, oft auch bei den vernünftigsten Ueberzeugungen, bei den besten Vorsätzen nicht wieder auszutilgen, und bleiben Urheber mancher bangen Lebensstunden, die besser zur Verherrlichung und Anbetung des Erhabenen voller Majestät und Huld benutzt worden wären.

Ja, mit David, wie er sang, will auch ich beim Bewundern der Schöpfungspracht ausrufen: Der Herr ist König, deß freue sich das Erdreich, und seien fröhlich die Inseln, so viel ihrer sind! — Wolken und Dunkel ist um ihn her. Gerechtigkeit und Gericht ist seines Stuhles Festung. Feuer geht vor ihm her und zündet an umher seine Feinde. Seine Blitze leuchten auf den Erdboden; das Erdreich siehet und erschrickt. Berge

zerschmelzen, wie Wachs, vor dem Herrn, vor dem Herrscher des ganzen Erdbodens! — (Ps. 97, 1 — 5.)

So weit nur Deine Sonnen glänzen,
Reicht Deine Huld, die uns erhält.
Reicht über unsers Himmels Grenzen,
O Vater, bis zur fernsten Welt.
O, Deine Gnad' und auch ihr Reich
Steht ewigen Gebirgen gleich.

Dir, Gott, ist kein Geschöpf verborgen,
Nicht eins vom Menschen bis zum Thier;
Du würdigst alle Deiner Sorgen,
Sie danken Lust und Leben Dir.
Es mag gering und niedrig sein;
Dir, Gott, ist nichts zu groß und klein.

Mit frommem, freudigem Gemüthe
Erheb' ich, Gott voll Gnade, Dich!
Wie herrlich ist doch Deine Güte,
Wie liebst Du uns so väterlich!
Uns, die wir ohne Furcht und Grau'n
Dem Schatten Deiner Flügel trau'n.

Mit Deinem reichsten Ueberflusse
Erfüllst Du diese Welt, Dein Haus.
Du theilst ihn, Allen zum Genusse,
So väterlich, so reichlich aus!
Und jedes Lebens Quelle fließt
Aus Dir, der Du das Leben bist.

XX.

Gottes Größe im Kleinen.

Ps. 139, 14.

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Euch, die der Schöpfer schmückt,
In stiller Ruh zu sehen,
Ist, was mein Herz entzückt.

Schön seid ihr, Wald und Weiden,
Und du, bethaute Flur!
Wie rein sind deine Freuden,
O reizende Natur!

Es webet, wallt und spielet
Das Laub um jeden Strauch;
Und jedes Würmchen fühlet
Der Schöpfung Lebenshauch.

Und in der Näh' und Ferne
Ist Gottes Allmacht groß;
Wie in dem Reich der Sterne,
So in dem kleinsten Moos.

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Ihr, die der Schöpfer schmückt,
O lehrt mich Gott erhöhen,
Der mich durch euch entzückt!

Immer kehre ich aus dem erdrückenden Gefühl des Lebens zu Dir zurück, o mein Schöpfer, und zu der Betrachtung der Wunderwerke, mit denen

Du mich umringst. Hier finde ich immer wieder meine süßeste Erholung und die lebendigste Erneuerung meiner Kräfte. Hier sehe ich glänzender die Majestät Deiner Allmacht und Weisheit; hier rührender die Beweise Deiner Alles durchdringenden, Alles beseligenden Güte; hier anbetungswürdiger die Wirkungen Deiner Vorsehung.

Und wer könnte denn stumm bleiben, während der feierliche Lobgesang der ganzen Natur zum Himmel emporsteigt? wer gefühllos bleiben in der Pracht der weiten Schöpfung, die uns in unendlicher Mannigfaltigkeit umschwebt?

Wohin soll ich mein Auge wenden, um die Macht und Herrlichkeit des Schöpfers am erschütterndsten wahrzunehmen? Soll ich die Welten zählen, welche als zahllose Sonnen aus unendlichen Fernen vom nächtlichen Himmel strahlen? oder die geheimnißvolle Haushaltung der Wolken bewundern, in deren Schoose Sturmwinde und Feuerströme neben ungeheuern Wasserfluthen wohnen? Soll ich die Gewalt der Elemente untersuchen, jener wunderbaren Urstoffe, aus denen Alles erbaut ist, und deren Eintracht oder Kriegen Welttheile blühend macht oder zerstört?

Groß ist Gott in allen seinen Werken! Warum in den Wundern entfernter Gebiete des Weltalls ihn suchen? Seine Macht und Weisheit ist in den Bahnen des Himmels, wo Erden, Sonnen und Monde in unveränderlichen Kreisen und Ordnungen schweben, nicht erhabener, nicht unbegreiflicher, als in den Gefäßen, Adern und Fasern des

kleinsten Blättchens einer sich am Sonnenstrahl entfaltenden Blume. Der Herr ist überall groß, und sich überall gleich, im weiten Weltgebäude, wie im kleinsten Grashalm.

Die Lebensgeschichte einer einzigen Pflanze wäre hinreichend, den hartnäckigsten Zweifler vom Dasein einer höchsten Weisheit und Vorsehung zu überzeugen. Aber wer kann eine solche Geschichte würdig und allumfassend genug beschreiben, wie sich aus dem geringen Samenkorn ein Keim entwickelt, der nach Jahren zum weitschattenden Baum wird, welcher vielen hundert, ja tausend lebendigen Geschöpfen auf und unter ihm Kühlung, Schutz, Aufenthalt oder Nahrung gibt? Jeder Baum ist eine kleine Welt von Thieren aller Art; ja jedes Blatt ist eine Stadt von einer Menge mit bloßen Augen kaum erkennbaren Kreaturen. Für alle sorgte Gott. Für sie ist keine andere Welt, als dieser Baum, an dem sie wohnen; er steht seit Jahrhunderten, und tausend Geschlechter sind auf ihm geboren und vergangen. So erreichen unsere Eichen oft das Alter von einem halben Jahrtausend, und auf dem Libanon sollen noch Zedern grünen, die Salomons Tage sahen.

Jede Gegend des Erdballs ist durch die Hand des Schöpfers mit den ihr eigenthümlichen Pflanzen geschmückt. Aber solche, welche für den Menschen eine gesunde Nahrung bieten, sind einer solchen Natur, daß sie sich fast überall hin, wo Sterbliche wohnen, verpflanzen lassen.

Vor Zeiten waren die Länder unserer Gegend unermeßliche Wüsteneien, Herbergen wilder Thiere; meistens von unfruchtbaren Bäumen und ungenießbaren Kräutern bedeckt. — Jetzt gleicht unser Vaterland einem großen Garten, versehen mit den nützlichsten und schönsten Gewächsen aller Welttheile. — Fast alle unsere Obstbäume, die nun bei uns läng, einheimisch sind, wurden hieher aus warmen Morgenländern verpflanzt; eben so die lieblichsten unserer Blumen- und Küchengewächse. Pfirsich und Rose aus Persien und Syrien; das Getreide aus dem hohen Asien; die nahrhafte Kartoffel aus Amerika, desgleichen der Mais oder türkische Waizen, welcher in seinen körnerreichen Kolben drei- und sechshundertfältige Frucht bringt.

Jede dieser unzählbaren Pflanzenarten ist verschieden von der andern gebaut; keine der andern ähnlich, jede zu ihrem Zweck auf das vortheilhafteste. Sehet auf das Korn, welches auf den Feldern prangt: jeder Halm predigt die liebende Weisheit des Herrn. Dieser Halm steigt schlank und hoch über die Erde auf, damit die Körner nicht durch die Feuchtigkeit des ausdünstenden Bodens verderbt und zur Fäulniß gebracht werden. Die Länge des Halms begünstigt die bessere Reinigung des darin von den Wurzeln aufsteigenden Nahrungssaftes, daß die mehlige Frucht wohl gedeihe. Der lange Weg, welchen jener Saft aus dem Erdboden hinauf zu machen hat, erlaubt auch der Sonne, ihn anhaltender auszu-

kochen. Zwar schwankend und dünn ist das Rohr, an dessen Spitze sich die Aehre wiegt; doch wehren das Zerknicken derselben im Winde starke Knoten, deren feine Durchlöcherungen von innen dem emporsteigenden Saft und der Sonnenwärme genugsam Durchgang gestatten. Neben dem Hauptshalme treiben wehende Blätter, um Regen und Thau des Himmels zu sammeln, die wachsende Pflanze zu tränken. Ist sie aber ihrer Reife nahe, dann welken selbst die Blätter, damit alle Nahrung ungetheilt der Aehre zugehe, deren Körner mit langen rauhen Stacheln eine Schutzwehr gegen die Vögel haben. — Nichts ist ohne wohlthätige Absichten. Und sie fehlen auch dann nicht, wenn unsere Kurzsichtigkeit nicht fähig wäre, sie zu erkennen. Selbst die sogenannten Unkräuter sind wohlthätige Gewächse, wenn auch nicht immer für den Landmann, doch für Arzneien, Salben und den Gebrauch in mancherlei Gewerb und Kunst. Selbst das sogenannte Ungeziefer, welches unter und über dem Boden lebt, hat im Haushalt der Natur seine wichtige Bestimmung, und trägt zum allgemeinen Segen bei, wenn gleich dessen Anhäufung auf einzelnen Stellen zuweilen schädlich für die Zwecke der Menschen sein mag.

Vielleicht wären jede Erdlager der Felder und Wiesen, die nie ein Pflug aufbricht, schon längst steinartig verhärtet und unfruchtbarer, wenn sie nicht alljährlich durch Millionen und Millionen Gewürme, Käfer, Schnecken und andere Thiere durchwühlt und aufgelockert würden. Die unter-

irdischen, vielfach gewundenen Gänge, Zellen und Behausungen dieser kleinen Geschöpfe sind eben so viel künstlich gebaute Kanäle, durch welche der Regen befruchtend in den tiefen Grund dringt, und die Luft den Wurzeln neue Nahrungsstoffe bringen kann. Gott hat alles weiser geordnet, als der Sterbliche kennt und begreift. Wo der Mensch Störungen seiner eigenen Absichten oder Fehler in der Naturordnung mit kindischer Vermessenheit beklagt, ist ihm, ohne sein Wissen, eine Wohlthat geschehen, deren Folgen sich auf viele Jahre verbreiten, um den Schaden des Augenblicks hundertfach zu ersetzen.

Doch, um wieder den Haushalt, das Leben und den Bau jedes einzelnen Würmchens zu erkennen, würde ein Zeitraum von tausend Jahren viel zu kurz sein. Wie reich sind Erde und Wasser bevölkert! Wer weiß nur die Namen aller dieser Zahllosen? Je schwächer sie scheinen, und je leichter ihre Vernichtung möglich wäre, je zäher ist ihre Lebenskraft, so z. B. die Schnecken, deren ganzer Bestandtheil fast nur ein zerfliessender Schleim zu sein scheint. Aber nicht nur die abgeschnittenen Theile ersetzen sich bei vielen von selbst wieder; sondern oft entsteht aus den losgerissenen Stücken wieder ein eigenes sinnreich gebautes Thier, wie dies der Fall bei derjenigen Gattung ist, welche man Seesterne nennt, und an denen man über achzigtausend Gelenke oder Strahlen gezählt hat, mit welchen sie sich zehn Schuh weit umher ausbreiten. Selbst die Lebensart

dieser wenig beachteten Thiere, die wir täglich vor Augen haben, ist wunderbar. Aber wer kennt sie? Wenn die gemeinen Garten- oder Waldschnekken sich ihre gegenseitige Zuneigung bezeigen wollen, schleudert eine der andern einen kleinen, vierschneidigen Pfeil entgegen, oder drückt ihn der andern in die Brust. Dieser Pfeil ist von kalkartigem Stoffe, und steckt sehr lose in einer Oeffnung des Halses. Ist dies gethan, erst dann nähern sie sich einander zur Begattung.

Nur von wenigen Würmern und Insekten sind uns ihre Gestalten und Beschäftigungsarten bekannt: wie sollen wir von allen ihre Bedeutung in der göttlichen Schöpfung wissen? Es gibt deren Millionen, welche nur erst durch die stärksten Vergrößerungsgläser bemerkbar sind. Es ist bewiesen, daß in einem einzigen Tropfen Wassers, dem Sonnenstrahl ausgesetzt, mehrere tausend Insekten, wie in einem Weltmeer, geräumig herumschwimmen. Es ist bewiesen, daß der Mensch nicht nur in seinen Eingeweiden und in seiner Haut, sondern selbst im Schleim, der an seinen Zähnen haftet, in dem Blut, das durch seine Adern rollt, unzählbare lebendige Wesen beherbergt und ernährt. So ist der menschliche Leib wieder für Millionen verschiedener kleiner, unentdeckbarer Geschöpfe eine große wandelnde Welt, wie es der ganze Erdball für die Völker des menschlichen Geschlechts ist.

Zwar das Leben dieser Kreaturen ist nur sehr flüchtig: aber darum ihre Vermehrung desto er-

staunlicher, also daß ihre Arten nie verschwinden. Das längste Alter mancher Insekten hat oft kaum die Dauer vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne, aber sie zeugen in dieser Zeit Millionen Nachkommen. Der Seidenwurm legt jährlich bei fünfhundert Eier, die Bienenkönigin bei vierzigtausend. Man kennt in Afrika eine Ameisenart, Termiten genannt, die so ansehnliche Gebäude aufführen, daß man ihre Wohnungen in der Ferne für Dörfer hält. Die befruchtende Königin derselben wird zweitausendmal größer im Umfang, als sie gewöhnlich ist, und legt dann binnen vierundzwanzig Stunden auf achtzigtausend Eier.

Wohl oft hat die fleißige Ameise, die nützliche und sinnreiche Biene die Bewunderung beobachtender Zuschauer erregt — auch die mit acht Augen und acht Füßen ausgestattete Spinne mit ihrem kunstvollen Gewebe. Aber wessen Blick dringt in das rechte Geheimniß ihrer Einrichtungen und Künste? Es herrscht hier eine Ordnung und Zweckmäßigkeit, die ans Unerklärliche grenzt. Wer lehrt die junge Spinne ihr zartes Werk schaffen, von der vierhundert Faden erst so dick sind, als drei einzelne Faden einer ausgewachsenen Spinne? Vier Millionen Faden junger Spinnen haben nicht die Dicke eines einzigen Menschenhaars!

Nur die Bewohner des Wassers, die vielverschiedenen Fische, sind in Rücksicht ungeheurer Vermehrung den Insekten ähnlich. Und doch leben

alle Fische längere Zeit, als die meisten Insekten. Man hat einen Hecht, mit kupfernem Ringe um den Kopf bezeichnet, in einem Teiche bewahrt, der über drittehalbhundert Jahre alt wurde. Aber der Vermehrung der Fische stehen ganz andere Hindernisse entgegen. Sie selbst verzehren unter einander sich oder ihre gelegten Eier. Dann eilen Menschen, vierfüßige Thiere und Vögel herbei, aus den belebten Wasserbehältern ihre Nahrung zu suchen. Mag gleich jeder Häring über zwanzig-, ein Karpfen über dreimalhunderttausend Eier tragen und legen: nie wird die Zahl der Fische übermäßig.

Besonders im Meere sind zahlreiche Ungeheuer bereit, die Menge derselben zu mindern, wie der siebenzig bis hundert Fuß lange, oft gegen sechszig bis siebenzig Zentner wiegende Wallfisch, der sich von der Masse kleiner Fische nährt, um mit seinem Thran und Fischbein eins der nutzreichsten Thiere für die Bedürfnisse des Menschen werden zu können; oder der gefräßige Haifisch, dessen Rachen, ausgestattet mit einer sechsfachen Reihe beweglicher Zähne, ganze Menschen und Pferde verschlingt, ohne sie nur zu kauen.

Je furchtbarer und schädlicher die Thierarten sind, je sparsamer ist ihre Vermehrung, oder je schwieriger wird sie. So sorgt die göttliche Vorsehung, um Alles im ewigen Gleichgewicht zu bewahren. Obgleich das mächtige Krokodill jährlich bei hundert Eier in den Sand der heißen Weltgegenden legt, lebt es doch nicht in großer Menge;

Löwen und Tiger irren einsam in ihren Wüsten; Geier und Adler schweben einzeln in hohen Lüften.

Die nützlichsten der vierfüßigen Thiere, wie der Vögel, sind am meisten für ihre hinreichende Fortpflanzung gesichert, und gedeihen fast überall, wohin der Mensch seine Wohnung in heißen, kalten, oder gemäßigten Himmelsstrichen aufbaut. Verderbliche Kreaturen hingegen sind an ihre Geburtsörter gebannt. Das Pferd, der Hund, das Schaf, der Stier und das zahme Federvieh wohnen hier und jenseits aller Meere, den Menschen diensam; aber der Bär hauset nur in seinen stillen Felsenwinkeln und Eisfeldern; die reissende Hiäne in der menschenlosen Einöde.

Und jede der millionenfach verschiedenen Arten der Geschöpfe, ungeachtet sie allesammt bei uns durch einander wohnen, bildet für sich gleichsam nur ein eigenes Reich. Keins versteht des andern Sprachen, Sitten und Zeichen. Die Ameise versteht nur die anordnenden Winke von Ihresgleichen; die Biene nur die Bienen; der Rabe nur, wohin ihn der Rabe ruft; die Schwalbe nur Ihresgleichen, wenn Nester gebaut, oder die Versammlungen im Herbste zum allgemeinen Abreisen gehalten werden sollen; der Storch nur den Storch auf dem jährlichen Zuge durch die höchsten Lüfte über die Welttheile und Meere.

Gott trennte durch unzerstörbare Schranken. Wie der Mensch nur Menschen versteht, und alle Völker des Erdballs ein einziges zusammenhängen-

des Ganze ausmachen, ist jede Gattung von Thieren eine für sich bestehende Welt. Was darin vorgeht, nach welchen Gesetzen sie handelt, wie sie denkt, wie sie fühlt, wie sie das ansieht, was ausser ihr ist, weiß kein anderes Wesen, das in ihrem Kreise steht. Alles ist in sich abgeschlossen, ausser Gemeinschaft mit andern; nur der Gottheit ist das Verborgenste jeder Kreaturenfamilie bekannt. Wäre der Mensch in die Wesenheit, in die Triebe, Instinkte, Mittheilungszeichen nur einer einzigen Thierart ausser ihm eingeweiht, welch ein unermeßlicher Schatz von neuen Kenntnissen und Ansichten würde da wieder vor ihm aufgethan sein? — Das ganze All der Dinge würde ihm neu erscheinen.

Doch wozu dies? — Er hat ja noch lange nicht das Alles erforscht, was ihm in seinem eigenen Geschlecht wissenswürdig sein sollte. Mit Leichtsinn oder Gleichgültigkeit geht er, gleich dem Thiere, über Alles hin, was nicht seine Nahrung, sein Trank, sein Kleid, sein Haus, oder sonst ein Mittel des Sinnenkitzels ist. Nicht seine Seele nur, selbst sein sichtbarer Körper ist ihm oft noch ein unbetrachtetes Geheimniß. Und doch wie wunderbar ist auch dieser gebaut, und wie erhaben vor allen andern Thiergestalten! Jeder Athemzug der Lunge ist die Fortsetzung eines ausserordentlichen Wunders; und jeder Schlag des Herzens, der das menschliche Geblüt binnen fünf oder sechs Minuten durch alle vielverschlungenen Adern und zarten Gefäße des ganzen Körpers treibt, ist Wunder.

Wann würde ich aufhören können zu erzählen, wenn ich den künstlichen Bau, die Einrichtung aller Theile des menschlichen Leichnams beschreiben, oder ihre zweckmäßige Ordnung andeuten wollte; wie ein Geripve von mehr denn dritthalbhundert Knochen, durch zähe Bänder zusammengehalten, von Adern, Gefäßen, Säften mancherlei Art und Häuten umkleidet, die edle Gestalt des Sterblichen bildet, oder wie das Fleisch, aus einem halben tausend Muskeln gebildet, und von geistigen Nervenhaaren nach allen Seiten hin durchströmt, der Behälter der Sinne wird, durch welche das ganze unermeßliche Weltall zur Seele dringt!

O mein Schöpfer, mit David bete ich: Dank Dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin. Wunderbarlich sind Deine Werke, und das erkennt meine Seele wohl. Wie köstlich sind vor mir, Gott, Deine Gedanken! wie ist ihrer eine so große Summe! Sollte ich sie zählen, so würden ihrer mehr sein denn des Sandes. (Psalm 139, 14. 17. 18.) Herr, allmächtig, weise und gnädig, je tiefer mein Geist sich in die Wunderfülle Deiner Werke hinabsenkt, je unergründlicher wird mir Dein Reichthum, je unbegreiflicher Deine Hoheit. Ich verliere mich schaudernd in der Unermeßlichkeit Deiner Macht, doch kenne ich von derselben nur den kleinsten Punkt. Ich lebe auf einem Stäubchen, umgeben von einem Lufttropfen, und dies ist die Welt, deren Grenzenlosigkeit mich erschreckt. O Gott, wer bin ich denn, daß Du mein geden-

fest? Aber mein Geist schwebt über dem Lufttropfen hoch empor, dringt von Welten zu Welten zu Dir, Angebeteter! Er ist Dein Athem! ihm gehört Deine Liebe, Deine Ewigkeit! Dich zu erkennen, soll immerdar seine süßeste Lust sein. Wie herrlich stehst Du da, Ewiger, im Heiligthume Deiner Werke! Amen!

XXI.

Die Stimmen der Thiere.

Ps. 148, 7 — 13.

Wem blüht das Thal? Für wen erhebt
Sich das Gebirg? Wem tönt und schwebt
Der Sänger in den Lüften?
Für wen bevölkert sich das Meer?
Wem jauchzt der Thiere zahllos Heer
Auf jährlich grünen Triften?
Quellen rieseln,
Winde wehen,
Thal und Höhen
Ueberrascht ein Silberregen,
Ihm zur Ehre, mir zum Segen.

Wie sie so herrlich sind, so schön,
Einträchtig alle Gott erhöh'n,
Und seine Güte preisen!
Wie Alles Jubel ist und Dank,
Und jeder Ton ein Lobgesang
Des Gütigen und Weisen!
Ach, wie könnt' ich

Fühllos schweigen!
Solcher Zeugen
Hochgesang des Höchsten hören,
Schweigen in der Schöpfung Chören!

Wie prachtvoll schwebt sie vor meinen Blicken, die ewig jugendliche Schöpfung Gottes; welch ein Glanz des Himmels und der Erde, welche Farbenstrahlen, die an allen Höhen und Tiefen mein Auge entzücken! Ist dies nicht Abglanz und Widerschein der Gottheit durch den sie vor sterblichen Blicken verhüllenden Schleier? Laue Lüfte bewegen sich um mich, und Millionen blühende Zweige und Blumen überströmen mich mit einem Regen balsamischer Düfte. — Und dies Alles wird erst durch das große Getön des Lebens, welches um mich herrauscht, feierlicher, anziehender, bedeutsamer.

Wenn ich durch die reizendsten Felder und Wiesen irre, die von den Händen des Frühlings und Sommers mit ihrem ganzen Blumenschmuck überschüttet sind, und es rührt mein Ohr kein Rauschen des Gebüsches, kein fröhliches Blöcken der Heerden, kein Zwitschern, kein Gesang eines Vogels — wenn Alles schweigt: so macht die ganze Pracht der Erde nur einen traurigen Eindruck auf mich. Die Natur scheint, so sehr sie auch in lachenden Farben prange, ausgestorben. Es spricht mich nichts an. Ich stehe in einer glänzenden Einöde, werde traurig und sehne mich nach dem Laut der Lebendigen.

Das Auge gibt dem menschlichen Gemüth we-

niger Nahrung, als das Gehör; erst durch dieses werden wir mitfühlende Wesen aller mit Empfindung begabten Geschöpfe. Erst das Erbrausen des hohen Waldes im Luftstrom, das freundliche Murmeln der Quellen und Wasserbäche, das Getöse des Flusses an seinen Ufern, das Sumsen der Bienen und Käfer, die mannigfaltigen Töne vierfüßiger Thiere, das Gezirpe der Vögel beseelt die angenehmste Landschaft. Wie uns das Schweigen des Todes schaudern macht, so erfreut hingegen die Stimme der Natur das menschliche Herz. Sie erweckt uns zu großen Gedanken und Gefühlen, und beschäftigt uns mit der Vorstellung von der allgemeinen Verbindung der erschaffenen Wesen. Alles wird zum Psalm der Welt auf Gott.

Wer hat diesen Psalm von tausend und tausend abwechselnden Tönen, wiederholt vom Wiederhall der Wälder und Felsen, nicht schon gehört? Wen ließ er ungerührt, der irgend für zartere Empfindungen noch ein empfängliches Herz in der Brust trug? Wer hätte nicht oft selig in das große Freudengetümmel der Schöpfung hineinjauchzen mögen und rufen mit dem königlichen Dichter: Lobet den Herrn auf Erden, ihr Wallfische in allen Tiefen! Feuer, Hagel, Schnee und Dampf und Sturmwinde, die sein Wort ausrichten, Berge und alle Hügel, fruchtbare Bäume und alle Zedern; Thiere und alles Vieh, Gewürm und Vögel; ihr Könige auf Erden und alle Leute, Fürsten und alle Richter auf Erden; Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen, sollen loben den Namen des Herrn;

denn sein Name allein ist hoch, sein Lob gehet so weit Himmel und Erde ist! (Ps. 148, 7 – 13.)

Nicht alle Thiere haben Stimmen, weil nicht alle mit einer Lunge versehen sind; dennoch wissen sie nach ihrer Art Töne hervorzubringen, um das weite Geräusch des Lebens zu vermehren. Sie wollen nicht in dem Hochgesang der Erde schweigen, wenn er zum Himmel emporsteigt. Einige derselben geben einen Ton von sich durch das bloße Aneinanderreiben ihrer Gliedmaßen, wie die Feldgrillen des Sommers, oder die Heimchen, die ihr weit tönendes Gezirpe dadurch verursachen, daß sie die trockenen, häutigen Flügeldeck'n ein wenig erheben, und über einander hin und her schieben, wenn sie sich hören lassen wollen. Andere lassen ein wunderbares Getöse laut werden, indem sie mit gewaltiger Kraft Flüssigkeiten aus Höhlungen ihres Körpers hervorschnellen, wie der Wallfisch, welcher Wasserströme hervorsprudelt gleich hohen Quellen. Andere sumsen mit ihren Flügeln durch die Lüfte, wie die Käfer und Mücken, Bremsen und Bienen. Die eigentliche Stimme, vermittelst der Lunge, ist nur vollkommenen Thieren verliehen, welche am fähigsten sind, davon Gebrauch zu machen, um sich einander ihre Zuneigung und Wünsche mitzutheilen, oder ihren Zorn zu verkünden. Unvollkommenere Geschöpfe, so wie viele Arten der Thierpflanzen und Gewürme, welche sich unter einander nicht begatten, sondern wo Jedes, ohne Zuthun des Andern, sein Geschlecht durch sich selbst vermehrt, geben gar kein Geräusch, keinen Ton. Sie haben

nicht nöthig, einander zu suchen, oder ihre Triebe zu erkennen zu geben. Mit ihren Begierden in sich selbst verschlossen, leben sie einsam.

Thiere ohne Lungen können nur ein Getön oder Geräusch mit andern Werkzeugen machen; Stimmen haben alle die, welche mit Lungen begabt sind, wie der Mensch, wie die Säugethiere, die Vögel und kriechenden Thiere. Es läßt sich vermuthen, daß auch alle diese, selbst die, welche einen Ton ohne Lunge haben, Gehör besitzen, obwohl man bisher die Werkzeuge dazu an den Insekten vergebens zu suchen sich bemüht hat. Horcht nicht der flüchtige Bienenschwarm auf den Klang des geschlagenen Kessels?

Die Einrichtungen, welche der Schöpfer zu Hervorbringung der eigentlichen Stimme getroffen hat, sind ungemein wunderbar. Die Lunge, durch den Athem mit Luft gefüllt, treibt dieselbe kräftig durch die Luftröhre empor zur Kehle. Je größer die Lungen, oder in je weitern Spielräumen sie sind, je stärker erklingt die Stimme. Auch der Bau der Luftröhre trägt nicht wenig zur Kraft der Stimme bei. Wo diese Röhre ganz aus knorplichen, knöchernen Ringen zusammengesetzt ist, wird der durch sie hervordringende Ton weit mächtiger und schneidender sein, wie beim Menschen, beim Löwen, beim Pfau und andern Thieren. Wo sie hingegen weich, und beinahe nur häutig ist, wie bei den Schlangen, bleibt der Ton matt, heiser und dumpf.

Und wie die Gottheit in alle ihre Werke die

unendlichste Mannigfaltigkeit gelegt hat, so zeigte sie dieselbe auch in den Stimmen der Thiere. Jede Thierart hat ihre eigenthümliche; wir erkennen sie daran, so wie sie sich selbst unter einander schon aus der Ferne. Löwen, Tiger, Pantherthiere erfüllen die einsamen Wüsten mit ihrem furchtbaren Gebrüll; das Brummen des Bärs durchschauert die Wildniß; die Hunde und Wölfe bellen; die Schafe blöcken; die Rosse wiehern: keins ist die Stimme des andern. Doch die vollendetsten und verschiedensten Stimmenwerkzeuge findet man in der schönen und zahlreichen Ordnung der Vögel, deren anmuthiger Gesang in Lüften, Wäldern und Feldern uns oft entzückt. Die Raubvögel stoßen nur einen wilden, durchdringenden Schrei aus; an den Wasservögeln bemerkt man mehr ein Schnattern und Klappern; an denen, die von Fliegen, Mücken, Würmern und andern Insekten leben, einen süßen, silberhellen, angenehmen Ton; so wie die, welche von Beeren und wilden Früchten leben, häufiger trillern, und die körnerfressenden weit vollklingender und stoßender in ihren Gesängen sind. Wer aber könnte die wunderschönen Melodien beschreiben, in welchen sie ihre Empfindungen ausdrücken? Die süßklagenden, zärtlichen Laute der Nachtigall; den freundlichen Schlag der Wachteln, das Jubiliren der Lerche, wenn sie sich in die glänzende Himmelsbläue steigend verliert; der Buchfinken fröhliches Ausrufen; der Amseln kunstvolles Lied im Gebüsch; der Tauben sanftes Girren; des Kanarienvogels süßschmetternde, wechselvolle Triller? Einige Vögel

haben selbst das Vermögen, nicht nur Gesänge, die sie von andern hören, nachzuahmen, sondern auch Töne hervorzubringen, welche der menschlichen Stimme und Sprache nahe kommen. Die dicke runde Zunge des Papagei's, sein hohlgewölbter kurzer Schnabel, seine Gelehrigkeit und zutrauliche Weise, machen ihn besonders fähig, einzelne ihm vorgesprochene Worte nachzubilden. Doch ist dieses scheinbare Reden nur ein bloßes Nachahmen von Klängen, deren Bedeutung das vernunftlose Thier nicht kennt; so wie überhaupt auch die klügsten unter den Thieren nicht den Gedanken unserer Worte begreifen.

Der Unterschied zwischen dem Thier und Menschen ist wichtig. Das Thier hat nur Seele, der Mensch aber auch einen Geist. Das Thier hat nur Gefühle und Triebe, der Mensch aber auch Vernunft. Das Thier hat nur Stimme zur Bezeichnung seiner Empfindungen; der Mensch aber auch Sprache zur Mittheilung seiner Vorstellungen und Begriffe aller Art. Nie gelangt ein Thier zur wirklichen Sprache; es kann höchstens beim Hören gewisser Klänge, die wir bei gewissen Forderungen äussern, dahin kommen, unsere Absicht zu verstehen, unsere Wünsche und Gemüthsbewegungen zu errathen. Es achtet dabei nicht auf den Sinn, sondern nur auf den Klang des Wortes und unserer damit verbundenen Geberden. Es beobachtet den Ausdruck unserer Empfindungen und nähert sich durch dieselben uns an. Es kennt sie, wie an Menschen, so an Seinesgleichen. Insofern man den

Ausdruck der thierischen Triebe und den Ausdruck der Gefühle des Schmerzes oder der Lust, vermittelst Tönen, eine Sprache nennen darf, haben freilich auch die Thiere eine Sprache. Auch stumme Menschen besitzen diese Sprache, indem sie sich durch äusserliche Zeichen, oder durch das Ausstoßen einzelner Klänge verständlich machen. Ausgesetzte und verlassene Kinder, die in Einsamkeiten, fern von Menschen, aufwuchsen, hatten keine menschliche Sprache, sondern sie ahmten mit ihrer Stimme nur die Stimme der Thiere nach, denen sie nahe gewesen waren. So weiß man von einem ehemals in Deutschland gefundenen wilden Kinde, daß es gleich den Schafen blöckte; und von einem in den Wäldern Polens unter den Bären gefundenen, daß es gleich diesen brummte.

Man hatte vor Zeiten viel über eine vermeinte Sprache der Thiere gestritten, indem man sich einbildete, daß sich dieselben mit ihren verschiedenen Stimmenbewegungen oder Gesängen eben so über allerlei Gegenstände sich unterhalten könnten, wie Menschen. Allein man vergaß, daß das Thier ohne vernünftigen Geist auch keine Fähigkeiten zur Wörterbildung hat; daß es zwar Gefühle der Freude und Traurigkeit, der Furcht und Hoffnung, des Schreckens und der Ruhe, der Liebe und des Zornes, oder daß es die Triebe des Hungers und Durstes, des Abscheues und der Begattung ausdrücken könne, aber keine dem Geiste entstammenden Gedanken. Triebe, zu deren Stillung mehrere Thiere gleicher Gattung nöthig sind, entwickeln auch die

Stimme und deren Mannigfaltigkeit am vorzüglichsten. Dies ist nothwendig, daß sie sich in den weiten Räumen, wo sie einzeln und zerstreut herumschwärmen, zusammenfinden können. Also ordnete es die Weisheit des Schöpfers zur Erhaltung der verschiedenen Thierarten an. Daher beginnt vorzüglich der Gesang der Vögel zur Brutzeit im Frühling, wenn die Baumknospen ihre Blätter entfalten, und alle Keime des Lebens sich gegen das Licht hervordrängen. Das Gleiche wird bei den vierfüßigen Thieren bemerkt. Sind diese Tage aber vorüber, so verschwindet allmälig die Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit der Töne. Viele verstummen fast ganz, und selbst die Nachtigall vergißt ihren bezaubernden Gesang, und läßt nur von Zeit zu Zeit einen häßlichen Laut hören, der mit dem dumpfen Gekrächze einer Kröte Aehnlichkeit hat.

Der Mensch, welcher, insofern er Thier ist, ebenfalls die Leidenschaften der Liebe, des Zorns, der Sehnsucht, der Rache, der Furcht hat, drückt diese ihn beherrschenden Gefühle, gleich dem Thiere, noch mehr durch den Klang und die Abwechselung der Stimme, als durch das Wort aus. Je gefühlvoller ein Mensch ist, je abwechselnder wird die Stimme seiner Rede sein, so wie der, welcher von keinen starken Gemüshsbewegungen ergriffen ist, seine Worte sanfter und eintöniger dahinfliessen läßt. Nicht die Gedanken, sondern die Gefühle sind es, welche das Steigen und Fallen des Tones und den Gesang in unsere Sprache bringen.

Der Geist, dieses Erhabenste und Göttlichste im Menschen, dies „Er-Selbst", welcher Alles andere in ihm beherrscht und zu vergöttlichen weiß, hat auch den Ausdruck, oder gleichsam die Rede der Gefühle, zu einer wunderbaren Höhe veredelt, deren kein Thier und der gesangreichste Vogel nicht fähig ist. Er brachte Kunst und Zusammenhang in die Sprache des Gefühls, und so entstand die Musik. Was dem Geiste das belehrende und überzeugende Wort ist, worin sich der erleuchtende Funke des Gedankens hüllt, um in andere Geister überzugehen, das ist für die Seele das melodische und harmonische Hinströmen von Klängen, in welchen sich die Empfindungen des Gemüthes aussprechen. Daher finden wir die ersten Anfänge der Tonkunst bei den wildesten Völkern. Je mehr sich ihr Geist und durch ihn die Seele, dies Vermögen der Triebe und Gefühle, vervollkommnet und bereichert, je anmuthvoller und kräftiger wird bei ihnen die Musik. Alles was uns gewaltig und tief bewegt, oder was der Macht des denkenden und forschenden Geistes zu erhaben ist, wirkt auf das Gefühl zurück, erregt ein Aufwallen der Leidenschaften, oder Erstaunen, Ehrfurcht, Bewunderung. Ist es ein Wunder, wenn wir die Tonkunst fast überall als eine Dienerin der Religion in der feierlichen Gottesverehrung der Völker erblicken? Wessen Geist kann die Erhabenheit des höchsten Wesens denken, ohne zu erbeben und ohnmächtig in sein Nichts zurückzusinken? Nur Anbetung und Ehrfurcht reden dann noch in uns.

Wer kann mit seinem Verstande die Güte des himmlischen Vaters, seine zärtliche Sorgfalt für zahllose Miriaden erschaffener Wesen ermessen? Der verstummende Geist spricht sich nicht in Worten aus, und versinkt in einen Strom von Gefühlen der Dankbarkeit und Liebe. Und wenn sein Wink die Natur erschüttert, daß Wasserfluthen und Flammengüsse aus den Donnerwolken hervorbrechen, die Grundfesten der Erde wanken, Berge einstürzen und Stürme die Wälder zerschmettern; oder wenn seine Hand finstere Verhängnisse über das verzagende Menschengeschlecht herbeiführt: wer nennt das Wort, welches die Allgewalt des Allmächtigen erschöpfend lehrt? Der bange Geist erzittert, und geht in den Empfindungen stillen Grauens unter.

Die Hoheit des Unendlichen, welche die Vernunft nicht fassen und begreifen kann, stürzt den Geist in Schweigen, und läßt ihn nur noch in Gefühlen beten. Darum ist die Musik, diese Sprache der Gefühle, mit Recht dem Gottesdienst geweiht, und eine heilige Zunge der Andacht geworden.

Darum ist es nicht gleichgültig, ob unsere Gesänge bei öffentlichen Gottesverehrungen, ob die Töne, welche unsere frommen Empfindungen erwecken, leiten, erheben, verschönern sollen, besser oder schlechter gebildet und zusammengeordnet sind. Der hohen Glocken Klänge und Orgeltöne Majestät erfüllt auch die Brust des rohen Menschen mit wunderbarer Ehrfurcht, und versetzt den Leichtsinnigsten in eine feierliche Stimmung. Was die Beredsamkeit des weisesten Kanzelredners nicht ver-

mag, bewirkt oft ein heiliges Lied durch die Zaubergewalt der Töne. Es bricht das zarte Herz; es erglüht das kalte Gemüth; es erwacht und steigt der tief gesunkene Geist auf den Fittigen neubelebter Gefühle zum Throne des Ewigen; der vormals freche Blick verdunkelt sich in Thränen der Rührung, und der Seufzer zittert aus der beengten Brust als Gebet zum Himmel empor. Was zur Verschönerung der Gottestempel, was zur Feierlichmachung der Verehrung des höchsten Wesens, was zur Aufregung frommer Empfindungen und erhabener Gesinnungen beitragen kann, ist Pflicht, zu befördern. Denn alles Aeussere wirkt auf das menschliche Gemüth mit unwiderstehlicher Macht. — Es ist eine allerdings tadelnswürdige Vernachlässigung des Volkes, und ein Abbruch, welcher der Religiosität geschieht, größer als man glaubt, wenn man Kirchen armselig, baufällig, unreinlich läßt, die zu feierlicher Versammlung christlicher Gemeinden bestimmt sind; wenn man, weit entfernt an Veredelung des kirchlichen Gesanges zu denken, denselben verwahrloset, daß er in ein unharmonisches, Ohr zerreissendes Geschrei entartet, welches, statt das Gemüth zu erhöhen, nur Empfindungen des Widerwillens oder Reiz zum Gespött und Lächeln erregt. Der erste große Eindruck ist verloren; die Andacht ist verscheucht; umsonst wird nachher die Beredtsamkeit und der Eifer der Seelsorger und Prediger sein, das Vertilgte wieder hervorzubringen.

Mit wie heiliger Begeisterung beteten Moses,

Asaph, David! Aber ihr Gebet war Gesang, Erguß der schönsten Empfindungen in rührende Töne. Die Harfenklänge Davids wurden seinem Geiste unsichtbare Himmelsleitern. Seine Gefühle hauchte er beseelend in die ganze Natur, so wie die Natur wieder in ihren Stimmen allgewaltig zu seinem bewegten Herzen sprach. O Gott! Deine Herrlichkeit in Worten auszusprechen, und mit Gedanken zu umfassen, wie vermag dies mein schwacher Geist! Darum gabst Du ihm die Sprache des Gefühls, die wahre Begeisterung der ehrfurchtvollen Anbetung, den tiefen Schrei der Natur, welcher zu Dir emporsteigt. In diesem Schrei des Frohlockens und des Schmerzens vereinigen sich die Stimmen aller Deiner Geschöpfe. Sie jauchzten ihr Entzücken, ihre Wonne Dir zu. Denn Du nur gibst die Freude, Du nur kannst vom Schmerz befreien. Darum klingt die ganze Schöpfung in Deiner Verherrlichung zusammen.

O lobet den Herrn auf Erden, ihr Wallfische und alle Tiefen, Feuer, Hagel, Schnee, Dampf und Sturmwinde, die sein Wort ausrichten; Berge und alle Hügel, fruchtbare Bäume und alle Zedern; Thiere und alles Vieh, Gewürm und Vögel; ihr Könige auf Erden und alle Leute, Fürsten und alle Richter auf Erden; Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen sollen loben den Namen des Herrn; denn sein Name allein ist hoch. Sein Lob gehet so weit Himmel und Erde ist!

XXII.

Erinnerungen an die Allmacht Gottes.

Erste Betrachtung.

Jesaias 6, 3.

Bis zu des Erdballs Achsen freu'n
Sich Wesen aller Art in Dir;
In heißen, sand'gen Wüstenei'n;
In unsern blüh'nden Fluren hier;
Im Eis des Nordens!

Viel Stufen wandeln sie zum Ziel
Nach größerer Verherrlichung;
Du wirkst, durch Schmerz und Freudenspie
Die höhere Entwickelung
Der Kräfte Aller!

Wer tritt wohl hinaus in den hohen, prachtvollen Tempel der Natur, wo die Erde, umstrahlt von Morgen- und Abendröthen, zum Altar wird, von welchem Opferdüfte gen Himmel wallen — wer tritt wohl hinaus, ohne nicht gern den Staub der Sorgen abzuschütteln, sich im Anblick der allgemeinen Herrlichkeit zu erquicken und Sehnsucht zu empfinden nach Anbetung? — Die wehenden Halme des Grases, die goldenen Saaten, die schwellenden Früchte, die früh und spät predigen: Gott ist die Liebe! — der stille Wechsel der Tage und Nächte, der Sonne und des Mondes; der Wan-

del der Jahreszeiten; das ewig gleiche Weltgesetz in der mannigfaltigen Unendlichkeit, verkünden die Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und Erkenntniß Gottes. — Der Duft, welcher dem Opferkelch der Blumen entsteigt; das erfrischende Wehen der Lüfte, wie der zermalmende Sturm; das Sumsen der fleißigen Biene vor unserm Ohr, wie der Donner, der die Gebirge zittern macht; der Farbenschmuck des flatternden Schmetterlings, wie das Strahlenthor des Regenbogens, — Alles spricht: Wir zeugen von dem Allmächtigen Gott. Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth! alle Lande sind seiner Ehre voll! (Jes. 6, 3.,

Alle Lande! — Nicht unsere Gegenden allein sind die beglückten. Größere Fülle des Reichthums) wunderbarere Fruchtbarkeit der Erde, mannigfaltigere Gestalten der Thiere und Pflanzen werden noch in andern Landschaften des Erdbodens erblickt. Sie prangen alle mit eigenthümlichen Seltenheiten und merkwürdigen Dingen, die den übrigen fehlen. Jede von ihnen hat ihre eigenen Reize und Vortheile — allen war der Schöpfer hold. Schon kennen wir zwar im Allgemeinen den größten Theil der Länder des Erdbodens; vielmal schon war der Erdball von kühnen Seefahrern umschifft; denn er ist rings mit Meer umgeben, worin sich die Welttheile oder das sogenannte feste Land wie große Inseln erheben; dennoch ist bis auf den heutigen Tag das Innere weitläufiger Landstriche und ganzer Welttheile noch unbesucht und

unbekannt geblieben. Welche wunderbare Pflanzen und Thiere mögen dort noch leben, von deren Gestalten, Beschaffenheit und Kräften wir keine Vorstellung haben! Welche Völker mit ihren Städten, Dörfern, Sitten und Gebräuchen, die uns ganz fremd sind und erst von unsern Enkeln erblickt werden mögen! Und wissen wir auch nichts von ihnen, doch sind sie Kinder Gottes; der ewige Vater weiß von ihnen, liebt sie, sorget für sie!

Wäre es einem Sterblichen vergönnt, von himmlischen Höhen herab mit einem einzigen Blicke die gesammte Erdkugel in ihrem ungeheuern Umfang von fünf- bis sechstausend Meilen zu überschauen; zu sehen, wie sie sich in ewig gleichen Entfernungen von der Sonne, neunzehn bis zwanzig Millionen Meilen weit von ihr, durch die unendliche Leere des Himmels dahinwälzt, leichter als eine Feder, die in den Lüften schwimmt, rollend, fliegend mit furchtbarer Geschwindigkeit, in jeder Minute zweihundert und vierzig Meilen forteilend, und so Jahr um Jahr ihre uralte, stille Bahn um die Sonne vollendet; könnte er überschauen mit einem einzigen Blicke die Formen der himmelhohen Gebirge, die brausenden, spielenden Meere, die grünenden Länder der Menschen, deren Haushalten und Leben — — ach, würde unser Herz die gewaltigen Gefühle ertragen können, welche dieser erschütternde Anblick hervorrufen müßte — dies Schauspiel, vor welchem selbst Engel in Entzücken und Erstaunen untergehen müßten? — — Nur der schwache Gedanke daran macht unsere Einbildungs-

kraft beben, und unsere Seele stimmt ehrfurchtvoll ein in das „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth. Alle Lande sind seiner Ehre voll!“

Wie ein weiches, grünes Kleid, hin und wieder von den goldenen Flecken heißer Sandwüsten gebrochen, umhüllen den Erdball die unzählbaren Pflanzen. Nur an seinen Aussenenden, welche gleichsam die Achsen sind, um die er sich dreht, glänzt das Silber ewigen Schnees und Eises. Hier starren Meer und Land von unaufhörlichem Winter. Zu diesen Enden der Welt gelangte noch der Fuß keines Sterblichen, verirrte sich noch der Fuß keines Vogels. Hier ist kein Leben, kein Laut. Nur einstürzende Eisberge unterbrechen zuweilen das weite Schweigen des Todes, welches hier immerdar herrscht. Von hier aus geht nichts über zu der bewohnten Welt, als von Zeit zu Zeit eine todte, funkelnde Eisinsel, die aus den Trümmern der gefrornen Decke entstand, welche hier das Weltmeer schließt.

Wo die ewige Schneewüste endet, welche die Achse des Erdballs verbirgt, beginnt, gegen die bewohnte Welt zu, das erste schwache Leben. Moose und Flechten kleben am nackten Felsen, um wenigen Gewürmen kärgliche Nahrung zu geben. Die noch oft gefrornen Wellen des Meeres sind süß und beherbergen kaum einzelne Fische. Der Mensch hat noch keinen Raum zur Wohnung; selbst das wilde Thier flieht die nahrungslose Einöde.

Erst da, wo die Sonnenstrahlen fähig werden, den Erdboden, wenn auch nur auf einige Wochen

im Jahr, aufzuthauen, regt sich der Athem der halberstarrten Natur. Kleines Weidengesträuch, das am Boden kriecht, zwerghaftes Birkengesträuch, grünt her und hin, wenn die Sonne den alten Schnee abschmilzt von den kalten Küsten. Der Mensch hauset erst, wo er einige höhere Gesträuche oder Bäume findet, oder wo das Meer zuweilen einiges Holz aus den entferntern Inseln und Ländern mit seinen Wellen an diese einsamen Ufer wirft. Da baut er seine Wohnung dürftig in die Erde hinein, um unter dem Schnee ihre natürliche Wärme zu geniessen. Das Land hat für ihn keinen Garten, kein Ackerfeld; es ist nur kurze Zeit von Frost entbunden. Bären, deren Fell weiß ist, wie der Schnee, denn sie Nahrung suchend durchirren; Marder, Zobel und anderes Wild geben ihm kümmerliche Speise durch ihr Fleisch und Bekleidung mit ihren erwärmenden Fellen. Reichlicher nährt ihn das Meer. Er durchrudert es verwegen auf leichten Schiffen, die er aus Mangel an Holz von den Häuten großer Fische zusammennäht, und mit den Gräten derselben ausspannt. In diesen kalten, selten besuchten Gewässern des Ozeans ist die Heimath des Wallfisches, der ungeheuern Schaaren der Häringe und anderer Meerbewohner, die nur selten in wärmere Gegenden hinstreifen. Ihr Fleisch ist des Menschen köstlichste Nahrung, die er getrocknet für den zehn Monate langen Winter und für die große Nacht aufbewahrt. Denn in diesen traurigen Gebieten, unfern den Achsen des Erdballs, ist fast eine Hälfte des Jahres in ununter-

brochener Nacht. Doch wird sie wunderbar durch den Glanz des Mondes oder der Gestirne und des blendenden Schnees erhellt, oder auch von Zeit zu Zeit durch den rothen Schimmer der Nordlichter, die von den Gegenden der Erdachse her wie brennende veränderliche Wolken über den ganzen Himmel ausströmen. Niemand kennt den Ursprung dieser Lichtfluthen. Aber gütig sorgte der Allmächtige durch sie für die Erleuchtung halbjähriger Dunkelheit, welcher endlich ein halbjähriger Tag folgt. Wenn dieser anbricht, o mit welchem Entzücken begrüßt der frohe Bewohner der Eiswüsten die Sonne! Aber sie steigt nicht empor, wie bei uns, um in baldigem Wechsel Morgen, Mittag und Abend zu verleihen, sondern streift viele Tage, nur zum Theile sichtbar, rings umher am äussersten Saume der Erde, hebt sich dann in schraubenförmiger Bahn zum Himmel, und hat sie ihre Höhe erreicht, sinkt sie in gleichen Windungen langsam wieder unter. Aber ihre Kraft ist schwach, wel ihre Strahlen fast immer nur flach über die Erde hinstreifen, wie bei uns in der Frühe des Morgens in den kürzesten Wintertagen.

Da, wo endlich schon Tage und Nächte in kürzern Zeitraumen zu wechseln anfangen, und das wohlthätige Tagesgestirn erwärmender im Zeitraum von vier bis fünf Monaten Frühling, Sommer und Herbst zusammendrängt, arbeitet das Leben der Natur mit größerer Macht. Es erheben sich hohe, finstere Wälder von Tannen, angefüllt mit wilden Thieren, deren Pelze begierig der Mensch

sucht, um durch Tausch für dieselben allerlei Erzeugnisse milderer Weltgegenden einzuhandeln. Dennoch ist sein Winter zu lang, sein Sommer zu flüchtig, als daß ihm Obstbäume in den rauhen Lüften blühen sollten und goldene Saaten. Die Kargheit der Natur macht das Volk hart, wild und kriegerisch. Sie streifen zu Roß umher durch die weiten, öden Steppen und Grasfelder, Raub zu suchen und Jagd. Erst wo die Natur milder wird; wo sie an Thieren und Pflanzen mannigfaltigere Art erzeugt; wo neben den schwarzen Tannen endlich auch das helle Laub der Buchen und der majestätischen Eichen leuchtet; wo nicht nur der traurige Eisvogel krächzt, sondern auch Singvögel aller Gattung, buntgefiedert, die Gebüsche mit ihren Melodien füllen; wo der Frühling sich mit Millionen Blumen kränzt, der Sommer die Saaten vergoldet, der Herbst den Apfel röthet, die Traube reift — erst da wird der Mensch milder.

Unter diesem gemäßigten Himmelsstrich ist gleichsam eine neue Welt. Die Allmacht Gottes enthüllt sich in mannigfaltigern Liebeswerken. Was die kältern und wärmern Weltgegenden hervorbringen, wird hier, wenn nicht immer durch die Natur, doch durch des Menschen Fleiß und Kunst, vereinigt. Hier bringt jede Spanne Bodens ihrem Bewohner wohlthätigen Zins. Hier weiden zahme Heerden sicher auf den Fluren der Dörfer, und die Städte ertönen vom Geräusch der Werkstätten. Auf den Strömen ziehen schwerbefrachtere Schiffe hin. Der Handel verknüpft die Nationen zu einer all=

gemeinen Familie, und gegenseitiges Bedürfniß söhnt endlich auch den Feindseligsten aus. Hier ist es, wo, von der Natur begünstigt, der menschliche Geist seine wunderbare Kraft am stärksten entwikkelt; wo er, in Kunst und Wissenschaft erfinderisch, jenen Nationen Licht und Nutzen bringt, die in entgegengesetzten Weltgegenden entweder von übermäßiger Kälte erstarrt und träge, oder von übermäßiger Sonnenhitze erschlafft und minder aufgelegt zur thätigen Lebensart sind.

Je weiter hin nach jenen heißen Himmelsstrichen, je reizbarer wird die ganze Natur und der Mensch. Im Ueberfluß bringt diesem der kaum bearbeitete Erdboden seine Nahrung; die köstlichsten Früchte reifen an den Bäumen, die finstern Tannenwälder verschwinden ganz, und werden vom freundlichen Grün des mannigfaltigsten Laubes verdrängt. Es scheint hier ein ewiger Frühling zu blühen; statt des Schnees fallen nur Regenschauer. Neue Pflanzen, neue Thiere in Wäldern, in Lüften und Wellen, beleben das All. Die wärmere Sonne theilt allen Wesen ihre höhere Gluth mit. Feuriger ist der Wein, kräftiger ist der Saft des Obstes. Der Mensch, im sinnlichen Wohlleben, scheint nur zum Vergnügen geboren. Seine Einbildungskraft ist brennender. Er liebt mehr das Schöne als das Nützliche; die Ruhe mehr als die Anstrengung des Fleißes. Umgeben von einem selten bewölkten Himmel, von einer üppigen Pflanzenwelt, die in den lebhaftesten Farben strahlt, wird selbst seine Religion heller, freundlicher, zu Freu-

denfesten einladend, wie im Gegentheil der Glaube des Bewohners unfruchtbarer, kalter Erdstriche trüb und ernst, wie sein Wolkenhimmel, freudenlos, wie sein Schneegefilde, kriegerisch, wie seine Lebensart ist.

So bildet sich allgemach von den Traubenhügeln und Kornfeldern der gemäßigten Erdgegend, durch die Palmen- und Zitronenwälder, der Uebergang zu dem heißen Erdgürtel, wo die Strahlen der Sonne senkrecht und glühend zur Erde niederfahren, und abermals der ganzen Natur eine andere Gestalt geben. Hier wohnen die Pflanzen und Thiere, welche nur gewohnt sind, sich gleichsam in Feuerluft zu baden, und immerdar Fremdlinge für die kältern Himmelsstriche bleiben. Menschen und Thiere werden nackter, gefärbter. Die Einwohner der Länder, braun, kupferfarben, dunkelschwarz, scheinen gewissermaßen anderer Natur, als wir, und eines andern Stammes. Die Gluth ihrer Leidenschaft, ihre fast unzähmbare Wildheit oder Grausamkeit, mahnt an das Entsetzliche der Thiere, mit welchen sie zu kämpfen haben, an jene Löwen, Tiger, Elephanten und Schlangen, welche die Einöden durchstreichen. Die Gewächse werden seltener auf dem ausgebrannten Erdgrund; viele ihrer Früchte haben das Feuer des Landes; von dorther stammen die brennenden Gewürze. Die Flammen der Sonne veröden viele Landstriche, und bringen dieselben Wirkungen hier ebenfalls zum Vorschein, welche man in den Ländern erblickt, die vom ewigen Frost erstarren. — Es dehnen sich unübersch-

bare, undurchdringliche Sandwüsten aus, wo alles Leben ausstirbt, wo kein Halm grünen, kein Wurm kriechen mag. — Hier waltet das Schweigen des Todes, wie in den Eisfeldern nahe an der Erdachse. — Und wie in den kalten Regionen nur meistens unfruchtbare, immer grünende Tannen dem Froste trotzen: so hier immer grüne, stachliche, gummireiche Gesträuche und Bäume, fähig, in der Alles versengenden Sonnengluth auszudauern. Wie dort, hört hier die Mannigfaltigkeit der Thiere auf. Wie dort im erstarrenden Frost, wird hier durch ermattende Hitze der Mensch an Geist und Körper unthätiger, schwächer. — Wie dort in den Eismeeren sich hin und wieder eine wenig bewohnbare Insel erhebt, so erblickt man auch in den heißen, endlosen Wüsteneien von Zeit zu Zeit um einen seltenen Wasserquell grünende Rasen mit Gesträuchen wie ein kleines Eiland aus den unermeßlichen Sandflächen hervorleuchten, als Landungsplatz für die Kauffahrer, welche mit ihren duldsamen Kameelen und ihren Waaren daselbst auszuruhen sich freuen.

Und wunderbar, wie in der Einöde des ewigen Schnees, unter flammenden Nordlichtern, ist Gottes Allmacht in den brennenden Sandwüsten, wo der Wind aus dem beweglichen Staube Berge zusammenführt, und in einer Nacht meilenweit verpflanzt; wo der Elephant sein Elfenbein ausstreut; der Riese unter den Vögeln, der Strauß, die Luft durchschneidet; das ungeheure Flußpferd nistet, die Riesenschlange lauert, und der tausend-

jährige Baum Baobab mit seinen ungeheuern Zweigen und heilsamen Blättern ein volkreiches Dorf beschattet, während das Innere seines Stammes selbst ein geräumiger Tempel der Andächtigen ist.

Herr, Herr, allmächtiger Gott des Himmels und der Erde! wie in den Gefilden meines irdischen Wohnplatzes, so bist Du in den Wüsten des ewigen Winters, so in der glühenden Einöde ein Vater voller Milde und Erbarmen gegen alle Deine Geschöpfe, die Du in das Leben gerufen hast. Welch eine Unendlichkeit und Mannigfaltigkeit der Schöpfungen auf diesem Erdball, und welche Weisheit und Fürsorge in Allem! Wie ist alles Land für die Kreatur so weislich eingerichtet, welche dasselbe bewohnt; wie jede Kreatur so prachtvoll gebaut und gestaltet für das Land, so Du ihr angewiesen! Könnte ich in die Abgründe des Weltmeeres niedersteigen, oder in die tiefsten Klüfte der Erde, wo Deine unsichtbare Hand die Quellen der Gebirge, die Adern der Metalle, die Fruchtbarkeit der Felder, und die Entsetzen des Erdbebens bereitet; oder könnte ich mich hinaufschwingen zu den Lüften, wo sich die Blitze des Himmels, die fallenden Sterne, die Platzregen, Schneeflocken und Hagelschauer bilden — überall, Allmächtiger, würde ich Dich erblicken, unbegreiflich groß und unerforschlich wunderbar!

O wie wird mir, namenloser Unendlicher, Du, den unzählbare Welten anbeten! wie wird mir, wenn ich bedenke, daß ich durch Jesum Christum Dich meinen Vater nennen darf! Wie kann

ich mein Glück, wie Deine Liebe und Hoheit aussprechen! Heilig bist Du, groß, gnädig und barmherzig! Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll! — —

XXIII.

Erinnerungen an die Allmacht Gottes.

Zweite Betrachtung.

Lukas 1, 37.

Was wir verstehn, entdecken wir
In Schimmern von Empfindung;
Dir aber, Herr, war's sonnenhell
Schon vor der Welten Gründung.
Wir sammeln viel durch Unterricht,
Durch Ahnung viel zusammen:
Doch das für uns verborgne Licht
Strahlt, wie ein Meer voll Flammen,
Vor Deinem Angesicht.

Dich, den ich nie erforschen kann,
Nie schauen ohne Hülle,
Allmächtiger, Dich bet' ich an
In schauerlicher Stille.
O laß Du, den das Weltall preis't,
Aus Deines Lichtes Meeren
Nur einen Tropfen meinem Geist,
Dich würdig zu verehren,
Dich, den das Weltall preis't!

Oft und am liebsten suchte Jesus, so lange er unter den Kindern des Staubes wandelte, den Schauplatz der freien Natur. Da überließ er sich seinen Betrachtungen; da lehrte er, und wies hin auf die väterliche Fürsorge des Schöpfers, und entlehnte von den Umgebungen die sinnreichsten und erwecklichsten Bilder. Denn die Schöpfungen der Allmacht, alle diese Wunder der Erde und des Himmels, sind der schöne, geheimnißvolle Schleier, in welchen sich die Gottheit verhüllt vor den Augen der Sterblichen. Aber sie verhüllt sich vor den Blicken der Sterblichen, nicht um ihnen verborgen zu bleiben, sondern sich nach Maßgabe ihrer Kraft und Schwäche zu offenbaren. Welcher Mensch könnte den unmittelbaren Anblick der Majestät Gottes ertragen? Das Auge, welches den unverhüllten Glanz der Sonne schauen will, erblindet im Uebermaße des gewaltigen Lichts.

Darum führte Jesus Meissias seine Jünger oftmals hinaus in das Heiligthum der Natur, und zeigte in die Unermeßlichkeit des Weltalls hinauf; auf die glänzenden Wohnungen im Hause seines und unsers Vaters; und wieder hinab auf die Lilien des Feldes, die da wachsen und nicht arbeiten, nicht spinnen, und doch mit einer Herrlichkeit bekleidet sind, daß auch Salomo nicht prangte, wie eine derselben; und wieder auf die Vögel unter dem Himmel, die nicht säen, die nicht ärnten, und dennoch von ihrem Schöpfer ernährt werden,

der für alle sorgt, also, daß kein Sperling vom Dache fällt, ohne seinen Willen.

So will auch ich denn oft hinauseilen aus den engen Zimmern in die freie Natur, wo sich mein gebundener Geist wieder freier fühlt im göttlichen All; will mich da wieder erquicken nach des Lebens mannigfachen Mühen, mich zerstreuen von den quälenden, verfolgenden, eiteln Sorgen, und mich erheben und aufrichten von dem erdrückenden Alltagsleben der Welt. Ich folge den Fußstapfen meines göttlichen Meisters. Wo wäre denn ein Sterblicher, und könnte er reden mit Engelszungen, der von der Allmacht der Liebe so ergreifend reden könnte, als die Werke der Gottheit selber sprechen? Und was ist alle Weisheit der Schulen gegen eine einzige Ahnung, die mir aus der Fülle der Schöpfungen, diesem Abglanz göttlicher Herrlichkeit, erleuchtend in die Seele dringt!

Ich fühle es oft, mich ruft die Natur an ihre Brust. Ich bin ein anderer Mensch in den geschlossenen Zimmern, wo mich so viele kleinliche Umstände widerwärtig mahnen, und mein Gemüth bedrängen und es von allem Großen abziehen. Ich bin ein anderer Mensch, wenn mich, umstrahlt vom himmlischen Morgenroth, das reine Entzükken der erwachenden Natur durchströmt; oder wenn ich im gesunden Schatten wehender Gebüsche, einsam oder an der Seite eines Freundes, in heitern Gesprächen mich erfreue; oder wenn liebliche Abendstille ihren Frieden in mein Gemüth legt; oder wenn die heilige Pracht einer gestirnten Nacht

mich umschauert, und die Strahlen entfernter Welten auf mich herniederglänzen, wie Lichtblicke durch den Vorhang, der die Ewigkeit mit ihren Geheimnissen deckt.

Und immerdar und überall, es brause der Strom, es säusele das Laub, es schalle der Donner gebrochen in hundert Wiederhallen, es singe der Vogel aus den Zweigen sein fröhliches Lied, — immerdar und überall ist es die Allmacht der höchsten Liebe, die mir der Mund der Natur verkündet. Wie dies Wunderbare alles ward, so weise, so genau berechnet in der Bildung des zartesten Mooses, wie in der Unermeßlichkeit des Ganzen; und wie sich dies Alles so und nicht anders fügte, so und nicht anders kommen darf — ach! wie gern möchte ich es ergründen! — Aber wer mag es erforschen? — Ich verstumme. Ich bete an. Es bleibt meinem Geiste nur der eine Gedanke: bei Gott ist kein Ding unmöglich! (Luk 1, 37.)

Vorzüglich erstaunenswürdig erscheint mir oft der wunderbare Zusammenhang alles Erschaffenen. Nichts kann dastehen, nichts vorhanden sein, ohne Einwirkung der gesammten Schöpfung im Großen. Selbst die Blume, welche du an deinen Busen steckst, würde nicht in deinem engen Gartenbeete, nicht zwischen dem Grase des Feldes geblüht haben, ohne den Einklang der entferntesten Welten. — Wie wenige Menschen ahnen dies! In ihren Vorstellungen ist der Kreis aller Kräfte auf einen geringen Umfang beschränkt. Was auf Erden ge-

schieht, glauben sie, sei auf Erden bewirkt. Jene zahllosen Weltkörper, sämmtlich weit größer als unser Erdball, die aber aus den Tiefen des Himmels nur als Gestirne schimmern, scheinen ihnen höchstens nur zu einer Verschönerung der Nacht da zu sein.

Nein, sie haben höhere Bestimmungen. Unsere Erde ist kein selbstständiger, besonderer Theil des Weltalls, sondern innig verknüpft mit dem Ganzen, und das Ganze mit uns. Das All der Gottesschöpfungen ist nur ein ungeheures Eines, und in und mit und auf und durch einander wirkend. Im ganzen Weltgebäude ist nichts Getrenntes; Alles ist ein und dasselbe Leben, Alles ein und dasselbe Wesen. Ja, Sterblicher, erinnere dich oft daran, das Kleinste wie das Größte, was du auf Erden findest, ist mit den entferntesten Weltkörpern verbunden und eins. Das Brod, welches du speisest, das Wasser welches deinen Durst löscht, die Art deiner Bekleidung, deines Volkes Gebräuche und Beschäftigungen, deines Landes Sprache, das kleinste Haar deines Hauptes, wie es erwachset und ergrauet — Alles ist, wie es ist, durch die Wechselwirkungen der Welten in den ungeheuersten Fernen nothwendig geworden. Siehest du den Stein am Ufer des Meeres liegen? Wie kam er auf seinen Platz? Die Welle spülte ihn dahin. Wie stieg aber die Welle so hoch und mit solcher Kraft? Sie ward durch die eingetretene Fluth getrieben. Was bewirkt aber die Fluth des Meeres? Die anziehende

Kraft des Mondes, der bei fünfzigtausend Meilen weit von uns entfernt schwebt. Wie er um die Erde wandelt und sie anzieht, gibt er das Wasser des unter ihm gelegenen Meeres, also, daß es von den entlegenen Ufern zurücktritt, und daselbst sogenannte Ebbe oder Trockne wird. Wandelt er weiter, so kehren die entfesselten, gehobenen Wogen in ihre vorige Lage heim; sie steigen wieder am Gestade aufwärts. Dies ist die sogenannte Fluth, welche binnen vierundzwanzig Stunden regelmäßig zweimal kommt und zweimal zurückweicht.

Die gesammte Verschiedenheit der Himmelsstriche, die daraus entspringende Mannigfaltigkeit der Gegenden, ihrer Bewohner und Erzeugnisse, daß das ewige Eis die Erdachse einpanzert, daß der Mensch in der Nähe derselben unter Schneedächern wohnt, in Thierfellen einherwandelt; die Sandwüsten der heißen Weltgegenden, daß dort nur die Palme gedeiht und das Gewürz reift, daß der Mensch daselbst in Gestalt und Farbe, Kleidung und Lebensart, religiöser Vorstellung, und in Denkarten und Neigungen von uns so verschieden sein muß, wie seine Pflanzen, seine Thierarten verschieden sind von den unserigen, oder wie wir nothwendig in Allem, so wie unsere Gewächse, unsere einheimischen Thierarten, verschieden sein müssen von denen, welche in den Eisländern leben — dies Alles ist nur die Wirkung von der schiefen Richtung des Erdballs, in wel-

cher derselbe sich, gleich andern Planeten, um die Sonne wälzt.

Die Sonne läßt ihre Strahlen nur auf diejenigen Länder senkrecht niederfallen und brennt da am heftigsten, wo dieselben ihr in gerader Richtung gegenüberstehen. Ueber andere Gegenden der Erde, nach beiden Aussenseiten hin, um welche sich der Erdball dreht, fallen die Strahlen schräger und flächer; daher sind sie milder. Weil aber, vermöge ihrer schiefen Richtung zur Sonne, die Erde so um dieselbe auf- und absteigend rollt, daß die Strahlen des Tagesgestirns nicht beständig den gleichen schmalen Streif um die Erde senkrecht berühren, sondern daß die Sonne gleichsam auf einen Erdstrich von ungefähr siebenhundert Meilen Breite her- und hinwandelt, so entstehen daraus die Jahreszeiten. Nahert sich die Sonne mit ihrer senkrechten Strahlenrichtung dem uns näher liegenden Saum des heißen Erdgürtels: so empfangen wir mehr Wärme; Frühling und Sommer kommen. Wendet sie sich wieder ab zum entgegengesetzten Saum, so verschwindet die Wärme allmälig. Es kommt der Herbst; es gefrieren die Wasser; es wird Winter. Ohne diese Stellung des Erdballs in seinem regelmäßigen Umherschweben würde ein Theil der Erde, rings um dieselbe, wo die Sonnenstrahlen also unaufhörlich senkrecht niederfielen, ganz versengen, verhärten, verglasen, vollkommen unbewohnbar bleiben müssen. Die Bewohner der angrenzenden Gegenden wür-

den ewigen Frühling im Herbste geniessen. Allein der bei weitem größte Theil der Erdenwelt, wohin sich die Sonnenstrahlen niemals näherten, würde tief unter ungeheuern Schnee- und Eislagern ewig vergraben werden, wo jetzt die reizendsten Fluren grünen, die volkreichsten Dörfer, die prachtvollsten Städte und Tempel der Menschen glänzen.

Also aus der Stellung und wechselseitigen Einwirkung der Weltkörper im großen, göttlichen All entspringen die verschiedenen Naturen der Landschaften auf Erden; aber aus der Verschiedenheit der Himmelsstriche, Witterungen, Thiere und Pflanzen der verschiedenen Weltgegenden entsteht auch eine unter einander verschiedene Ernährungsart und Beschäftigungsweise ihrer Bewohner. Der Mensch in den heißen Ländern hat zu seiner Erhaltung ganz andere Speisen nöthig, als der in den Eisgefilden; ganz andere Kleider, Wohnungen und Vorsichtsmittel gegen die Gefahren der Umstände. Daraus entwickelten sich ganz andere Arten des Berufs, ganz andere Gebräuche, Sitten und bürgerliche Verhältnisse; aus diesen wieder ganz andere Gesetze und Verfassungen, denn diese sind immer nothwendige Folgen von jenen.

Der Einfluß der äussern Umgebungen, der herrschenden Wärme und Kälte, der Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft, der Fruchtbarkeit und Wildheit des Bodens, der Nahrungsmittel und Getränke, ist für die Beschaffenheit des menschlichen Körpers von großer Bedeutung. Schon die Leibesfarbe der Menschen von den Eisländern bis

zu den heißen Gegenden deutet darauf hin. Was den Regionen des ewigen Schnees näher wohnt, ist weiß; so die Haut der Menschen; so das Fell der meisten wilden Thiere daselbst. Das gelbe Hauptbaar der Menschen wird nur in kältern Erdstrichen häufiger gefunden. In den wärmern ist es schwarz; die Haut der Menschen brauner und immer dunkler, bis zur tiefsten Schwärze. Der Bewohner der Eisfelder, welcher vom Fleische und Thrane der Fische lebt, ist stumpf, träge, zu wenig großen Dingen aufgelegt. Der Mensch in rauhen Landschaften, welcher sich von Milch und Fleisch der vierfüßigen Thiere, ernährt, ist thätig, unerschrocken, kriegerisch, freiheitliebend; das Volk in Weinländern allezeit reizbarer; fröhlicher, beweglicher; das in heißen Gegenden weichlich und heftig, grausam und schlaff, wollüstig und sklavisch.

Nothwendig nehmen die religiösen Vorstellungen der Nationen mehr oder weniger den Ton der herrschenden Denkarten und Neigungen an. So ist der Glaube der Menschen in kältern Weltgegenden ernster, kriegerischer, mehr Sache des Verstandes als der Empfindung; in den wärmern mehr Sache einer feurigen Einbildungskraft, üppiger, sinnlicher, fröhlicher. Die Religion des Menschen ist gewöhnlich, wie er selbst ist.

Aber die Mannigfaltigkeiten der natürlichen Eigenschaften von den Ländern sollten nach Gottes weisen Absichten eine engere Verbindung unter den Menschen bewirken, und daß Einer dem Andern diene mit seiner Gabe, die er empfangen hat.

Wie sich ein einzelner Sterblicher nicht selber genug sein kann, sondern der Beihilfe Anderer zu seinem Wohlsein bedarf: also hat auch ein Volk des andern nöthig, wenn es einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreichen will. Gott liebt alle seine Erschaffenen als Vater; darum wollte er, daß wir uns gegenseitig um unsers eigenen Vortheils willen verbrüdern sollten. Darum verlieh er dem Einen, was dem Andern mangelt. — Die Menschen können nur durch gegenseitigen Beistand, durch wechselsweise Belehrung, ihre Verstandeskräfte ausbilden, ihre Kenntnisse bereichern, ihr Gemüth veredeln. So mußten sie sich erst in den allergeringsten Dingen einander vorher unentbehrlich werden. Die Thiere leben ausser der Begattungszeit von einander unabhängig. Die Aeltern vergessen selbst ihre Jungen. Jedes kann sich seine Nahrung leicht auffinden und seine geringen Bedürfnisse befriedigen. Aber das Thier ist auch ohne einen Geist, der höherer Vollkommenheit fähig und geweiht ist. Könnten die Menschen unbekümmert um einander auf Erden wandeln, wie die Thiere, so blieben sie Thiere. Es wäre kein Druck vorhanden, der sie zur Entwickelung ihrer erhabensten Kräfte nöthigte. So zweckt also auch hier das Gesetz der ewigen Weltordnung alles Irdische auf ein *geistiges Ziel* hin, auf das *Göttliche* in uns.

Mit Erstaunen werfe ich den Blick hier durch die endlosen Verkettungen, durch die unabsehbaren Reihen der Ursachen und Wirkungen hin. O,

allmächtiger Gott, wie wunderbar rührt das Irdische an das Geistige; wie hast Du Alles in dem Gewebe des großen Naturganzen so weise verflochten! Erde und Himmel vermischen sich zu Deinem Willen, o Du, vor dem kein Ding unmöglich ist! — Welch ein mannigfaltiges ungeheures Getriebe, welch ein unendliches Wechseln hienieden — und das alles nur hervorgerufen durch die Richtung der Erdbahn um die Sonne! Jener leuchtende Weltkörper also aus seinen himmlischen Fernen wirkt so gewaltig auf die Natur, auf die Eigenschaften, auf das eigenthümliche Leben und Weben der Völker des Erdbodens! In den Strahlen des Lichts und der Wärme also, die aus jenem entfernten Stern auf uns fallen, liegt die erste Ursache der ausserordentlichsten und gewöhnlichsten Erscheinungen hienieden! Und woher nimmt die Sonne ihre nie verarmende Lichthülle? — Wie sich unsere Erde, dürstend nach ihren Strahlen, jährlich um sie bewegt: so bewegt sich auch die Sonne wieder mit allen andern sie begleitenden Welten. Sie bewegt sich um einen andern Mittelpunkt, vielleicht um eine noch größere Sonne, die in unermeßlicher Ferne des ewigen Alls vor unsern Augen verborgen glänzt. Und diese — welches ist ihr Wandel und Wesen? — — Die Flügel meiner vermessenen Einbildungskraft sinken — ich verstumme in Gedanken Deiner Allmacht, o allmächtiger Gott! Du leitest die Sonnen und Monde und Sterne in der uferlosen Ewigkeit Deines Schöpfungsalls mit einer Kraft

und Weisheit, die kein Seraph ausspricht, daß sie alle unter einander sich wechselhaft Licht und Leben zusenden, und daß selbst der Grashalm, welcher auf Erden blüht, in Berührung und Verbindung mit den entferntesten Welten lebt! Wer mag Deine Hoheit und Macht ergründen? Ich höre Deine Stimme aus dem Munde der Natur, wie sie sprach zu Hiob: Wo warst du, da ich die Erde gründete? Weißt du, Sterblicher, wer ihr das Maß gesetzt hat, oder wer über ihr eine Richtschnur gezogen hat? Oder worauf stehen ihre Füße versenket, oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt; da mich die Morgensterne mit einander lobeten, und jauchzten alle Kinder Gottes? Bist du in den Grund des Meeres gekommen und hast in den Fußstapfen der Tiefe gewandelt? Haben sich dir des Todes Thore je aufgethan, oder hast du gesehen die Thore der Finsterniß? Kannst du die Bande der sieben Sterne binden, oder das Band des Orion auflösen? Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit, oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen? Weißt du wie der Himmel zu regieren ist? oder kannst du ihn meistern auf Erden? Kannst du die Blitze auslassen daß sie hinfahren und sprechen: Hier sind wir! Wer gibt die Weisheit in das Verborgene, wer gibt die Gedanken des Verstandes? (Hiob 58.)

Fallet nieder, o ihr Erschaffenen Gottes, vor dem Angesichte des Herrn, und betet an! Demü-

thigt euch vor dem Herrn der Heerschaaren, der Seraphim der Erzengel und Engel, und all ihr unsterbliche Geister, betet an. Der Herr ist Gott — und er allein Gott! der Allmächtige, Er!

XXIV.

Das Gewitter.

Psalm 29.

Gottes Nähe, Gottes Nähe!
Quell der stillen Wonne mir,
Wie wenn Dich mein Auge sähe,
Eilt die Seele hin zu Dir.
Dir, der Tag und Nächte sendet,
Freuden ausströmt, Unglück wendet,
Vater, der bei Tag und Nacht
Ueber Wurm und Engel wacht.

Dir, der in des Donners Stimmen,
In der Blitze Pracht erscheint,
Und erscheint, wo Sterne schwimmen,
Und wo Staub mit Staub sich eint;
Dessen Näh' ich im Gefühle
Meines Schicksals immer fühle:
Dir, mein Gott, will ich mich nah'n,
Ueberall Dich, Herr, umfah'n!

In doppelter Natur wandelt der Mensch auf Erden; — in irdischer, sinnlicher, fleischlicher Natur, und in himmlischer oder geistiger.

Das Fleischliche neigt sich herab zur Erde, von der es gekommen; das Geistige sehnt sich zum Himmel empor, von dem es stammt.

In der Todesstunde kehrt das Irdische an uns zum Staube, der Geist zum Ewigen zurück.

Der fleischliche, das heißt, der sinnlich gesinnte Mensch, lebt nur im Sinnlichen, nur für das Irdische; er lebt nur für das, was der Vergänglichkeit und dem Tode gehört. Der geistige Mensch aber lebt im Geiste, das heißt, er handelt göttlich, oder nach Gottes Willen; er lebt für das wahre Leben und den Frieden. (Röm. 8, 6.)

Im Fleische leben heißt, nur überall das Irdische sehen; nur der Sinnlichkeit fröhnen; in andern Menschen nur auf ihren irdischen Werth achten, nur ihren Reichthum, ihren Stand, die Häßlichkeit oder Schönheit ihrer Gestalt, ihre Geschicklichkeit ins Auge fassen. Der fleischlich gesinnte Mensch sieht in der göttlichen Schöpfung nur das Irdische, die todte Natur, das Vergängliche, was seine Augen, Ohren und übrigen Sinne erfreut.

Im Geiste leben heißt, überall nur das Göttliche wahrnehmen; nur mit dem Göttlichen umgehen; nur die Seelengröße und Seelenschönheit der Mitmenschen aufsuchen und lieben; mit ihnen sich nur als mit sittlichen Wesen einlassen, und in ihnen die höhere Natur achten. Der geistige Mensch sieht in der göttlichen Schöpfung nicht bloß das Angenehme, Nützliche, das Große und Schöne; — nein, er findet in dem ewigen, wun-

dervollen Spiel der Natur eine Selbstoffenbarung Gottes für den menschlichen Geist. Er empfindet überall die Gegenwart des Unendlichen, die Nähe Gottes. Er ist Geist, und steht nur vorzüglich mit dem Geistigen der Welt im Bund und Verkehr.

Ach warum ist meine Sprache zu arm, meine Zunge zu schwach, die Erhabenheit und den Werth des geistigen Lebens zu schildern, welches, wie Jesus Christus, sein Nachfolger, der wahre Christ, führt! — Nur wer vom Geist ist, versteht meine Worte. Der Irdische, dem nie andere Wollust lächelte, als Sinnenkitzel, der nie andere Schmerzen fühlte, als irdische, versteht mich nicht, und spottet meiner. Fur ihn ist nur ein buntes Reich, der Körper, keine geistige Welt; für ihn ist nur zwischen Wiege und Sarg ein Traum, kein ewiges, zusammenhängendes Sein. Er empfindet, gleich dem Thiere, nur die Lust und den Schmerz, und nichts weiter; — er empfindet nicht überall und immer Gottes Nähe, und daß wir in dem Heiligen, Ewigen, Unsichtbaren leben, weben und sind.

Wenn aber ein mächtiges, fremdes Verhängniß über ihn ergeht, oder eine große Erscheinung aus der Schöpfung sein irres Gemüth ergreift, und er schaudernd vor der Erhabenheit solcher Ereignisse zusammensinkt, fühlt er nur die Lust oder den Schmerz derselben, nur höchstens ein flüchtiges frohes Aufwallen seiner Empfindungen,

oder ein knechtisches Zittern vor der Hand des Allmächtigen.

Du hast sie empfunden, die göttliche Nähe, oft und mannigfaltig empfunden — warum erlosch dein besseres Gefühl so bald wieder im Schlamme der Sinnlichkeit? — warum hieltest du den bessern Menschen, das geistige Leben in dir, nicht fest?

Wurdest du noch nie durch eine ausserordentliche Begebenheit überrascht, die dich mit Entzücken erfullte, und die stumme Thräne der Freude in dein Auge rief? — Gedenkest du noch der feierlichen Stimmung deines Gemüthes in jenen seltenen Lebensstunden, und wie du selbst ein höherer, verklärterer Mensch zu sein schienst? — Erinnerst du dich noch, wie damals die Welt mit all ihrer irdischen Herrlichkeit in deinen Entzükkungen unterging, und deine Seele von den Ahnungen der Ewigkeit und der göttlichen Macht selig zitterte? — Dies war einer der heiligern Augenblicke deines Lebens, — dies war ein Sonnenblick in deinem geistigen Leben — da empfandest du die göttliche Nähe.

Hat dich, o Sterblicher, noch nie des Todes schwarzer Flügel stärker umrauscht? — schwanktest du noch niemals in Todesgefahren an den Schwellen der Ewigkeit hoffnungslos? Wenn dann auf dem peinlichen Krankenlager, oder auf dem Schlachtfelde, oder in feindlicher Plünderung, oder von mörderischen Kugeln und Schwertern bedroht, du aufhörtest dir selbst zu sein, und du

dich nur in der Hand der Allmacht fühltest — wenn du zwischen Seyn und Nichtsein in dumpfer Betäubung hinrangst, und die Welt, mit Allem, was sie hat, nichts ward, dein Blick aber auf das Jenseits sah — — wenn dann dich eine fremde Gewalt, eine höhere Macht plötzlich rettete, dich deinen Geliebten auf Erden noch einmal zurückgab, und du tiefern, frohern Athem nach der Gefahr einsogst — wie war dir? Mit welchen großen Empfindungen war deine Brust bewegt? Wie ganz anders erschien dir nun die Welt um dich her? — Da hast du den erhabenen Lenker deiner Schicksale geahnet; da hast du seine göttliche Nähe gefühlt. Wie, und warum sankst du in dein niedriges blos irdisches Treiben wieder zurück? Warum erneutest du die Seligkeit des geistigen Lebens nicht öfter in dir?

Wenn im wunderbaren Glanze eines Frühlingsmorgens die weite Landschaft mit ihren strahlenden Blüthen, mit ihren Gebirgen und Wäldern um uns her schwimmt, wie ein himmlisches Traumbild; wenn in den goldenen Furchen des Stromes und in den Thautropfen der Halme der gebrochene Sonnenstrahl flammt, Nebelsäulen aus dem Thale wie Dankopfer vom Altar der Erde zum Himmel steigen, und der Wurm im duftenden Grase zirpt, und die Lerche hoch zu den Wolken ihr Jubellied trägt — ergriff dich da nicht ein fremdes Gefühl, eine heilige Wollust, wie du nie in den Lustbarkeiten der

Menschen, nie im Kreise ihrer Kunstwerke empfunden? — Dies war ein Strahl des geistigen Lebens in dein vom Irdischen befangenes Gemüth — Du empfandest für einen Augenblick heller die göttliche Nähe.

Oder wenn du einsam in wolkenloser Mitternacht den Blick neugierig über die schlafende Welt hinauswarfst, und sahst die athemlose Natur unter dem Leichentuch von Schnee, und Städte und Dörfer wie ausgestorben, — und der Menschen gedachtest, wie sie still schlummerten unweit der Gräber der früher Entschlafenen; — wenn dein Blick sich schaudernd von dem Bilde solcher entseelten Welt wegwandte zum Himmel, und du droben in den flammenden Kränzen und Reihen der Gestirne ein neues, stilles, wunderbar heiliges Leben erblicktest; wenn dir aus unermeßbaren Fernen des Weltalls die Miriaden Sonnen, jetzt nur zitternden Funken gleich, ihr freundliches Licht entgegengossen; wenn dich das Gefühl deiner Nichtigkeit und der Größe und Herrlichkeit des Weltgebäudes gewaltig erschütterte, und du unter diesen majestätischen Umgebungen versinkend, nach dem **Einzigen** griffst, der da ist der **Ewige** und **Unveränderlich-Große**: — damals, o Sterblicher, durchdrang dich **göttliche Nähe** und lebtest du einen Augenblick **geistigen Lebens**.

Von allen Einrichtungen der göttlichen Schöpfung aber ruft keine so oft und so machtvoll die Erinnerungen an den Allgewaltigen in das menschliche Gemüth, als das **Ungewitter**. Aber wie

verschieden wird diese große wohlthätige Erscheinung von den Menschen aufgenommen, empfunden und beurtheilt! Wie ganz verschiedene Wirkungen bringt sie in den Herzen hervor! — Der geistige Mensch sieht Gott der sinnliche Mensch nur sich und seine kleine Habe in dem prachtvollen scheinbaren Aufruhr der Natur. Der geistige Mensch fühlt sich froher in dem sichern Arm seines ewigen Vaters; der sinnliche Mensch zittert nur für seinen Leib, für sein Haus für sein Vermögen, welches ein Hagel zu zerschmettern droht. Der geistige Mensch erkennt im Sturm des Gewitters, wie im Hauch einer Abendluft, welche um Blumen spielt, Gottes Nähe, Gottes Liebe; der fleischlich gesinnte Mensch erschrickt und bebt knechtisch vor des Allmächtigen Donner. Der geistige Mensch fühlt nach dem Gewitter den Gottesfrieden, und seine Seele preiset die unendliche Güte; der sinnliche Mensch erneuert sein altes Leben, fährt in seinem sündlichen Thun fort, und vergißt Gottes durch Jesum geoffenbarten Willen eben so bald, als er meint, daß die Gefahr vorübergegangen sei.

Ich will bei deiner Betrachtung verweilen, majestätisches Schauspiel in der Schöpfung, furchtbares prächtiges Gewitter, welches wie ein Zeuge Gottes über den verstummenden Erdball wandert, und ihn erquickt, und Menschen und Thiere mit gesündern Lüften nährt.

Siehe, die Pflanzen haben schmachtend ihr welkes Haupt gesenkt; die Thiere lechzen im heißen

Sonnenstrahl; die Erde spaltet sich und dürstet nach Regen, um die Wurzeln der Kräuter und Blumen und Bäume zu tränken. Die Thiere schleichen ermattet, und der Mensch geht erschlafft umher durch die glühende Luft.

Gott winkt, einzelne Wolken sammeln sich am Himmel. Sie wachsein und schwellen; Niemand sieht, woher sie ihre Größe nehmen. Gleich schwimmenden Gebirgen lagern sie sich am Himmel hin, und in ihrem Schoose bereitet eine unsichtbare Gewalt den Segen des Erdballs. Jene ungeheuern Lasten und Ströme befruchtenden Regens, fähig Ströme emporzuschwellen, die festesten Dämme zu sprengen und ganze Thäler zu überschwemmen, schweben leicht und festgebannt in den Gewölken des Himmels, wie eine Feder auf der Luft schwimmt. Unerforschliches Wunder Gottes! Ein Ozean schwebt über meinem Haupt ohne alle Schwere, und die Luft, welche sonst keinen Tropfen Wassers aufhalten kann, trägt ein ganzes Meer!

Immer finsterer wird der Himmel. In feierlicher Ruhe wartet der Erdball. Die Thiere des Waldes verbergen sich schüchtern in ihren Höhlen. Einzelne Vögel schwärmen weißglänzend unter den dunkeln Gewölken; sie sehnen sich der allgemeinen nahen Erquickung entgegen, die Gott sendet.

Ein leichter Wirbelwind zieht über die Straßen und Hütten der Menschen hinweg, und führt Säulen aufsteigenden Staubes vorüber. Er ist

der Bote des kommenden Gewitters. Schon rauscht das Laub der Bäume von einzeln fallenden Tropfen des Regens; schon rauscht ein dumpfer Wiederhall des fernern Donners um unser Ohr. Ein Sturmwind erschüttert den Wald; ein dunkler Regen strömt über die Landschaft; ein Feuerstrom zerreißt die Wolken, und der Donner bezeugt Gottes Herrlichkeit und ewige Macht. — Dem Christen pocht das freudige Herz, und seine Zunge stammelt in dem furchtbar schönen Naturgesang des Donners und der Stürme: „O wie groß, wie groß ist Gott!" — Der bleiche Sünder bebt und fragt: „Ist die Stunde meines Gerichts vorhanden?" Der Gottesläugner sieht unter sich die zitternde Erde, über sich die Wolken, die wunderbar in ihrem Schoose Feuerflammen und Wasserströme nähren können, und spricht zwischen den fallenden Blitzen: „Ja, es ist ein Gott!"

Der wahre Christ ist im Gewitter und während des Kampfes aller Elemente in seiner Gemüthsruhe unverändert. Er lebt in Gottesverehrung. Er kennt die Güte und Weisheit seines himmlischen Vaters; er preiset sie lauter. Er ist voll innigen Vertrauens auf die himmlische, Alles leitende Vorsehung. Er zittert nicht für sein Leben; dies und alles Andere ist ja in Gottes Hand. Um uns zu tödten, bedarf es wahrlich nicht eines Aufruhrs der ganzen Natur. Ein Tropfen Bluts, der in unsern Adern stockt, eine kleine zarte Fiber, die in unserm Körperbau

zerreißt, ist hinlänglich, uns zu den Todten zu führen.

Die Furcht des Menschen bei Gewittern ist mehr oder weniger eine Folge seiner Kleinmüthigkeit, seines schwachen Glaubens an die göttliche Vorsehung, seiner unchristlichen Vorstellungen, die er sich von Gott selbst und den göttlichen Absichten in der Schöpfung macht.

Zwar kann auf die empfindsamen Nerven mancher Menschen die Gewitterluft solchen Einfluß haben, daß daraus eine unwillkührliche Bangigkeit in ihnen entsteht. Allein dies unangenehme körperliche Gefühl kann durch festen Willen, durch deutliche Vorstellungen von der Gefahrlosigkeit der Gewitter, überwunden werden; durch die Ueberzeugung und Erfahrung, daß von vielen tausend fallenden Blitzen kaum einer zum Nachtheil der Menschen niederfährt; daß die Gefahr des Blitzes eben so gut durch Sicherheitsmaßregeln verhütet wird, als man sich vor Feuers- und Wassersnoth oder andern Gefahren durch Klugheit und Gebrauch des dazu von Gott gegebenen Verstandes verwahren kann; daß ein Metallstab, der vom Gipfel unserer Wohnung bis zur Erde niedergeht, den stärksten Blitz gleichsam eintrinkt und unschädlich für das Haus macht, welches uns beherbergt. Zur Selbstberuhigung solcher Menschen beim herrlichen Schauspiel des Gewitters ist es allerdings Pflicht, daß sie jene Sicherheitsmaßregeln anwenden, und Gebrauch von der Kraft machen, die Gott dem

Metall ertheilte, uns vor der zerstörenden Gewalt des Blitzes zu bewahren. Machen wir nicht Gebrauch von der Kraft des Wassers, um die Flammen zu löschen, daß sie nicht unser Haus verzehren? Machen wir nicht Gebrauch von der Kunst des Schwimmens, um unser Leben zu retten, wenn wir in die Wellen eines Flusses stürzen? Machen wir nicht Gebrauch von der Kraft wohlthätiger Kräuter gegen Krankheiten, die uns zu tödten drohen? — Gott, Du gabst mir Einsicht und Verstand, daß ich zu meiner Erhaltung Deine Geschenke gebrauchen sollte; frevelvolle Thorheit ist es, Deine Gaben, Deine Geschenke zu verschmähen, keinen Gebrauch von meinem Verstande zu machen, sondern Dich gleichsam zu versuchen, indem ich für meine Erhaltung beständige Wunderthaten von Dir fordern und erwarten sollte!

Ueberhaupt ist niemals leider unchristlicher Aberglauben lebhafter als bei Gewittern; niemals zeigen die Sterblichen unwürdigere Vorstellungen von Gott, als wenn er sich am erhabensten, am wohlthätigsten durch die Erscheinungen in seiner Schöpfung beweiset. — O wie tief liegt noch ein großer Theil des menschlichen Geschlechts unter seiner eigenen Würde!

Da gehen sie hin, die Beklagenswürdigen, prangen mit dem Christennamen, den sie alltäglich mit Sünden entweihen. Sie leben, als wäre kein Gott, gleich Thieren in dumpfer Vernunftlosigkeit. Sie prahlen mit Religion, mit Jesu

Erlösertod: aber in ihnen ist keine Religion, kein Nachfolgen Jesu. Ihre Tage sind mit Haß, Betrug, Wollust, Ehrgeiz, Ehebruch, Verleumdung und andern schändlichen Neigungen befleckt. Aber in der Gewitterstunde eilen sie zu ängstlichem Beten und Singen; in der Gewitterstunde thun sie Buße und Gelübde, um nach ihrer beschränkten Vorstellung Gottes Zorn von sich abzuwenden. — Da tönt von den Thürmen das Zeichen mit den Glocken, um Gott im Gebet anzurufen, den Sturm zu beschwören, daß er die Hagelwolke von den Feldern entferne.

Gott, der Allerheiligste, wird von keinen menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften entehrt; Zorn aber ist Schwachheit, ist Sünde. Gott, der die ewige Liebe ist, zürnt nicht; er sündigt nicht. Selbst die heilige Schrift bedient sich dieses Ausdrucks nur selten, und nur um menschlicher Weise zu reden zu Menschen, der Schwachheit ihres Fleisches willen. (Röm. 6, 19.)

Euer Gebet bei unheiligem Lebenswandel, eure Buße bei schlechten Thaten, eure Religion bei Nichtbefolgung der Lehre Jesu sind vor Gott nicht angenehm. Euer von Furcht erpreßtes Gebet und Singen versöhnt euch nicht mit dem Himmel. Ihr seid, von denen die Schrift sagt: ein tönend Erz, eine klingende Schelle. Nicht das leere Getöse eurer Glocken und eurer Zungen, sondern euer Herz fordert Gott; und ihr gebt ihm euer Herz nur durch Werke der Liebe,

der Güte und Eintracht, durch edle rechtschaffene Thaten gegen die Mitmenschen.

Und wenn ihr Gott liebet, so wird keine Furcht, sondern heiliges Vertrauen in euch wohnen. Wenn ihr Theil habet an Jesu: so habet ihr nicht einen knechtischen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! (Röm. 8, 15.)

Gott zürnet nicht; aber ihr selbst seid euer Zorn; ihr selbst seid euer Verdammer durch Unheiligkeit im Lebenswandel. Ihr fliehet ihn durch euer sündenvolles Thun, durch eure bösen Begierden. Die Liebe ist nicht in euch; darum seid ihr nicht in Gott.

Dies ist der Unterschied zwischen dem geistigen und dem fleischlich gesinnten Menschen. — Das Gewitter zieht vorüber; der irdisch gesinnte, irreligiöse Mensch vergißt der ausgestandenen Angst, vergißt seiner Gebete, seiner Gelübde, geht hin, und kann wieder hassen, verfolgen, verleumden, betrügen, verführen, sich dem Trunk ergeben und dem Spiel und jeder lasterhaften Begierde. — Der geistige Mensch, der ächte Christ bleibt liebend Gott getreu. Er sah in den Stürmen des Gewitters Gottes Majestät, wie er sie in dem wundervollen Bau jeder Blume erkennt, welche die Erde trägt. Wer in Gott lebt und handelt, bewahrt ein freudiges Gemüth, und würde die Welt vergehen, oder ein Erdbeben ihn und Tausende begraben.

Abba, lieber Vater! Mit kindlich liebendem

Geiste blicke ich empor zu Dir. Ich will Dich nicht verlassen; Du verlässest mich nicht! — Der Donner rollt, seine Stimme verkündet Deine Herrlichkeit, und in den Strahlen des Blitzes leuchtet Deine Pracht. Dich preisen die Sturmwinde, Dich preiset der erquickende Regenstrom, der von den Höhen des Himmels rauscht. Offenbart in meinem Gemüth durch Jesum, sehe ich Dich in den Wundern der Schöpfung in neuer Offenbarung wieder. Ueberall finde ich Dich. In Allem will ich Dich lieben. Denn Alles, was geschieht, ist zu meinem Wohlergehen. Alles predigt mir Deine unendliche Liebe — ach, so predige auch mein Thun und Lassen, mein Empfinden und Denken Dich, nur Dich, und meine Liebe zu Dir. Amen.

XXV.

Der Wurm und die Allmacht.

1 Joh. 3, 1.

O Du, vor dessen Angesicht
Zehntausend Sonnen prangen,
Und Würmchen froh — man zählt sie nicht! —
Im Wassertropfen hangen:
Herr, Herr, im All der Welten groß,
Und groß im allerkleinsten Moos —
Anbetung Dir und Ehre!

Du starke Hand, die Alles hält,
Die Erd' und ihre Meere,
Den Ufersand, den Niemand zählt,

Und alle Sternenheere,
O Quell des Lebens, Quell des Lichts,
Du bist! und ohne Dich ist nichts!
Gepriesen sei Dein Name!

O Allmacht — ausser mir zu seh'n
Und in mir zu empfinden,
In allen Tiefen, allen Höhn
Zu suchen, leicht zu finden;
O Allmacht, die mich schuf und trägt,
Die mich belebt, die mich bewegt:
Du bist die ew'ge Liebe!

So oft ich, von allerlei Sorgen beengt und bedrängt, hinaustrete, einsam, in die stillen freundlichen Blumenfelder des Sommers, durch den Segen der Aecker und Wiesen, in den erfrischenden Schatten des Waldes — und die Stimmen der Natur zu meiner Seele sprechen — wird es Alles anders in mir! Ich gedenke Gottes, ich sehe die Zeichen seiner Größe und Gnade, und wie Moses, da er vor seinem Tode die Kinder Israels segnete, möchte ich der ganzen Welt sagen: Der Herr, wie hat er die Menschen so lieb! Alle seine Heiligen sind in seiner Hand! (5 Mos. 33, 3.) Und im Licht der freundlichen Sonne, wie es die ganze Landschaft überströmt, vergeht wie ein Nebel mein Kummer oder Verdruß; die Ruhe der großen Natur durchdringt mich und wird zur Ruhe meines Herzens. In der feierlichen Heiterkeit meines Gemüthes finde ich nur noch einen

einzigen kleinen Unwillen, den Unwillen über mich selbst, daß ich mir so wenig gleich bleibe, daß ich mich von Unerheblichkeiten des häuslichen Lebens um den innern Frieden bringen lasse; daß ich mich vor Dingen fürchte, die doch nicht da sind, während doch der Herr da ist, und mir beständig nahe ist, der auch das geringste von seinen Geschöpfen mit Liebe pflegt und bewacht.

Keines Menschen Wort ist mir so belehrend, als das Wort der göttlichen Schöpfungen an mein Gemüth; keines Menschen Trost ist mir so beruhigend, als der Trost, welchen die Natur in meine Seele gießt. Wenn ich hinaufblicke in die unendlichen Räume des Himmels über mir, und hinab in das unendliche Leben zahlloser Geschöpfe um mich her, wo Käfer, Mücken und Vögel durch die Lüfte schwirren, kleine Fische in den Wellen der Bäche spielen, nnd bald auf jedem Grashalm sich ein sichtbares Geschöpf regt, und ich dann bei mir denke: Der Herr dieses Lebens ist dein Vater! — o dann empfinde ich ganz die Süßigkeit dessen, was Johannes einst sprach: Sehet, Welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder sollen heißen! (1 Joh. 3, 1.)

Wir haben von der Größe und Menge des durch Gott im Weltall verbreiteten Lebens gar keine Vorstellung. Was wir davon wahrnehmen können, ist nur der allergeringste Theil. Sprechen wir von der Unendlichkeit seiner schöpferischen Herrlichkeit, so sind wir gewohnt, an die zahllosen Welten des Himmels zu denken, oder an die vielen Wesen,

welche auf Erden leben, die wir täglich um uns her sehen. Aber das, was wir täglich erblicken, und woran wir täglich gewöhnt sind, erregt unsere Aufmerksamkeit weit weniger, als wenn wir von dem Unbekannten lesen und hören. Darum haben die Nachrichten von der erstaunenswürdigen Anzahl, Ordnung und Verschiedenheit der Weltkörper, die wir Sterne nennen, so viel Anziehendes für uns. Wir verlieren uns gleichsam in dem Unermeßlichen, wenn wir an ihre unaussprechliche Entfernungen von einander und an ihre ungeheuern Größen denken.

Allein es ist mehr, als eine bloße Redensart, wenn man sagt, Gottes Allmacht und Größe ist im allerkleinsten Wurm der Erde eben so unendlich, als in den weiten Räumen der Himmel. Es leben um uns her Schöpfungen in der Nähe, deren Dasein und Mannigfaltigkeit wir kaum vermuthen. Wir kennen bisher von der unübersehbaren Kette der Wesen nur wenige Glieder, und bemerken nur höchst mangelhaft, wie die Glieder dieser Kette, welche durch das ganze Weltall hinzieht, zusammenhängen. Wir kennen von den wunderbaren Eigenschaften der selbst in die Augen fallenden Schöpfungen nur die Wenigsten. Es gibt Pflanzen, die ein Wachen und Schlafen zu haben scheinen, wie Thiere je sogar Empfindung zu haben scheinen, wie Thiere Es gibt Thiere, die da wachsen und sich vervielfältigen, wie die Pflanzen; Thiere, die man lange nur für Pflanzen gehalten hat, und doch in der That es nicht sind.

Dergleichen sind die sogenannten Polypen,

Würmchen, Geschöpfe von der einfachsten Art, und von den allerverschiedensten Gattungen und Gestalten. Sie leben in den Wassern der Meere, der Flüsse, Seen, Teiche und in den Korpern größerer Thiere. Sie haben kein Gehirn, keinen Athem, und leben doch, bewegen sich nach Willkühr, und haben einen Mund, durch welchen sie Nahrung einschlucken, und das Unverdauliche wieder ausspeien. Sie haben keinen Magen, keine Eingeweide, ihr ganzer innerer Leib ist nur wie eine feine Röhre, und doch geniessen und verdauen sie. Sie haben Empfindung für Lust und Schmerz, wie jedes andere Thier, und wissen mit ihren langfaserigen Armen ihren Raub zu fangen und festzuhalten, ob man gleich nicht begreift, wie sie ihn bemerken können, da an ihnen auch nicht die mindeste Spur des Sehens wahrgenommen wird.

Sie vermehren sich auf eine ausserordentlich schnelle Weise, und besitzen dabei eine beinahe unzerstörbare Lebenskraft. Wie Pflanzen, treiben sie Knospen aus ihrem Leibe, die sich verlängern. Ist der junge Polyp, der mit der Mutter einerlei Leben hat, erwachsen genug, reißt er sich von ihrem Leibe los, sucht sich seine Nahrung und treibt wieder neue Knospen oder junge Polypen hervor. Diese Vermehrung ist so schnell, daß im Zeitraum eines Tages mehrere Geschlechter ihr Leben empfangen, und so ausgebreitet, daß jeder Polypenleib mit vielen Knospen besetzt ist, die seine Junge werden. Manche scheinen nur von einem feinen Häutchen umgeben zu sein, andere umgeben sich, wie die be-

kannten Korallen, mit einem kalkigen Gehäuse, worin sie wohnen. Als ein Beispiel von ihrer schnellen und ungeheuern Vermehrung könnte dienen, daß die größern sogenannten Korallenstämme im Meere anderthalb Fuß hoch werden, und dennoch nicht nur ganze Berge davon erwachsen, sondern große, meilenweite Inseln aus der Tiefe des Weltmeeres daraus geworden sind. Ja man muß fast glauben, daß diese Geschöpfe, welche sich ihr kalkiges Wohnhaus bauen und erweitern, wie auch die Schnecken und Muscheln thun, die allerältesten und zahlreichsten lebendigen Wesen auf Erden sind, oder waren. Denn es ist ausser Zweifel, daß ein großer Theil der jetzigen Erdrinde, oder der Oberfläche unsers Weltkörpers, nur aus den Ueberbleibseln dieser und anderer Geschöpfe besteht; daß ganze Gebirge von ihrem Kalk gebaut sind. So schnell sich nun die Familien dieser Thierarten vermehren mögen, wird doch zu solcher Menge ein ungeheurer Zeitraum von Weltaltern erfordert.

Von der in ihnen wohnenden Lebenskraft zeugt noch, daß kein Unglück, keine Zerstörung sie ganz vernichtet. Eine Art von diesen Gewürmen, Hydern genannt, die sich gewöhnlich mit ihrem durchsichtigen gallertartigen Leibe an kleine Wasserpflanzen hängen, und vielgestaltig mit ihren Fasern oder Armen umhergreifen, Nahrung zu fangen und ihrem Schlunde zuzuführen, ist so lebensreich, daß man sie ganz zerstückeln kann, ohne sie zu tödten. Man hat sie in drei, vier Theile geschnitten. Binnen vierundzwanzig Stunden lebte jeder Theil für

sich selber, wie ein eigenes Thier, und ging seiner Nahrung nach. Man hat ihr Inneres zum Aeussern gemacht, wie man einen Handschuh umwenden kann, und nach Verfluß eines Tages fuhr das Thierchen fort, auch auf diese Weise zu leben und sich zu ernähren. Man hat andere Arten der Länge nach zerschnitten; binnen zehn Tagen gebaren sie wieder Junge, und ihr Mund hatte sich wieder gebildet, Nahrung einzuschlucken.

In unsern Teichen, Seen, Pfützen, wie in allen stehenden Wassern, leben Millionen dieser Thiere, wo sie sich gern an den grünen Schleim, an die Wasserlinsen hängen, womit im Sommer das stille Wasser sich zu bedecken pflegt. Da sind sie dem bloßen Auge kaum sichtbar. Nur mit Vergrößerungsgläsern entdeckt man sie. Da gleichen sie bald einem Körnchen, wenn sie sich zusammengezogen haben, bald wenn sie ihre Arme ausbreiten, einem Stern, einer Blume, einem Haarbüschel. Viele verwandeln sich in einer Minute auf unbegreifliche Weise in die mannigfaltigsten Gestalten.

Die Wärme des Sommers belebt sie am meisten. Wenn man sie in einem Glase Wasser schöpft, bemerkt man auch, wie sie sich am liebsten nach der von der Sonne beschienenen Seite hinziehen. Sie fahren bei einem starken Ton wie erschrocken zusammen. Manche sind auch groß genug, daß man sie wohl mit bloßen Augen bemerken kann. So hat eine Art, die man das Kugelthierchen nennt, die Größe einer sehr kleinen Linse, ist aber so zart und

weich, wie ein Gallert, daß es, unbehutsam mit der Hand angefaßt, zerfließt. Unter dem Vergrößerungsglase hingegen sieht man, daß dies Thierchen von schöner meergrüner Farbe ist und nach allen Richtungen hinschwimmt, indem es wie eine Kugel sich rollend fortwälzt. Weil der Leib durchsichtig ist, sieht man darin auch die ungebornen Jungen, ebenfalls als kleine Kugeln, zwanzig, dreißig an der Zahl beisammen; in den Jungen schon wieder ihre künftigen Geburten; in diesen schon wieder die dereinstigen Jungen, und so fort, bis die besten Vergrößerungsgläser zu schwach werden für die Sichtbarmachung so unendlich kleiner Wesen. Sind die Jungen reif, in der Welt zu erscheinen, so zerspaltet die ältere Kugel und die kleinen rollen heraus, in einer Stunde fünf bis zehn, die das Leben der alten führen, welche dann verschrumpft und stirbt.

Eben so zart und gallertartig sind die Thiere, welche in dem Gehäuse der Korallen wohnen, und dieselben bilden, indem sie gleichsam einen kalkartigen Schleim auszuschwitzen scheinen, der dann verhärtet und zum Stein wird. Das Thierchen legt Eier, wie feine Milchtröpfchen, an einen Stein oder Felsen; daraus erhebt sich das Junge. Ein und derselbe Korallenzweig ist wohl oft das Wohnhaus von Tausenden solcher Wesen gewesen. Jedes derselben, weiß von Farbe, hat acht Arme; im Mittelpunkt jedes Arms einen Schlund zum Fressen; nur einen gar kleinen Leib, der nur durch

ein äusserst schwaches Band an die kleine Höhle der Korallen befestigt hängt.

Diese und alle Geschöpfe gleicher Art leben und erscheinen nur in der Wärme des Sommers; im Winter verschwinden sie. In heißen Ländern, zumal dort in Meeren, leben unzählige Arten. Die größern ernähren sich von Würmern noch kleinerer Art; man hat im Leibe mancher Gattung schon kleine Fische gefunden. — Und wovon ernähren sich denn diejenigen Geschöpfe, welche unsern bloßen Augen durchaus nicht mehr sichtbar sind? O sie finden noch viel kleinere Geschöpfe, als sie selbst sind, die ihnen zur Speise dienen. Denn wer weiß nicht, daß Alles in der Natur von Lebenskraft durchströmt ist? — daß, wie der Erdball, auch wieder das kleinste Moos am Felsen von Thieren bewohnt ist? — daß, wie das Weltmeer von Fischen wimmelt, auch in einem Wassertropfen zahllose Thierchen schwimmen, die sich darin freudig wie in einem großen See regen und bewegen? Mit jedem Glase Wassers, welches der Mensch trinkt, seinen Durst zu löschen, verschlingt er, ihm unbewußt, einen Ozean, worin Tausende von lebendigen Geschöpfen wohnen und sich fortpflanzen, und die man nur erst mit starken Vergrößerungsglösern deutlich in ihrer geheimnißvollen Haushaltung erblickt. Sie befinden sich in allen Flüssigkeiten, im Blut und Eingeweide der Menschen und Thiere, zu Tausenden im Schleim der Zähne, im reinsten Wasser, das einige Zeit an der Sonnenhitze gestanden ist; im Sauerteige; im Kleister von aufgelösetem Mehl

u. s. w. Alles ist voller Leben. Der menschliche Leib ist gewissermaßen ein ungeheures Weltgebäude für den Aufenthalt von Millionen unbekannter Thierchen. Sein Sterben und das Verwesen seines Leichnams ist nur der Augenblick, wo sich sein Fleisch und Blut wieder in neue Thierarten verwandelt, und selbst in größere, sichtbare Würmer, deren erste Stoffe, Keime und Eier er in sich getragen hat, ohne es zu ahnen.

Wenn man nur einen Tropfen verdorbenen Essigs an die Nadelspitze hängt und vor das Vergrößerungsglas bringt, wird man mit Erstaunen in diesem vergrößerten Tropfen zahllose kleine Schlangen und Aale, wie feine Faden, vorne und hinten zugespitzt, erkennen, die sich mit Geschwindigkeit hin und her bewegen, indem sie sich kraftvoll hinschlängeln, bald langsam, bald schnell, wie ihnen gefällt. Wer wird dies unerwartete Schauspiel ohne Bewunderung beobachten können!

Man hat schon von den im Kleister lebenden Aalen durchschnitten und mit Erstaunen bemerkt, wie aus ihrem Leibe dann bei hundert Junge hervorflossen, die wie kleine häutige Eier waren. Aber sie gingen schnell aus ihren Eiern hervor und schwammen, wachsend an Umfang, wie die alten herum. — Manche legen Eier, manche gebären lebendige Junge. Alle wissen sich auf die ihnen beste Weise zu nähren.

Wovon aber leben diese Thiere in einem Wassertropfen, der ihnen wie ein Meer ist? — diese Thiere, welche zuweilen millionenmal kleiner sind,

als ein Sandkorn? Unser Auge reicht in das Unendliche dieser neuen Welt nicht hinaus. Aber es mögen dennoch viel kleinere Wesen leben, die ihnen zur Speise dienen, Wesen, zu deren Entdeckung das Gesicht des Sterblichen vielleicht nie gelangen wird.

Sie sind überall vorhanden, und in ihren Gestalten, noch mehr aber in ihrer Art sich zu bewegen, sehr verschieden. Jede Art von ihnen hat einen eigenen Gang, oder vielmehr ein eigenes Schwimmen. Einige haben einen dichten Leib, andere nur einen häutigen; einige scheinen sich jeden Augenblick zu verwandeln.

Um gleichsam eine ganze Welt von lebendigen Wesen ins Dasein zu erwecken, darf man nur auf Blätter, Gras, Blumen, oder thierische Theile etwas Wasser giessen, und es der Sonne ausstellen, oder sonst in laue Wärme setzen. Bald wird eine Zersetzung im Wasser vor sich gehen, eine Gährung oder Fäulniß; und das, was wir Fäulniß nennen, ist nur der Hervortritt neuen Lebens. Millionen Geschöpfe sind entstanden. Woher sie kommen, wohin sie verschwinden, wozu sie dienen, — wer dringt in das göttliche Geheimniß der unsichtbaren Naturreiche? Aber auch das Kleinste ist dem Weltall so unentbehrlich, als das Größte; und die Sonne, welche tausendmal größer ist als die Erde, ist dem Allvater des Lebens kein wichtigerer Gegenstand, als das kleinste von den Thierchen, deren Tausende beisammen in einem Wassertropfen ihre Herberge finden.

Durch das Kochen des Wassers, worin sie leben, werden sie, wie es scheint, getödtet. Man erblickt sie darin nicht mehr. Aber wenn ihr feuchtes Grab nur wenige Tage der Luft und Sonnenwärme ausgesetzt ist, erscheinen wieder neue Thierchen; sei es, daß die Todten sich wieder beleben, oder ihre Eierchen durch nichts so leicht zerstört werden können. Denn man hat entdeckt, daß sie sich nach Jahre langem Tode wieder belebten. Wenn man das Wasser, worin sie in Menge erschienen sind, eintrocknen läßt, so verdorren die Thierchen, verlieren alle Lebensthätigkeit und werden ganz unkenntlich. Man sieht ihre vertrockneten Häute daliegen, wie glänzenden Staub, ohne Regung. Aber man gebe ihnen nach langer Zeit neues Wasser, und in einigen Minuten leben sie und schwimmen wieder behend davon.

Wo sollen wir die Grenzen des Lebens suchen? Muß ich nicht mit Ehrfurcht und Bewunderung gestehen, Gott sei so unendlich im Kleinen fortwirkend, wie er unendlich ist im Großen? Er hört nicht auf; und je weiter meinem Auge erlaubt wird, vorzudringen, je mehr Schöpfung werde ich in der Verborgenheit gewahr. Es hat kein Ende. Was ist groß? was ist klein? Vor ihm ist nichts groß, der der Ewige, der Unendliche ist. Vor seiner Erhabenheit schwindet Alles ins Kleine zusammen.

Aus dem Lebendigen quillt das Lebendige; und ein Leben ist das Leben des andern. Es verändert seine Formen, bekleidet sich mit neuen Stoffen, und wirft

sie wieder, wie ein unbrauchbar gewordenes Kleid, von sich. Das nennt man den Tod. Aber Tod ist nirgends; die Kraft nimmt nur ein neues Kleid an und wandelt weiter. Wo hat sie begonnen, wo will sie enden? Sie erfüllt Alles. So ist überall das Licht vorhanden, wenn es auch nicht gesehen wird. Ein Funke weckt den andern. An einem Lichte mögen Millionen angezündet werden, ohne daß davon das erste geschwächt wird. Im Tannzapfen liegen die schlafenden Keime von einem ganzen Tannenwalde eingewickelt; die schlummernde Lebenskraft in denselben erwartet nur die günstige Verkettung der Umstände, um die Samen in ein hochprangendes Gehölz umzuschaffen, an dessen Stämmen, unter dessen Zweigen wieder Millionen Geschöpfe Schatten, Obdach, Nahrung geniessen werden. Aus dem Lebendigen steigt vervielfältigt neues Leben, aus diesem wieder ein neues, aus diesem abermals ein neues in zahlloser Vermehrung, wie wir im Leibe des Kugelthierchens seine Jungen, in dem der Jungen wieder die künftigen, in diesen wieder die dereinstigen zahlreich beisammen sehen. Ein Leben umfaßt und verschlingt das andere, wie in einem weiten, bewegten Meere eine Welle die andere schafft, und wieder in andere Wellen zerfließt, um wieder neu zu werden, ohne daß man die Grenzen des Werdens und Aufhörens unterscheiden mag.

Und dennoch ist die das Weltall durchdringende Macht des Lebens nchit die gleiche Macht überall, sondern durch ewige Gesetze verbunden und getrennt

und verschieden. Die Kraft, welche den Elephanten bewegt, ist eine andere, als die der Milbe; das niedere Moos bringt keine Zeder hervor; von der Eintagsfliege stammt kein Adler ab. Alles bleibt sich im Kreise unsichtbarer Schranken gleich; Alles vervielfältigt sich in seiner eigenthümlichen Art; Eins liegt im Andern schon für Ewigkeiten da, und geht aus einander, wie Strahlen aus dem Lichte gehen. Wohin führen die ausgegangenen Strahlen? Wohin verlor sich das ausgegangene Leben?

Wie viele Fragen! welche Ahnungen! welche Räthsel! Und ich stehe in der Unendlichkeit der lebendigen Wesen da, mir selber unbegreiflich, schaudernd, und sehe über den Ozean der Dinge hinaus und nirgends ein Ufer, und denke der Allmacht dessen, der dies Alles aus dem Nichts hervorrief. — O Gott, was bin ich vor Dir!

Warum soll ich in die endlosen Höhen der Himmel hinausstarren, und die entfernten Weltkörper in ihren ewigen Bahnen und ihre Gestalten, Beleuchtungen, Gebirge und Abwechselungen suchen und beobachten, um Deine Weisheit, Deine Liebe, Deine Allmacht, o Du, für dessen Majestät ich keinen Ausdruck finde, zu erkennen? Ich erkenne sie am Wurm, den ich erst mit bewaffneten Augen mir in den kleinsten Räumen sichtbar mache, worin er mit seinen Familien wohnt und des Daseins froh ist. Ich finde kein Ende in den wunderbaren Höhen der Himmel, ich finde kein Ende in den

Tiefen des Abgrundes der allerkleinsten Geschöpfe. Aber Dich, o Allmacht, o Weisheit, o Liebe, Dich finde ich überall.

Mit hoher Zweckmäßigkeit hast Du die Gliedmaßen des geringsten Gewürmes gebildet, das unsern menschlichen Blicken wie ein Staubkörnchen erscheint, und seine Muskeln mit unbegreiflicher Stärke und Beweglichkeit ausgerüstet, daß es mit Blitzesschnelle dahinfährt. Du hast jedes einzelne dieser Gewürme mit Schönheit der Farben und Formen geziert, die der Sterbliche nie oder selten wahrnimmt. O, wie viele Millionen von Menschen haben vor mir gelebt, wie viele Millionen leben heute noch, die nie den Blick auf diesen Abgrund Deines Reichthums warfen, und denen nie ein Gedanke von dem Dasein einer den bloßen Augen unbemerkbaren Thierwelt in die Seele kam! Und doch ist darin die Zahl der Geschöpfe viel größer, als die Zahl derer, die man sehen kann; und doch ist die Lebensart, Wohnung und Fortpflanzung jener nicht minder wunderhaft, als bei diesen.

S e h e t, w e l c h e L i e b e h a t u n s d e r V a t e r e r z e i g e t, d a ß w i r s o l l e n G o t t e s K i n d e r h e i ß e n! Ja, wir sind Deine Kinder! Schöpfer des Wurms, Gott des Seraphs, auch ich bin Dein Kind. Du hast meinen unsterblichen Geist herrlicher gesegnet, als Miriaden anderer Wesen, die ich in den grundlosen Tiefen Deiner Schöpfung ersehe. Denn ich darf Dich Vater heißen, und in

meinem Innern spiegelt sich ein dunkles Bild Deiner Vollkommenheit und Majestät.

Wo soll ich anfangen, wo soll ich enden, wenn ich, Vater, mein Vater, von Deiner Herrlichkeit und Deiner Liebe, von Deiner Barmherzigkeit und meiner Unwürdigkeit rede? Wie ist es möglich, daß ich jemals kleinmüthig werde, und wieder froh zu werden verzweifle? Wie ist es möglich, daß ich, Dein Kind, ich Geist, für wenige Zeit in Staub gehüllt, Deiner vergessen kann, und alle meine Freuden in diesem Staube suche? — Nein, nein, je länger ich Deine Werke betrachte, in denen Du Dich offenbarest, je erhabener fühle ich mich, je zuversichtlicher hänge ich Dir an, der Du auch den Wurm im Wassertropfen kennest und nährest und leitest. Und wer von meinen Brüdern je verzagt, ich will ihm zurufen das süße, heilige Wort: Sehet, welche Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir sollen Gottes Kinder heißen!

XXVI.

Betrachtung der Sinne.

Das Gefühl.

Hiob 10, 11. 12.

O Christen, betet an und bringet
Der Lobgesänge mehr, und singet
Gewaltigen, erhabnern Dank!
Laßt uns, sprach Gott einst, Menschen schaffen,

Ein Bild von uns, nach uns geschaffen!
Und Adam ward, erstaunt', und sang:
Es ist mein Schöpfer, Gott,
Jehova, Zebaoth!
Es ist kein andrer Herr, als Gott!

Wir, dieser Gotteswelt Genossen,
Wie wunderbar sind wir entsprossen!
Was ist's, das in uns lebt und fühlt?
Und was, das tief zum Innern führet,
Was mich von aussen leise rühret,
Und in der Nerven Faden spielt?
Du bist mein Schöpfer, Gott,
Jehova, Zebaoth!
Der grenzenlose, weise Gott.

Es kann dich der geheimnißvolle Bau einer glänzenden Blume entzücken; der Himmel mit seinen Millionen strahlenden Weltkörpern kann dich zur Andacht begeistern; das Anschauen der ewigen und mannigfaltigen Ordnungen der Schöpfung ruft dich zur Anbetung des Schöpfers. — — Wie? warum vergissest du, was dir am nächsten liegt? Ist nicht dein eigener Leib, dieser Schleier deines unsterblichen Wesens, ein eben so betrachtungswürdiges Wunder göttlicher Weisheit und Macht? Kann das Weltgebäude unbegreiflicher und zweckmäßiger geschaffen sein, als dein Leib?

Es leben Tausende, denen ihr Körper und seine Bedürfnisse wichtiger sind, als Alles, was das Weltall hat — aber wie wenige von diesen Tau-

senden kennen nur kaum oberflächlich die merkwürdigen Einrichtungen desselben! — Sie prüfen mit großer Bedachtsamkeit die Zusammensetzungen und Stoffe ihrer Kleider, ihres Schmuckes; aber die Beschaffenheit des irdischen Gewandes der Seele reizt ihre Aufmerksamkeit nicht; — das Kunstwerk von Menschenhänden ist ihnen bedeutender, als das Kunstwerk des Schöpfers, der den menschlichen Leib aus der Erde bildete, und diese erhabene, von ihm beseelte Gestalt zur schönsten unter den Bewohnern des Erdballs machte.

Nichts sei dem Christen fremd, was ihm von seinem Vater im Himmel kam; und den Leib, welchen seine Seele für einige Jahre bewohnt, soll er als das köstlichste Geschenk des himmlischen Gebers schätzen. Er muß mit Hiob rufen: Du, Vater, Du hast mir Haut und Fleisch angezogen; mit Beinen und Adern hast Du mich zusammengefügt; Leben und Wohlthaten hast Du an mir gethan, und Dein Aufsehen bewahrt meinen Athem. (Hiob 10, 11. 12.)

Das ganze Gebäude des menschlichen Leibes ist durch eine höchst weise und wunderbare Zusammenfügung der Gebeine emporhalten. Es sind zweihundert und neunundfünfzig von einander verschiedene Knochen, aus denen der menschliche Körper erbaut ist. Merkwürdig ist dabei, daß die meisten dieser Knochen doppelt vorhanden sind; nur diejenigen, welche in der Mitte des Gerippes liegen, sind einfach. So ist es auch mit allen zu diesen Knochen verbundenen andern Theilen, so,

daß, wenn man das Gerippe vom Scheitel bis zur Ferse theilte, es in zwei vollkommen ähnliche Hälften zerfallen würde, zwei Füße, zwei Hände, zwei Ohren, zwei Augen u. s. w. So ist der menschliche Leib gleichsam ein zusammengefügtes Doppelbild. Der Verlust eines seiner Theile ist einigermaßen durch die Anwesenheit eines andern entschädigt. Und ungeachtet dieser fast durchgängigen Doppelheit empfindet der Mensch doch Alles nur einfach. Er sieht, er hört, er fühlt nicht zweifach.

Dicht um die Knochen schmiegt sich die Beinhaut, ein zartes Gewebe der feinsten Blut- und Wassergefäße, um das Wachsthum der Knochen zu erhalten, die ursprünglich nur knorpelartig sind. Im zwanzigsten Lebensjahr erst sind sie in ihrer Vollkommenheit; doch schon mit dem fünfzigsten fangen sie wieder an leichter und brüchiger zu werden.

Eigene, biegsame, faserige Bänder, die man Sehnen nennt, durchschlingen und umfassen die weichern Körpertheile, und halten sie mit den Knochen verbunden; mehrere solcher Sehnen in Eins und in gewisser Gestalt vereint, heißen Muskeln, die sehr reizbar sind, und dazu dienen, Bewegungen im Körper zu veranlassen. Alles, was wir Fleisch nennen, ist ein Geflecht von Sehnen, Muskeln, Häuten und Adern. Durch die Adern strömt unaufhörlich das Blut vom Herzen hinweg, durch den ganzen Körper, und zum Herzen zurück.

Jeder, auch der kleinste Theil ist an seiner angemessenen Stelle, hat seine eigenen Verrichtun-

gen, und ist mit dem Ganzen gar innig verknüpft. Viele dienen, der künstlich gebauten Maschine Nahrung zuzuführen, andere, die Nahrung zu verwandeln in Blut, Haut, Sehnen, Muskeln, Knochen u. s. w.; wieder andere, das Untaugliche und Ueberflüssige vom Körper abzusondern. Alle diese Geschäfte des Körpers gehen ununterbrochen fort, ohne daß es der Mensch selbst weiß und will. Ja, er bemüht sich vergebens zu erforschen, wie die Verwandlungen in ihm entstehen können.

Wir wissen zwar, daß die zermalmten Speisen zum Magen gelangen, dort durch einen scharfen Saft aufgelöset, durch die Galle geschieden werden in taugliche und untaugliche, in den Därmen durch weite Umwege verdaut, und aller ihrer edlern, zur Lebenserhaltung dienlichen Stoffe beraubt werden; wir wissen, daß die flüssigen Theile durch die unendlich feinern Gefäße der Nieren durchgeseigert werden, um noch alle zur Ernährung tauglichen Stoffe abzusetzen; aber immer wissen wir von dieser höchst weisen Einrichtung nur das Aeussere, und begreifen nicht die Möglichkeit ihrer Wirkungen, während uns ihr Dasein in Erstaunen setzt.

Nicht die Speisen allein, welche wir nehmen, sondern auch die Luft selbst dient zu unserer Nahrung. Wir athmen sie ein, und erfüllen damit die Lunge, welche sie wieder zurückstößt, weil sie ihr beschwerlich wird. Dennoch dauert in der Lunge der Reiz fort, sie fordert neue Luft, und so dauert in der Lunge das Ein- und Ausathmen durchs ganze Leben fort. Während die Luft in der Lunge ist,

saugt diese die edlern Stoffe derselben in sich, und stößt die zum Leben unnütze wieder aus; daher, wenn Menschen beständig in Zimmern eingesperrt leben, wo kein Zukommen frischer Luft Statt findet, sie erkranken müssen. Denn die einmal geathmete Luft hat für sie keine Nahrung mehr. Selbst die feinen Oeffnungen an der Haut des menschlichen Körpers, für bloße Augen unsichtbar, schlukken Luft ein und Theile des Wassers, in denen man sie badet; aber was und wie die Luft Nahrungstheile gibt, das bleibt dem Sterblichen verborgen.

Eben so merkwürdig und geheimnißvoll die Verrichtungen der mannigfaltigen äussern und innern Glieder und Abtheilungen des Körpers sind, so wichtig und geheimnißvoll ist auch das Geschäft der Nerven, die den ganzen Leib durchschweben, und ohne Zweifel die ersten Hilfsmittel der Seele sind, deren sie sich zur Lenkung und Beherrschung des Körpers bedient. Durch sie ist die Seele gleichsam in ihrer irdischen Wohnung allgegenwärtig. Durch sie empfindet sie erst, was ausser ihr vorgeht.

Diese Nerven sind weiche, äusserst zarte, zuweilen kaum sichtbare Faden; jede einzelne Nerve besteht aber aus zwei zusammenliegenden Faden. Sie breiten sich durch den ganzen Körper aus; von der äussersten Oberfläche desselben dringen sie bis in das Gehirn. So hat man dreißig Paar Rückgrathnerven und zwölf Paar Hirnnerven gezählt.

Wie die Seele durch diese Nerven ihren Willen im ganzen Körper verbreitet und empfindet: so

wirkt auch der Körper und Alles, was denselben nahe und fern umgibt, durch sie auf die Seele. Durch sie pflanzt sich der äussere Schmerz bis zum Geiste fort, und wird zur Vorstellung in ihm. Doch vergebens forschest du: wie kann das Irdische hier in das Geistige verschmelzen, oder wie kann das Reingeistige auf das Irdische wirken? — Dein ganzer Körper besteht aus geistigen Theilen, die du nur deswegen Körper nennst, weil sie sich, als verborgene Kräfte, durch Erscheinungen äussern, welche von den Sinnen wahrgenommen werden. Gedanken und deren Ausdruck durch Worte sind Erscheinungen deiner Seele; aber darum ist die Seele nichts Körperliches, weil sie auf deine Sinne und auf das Gehör und Gefühl Anderer wirken kann. Auch sind Gedanken und Worte keine Theile der Seele, die von ihr abgehen, wenn sie solche äussert; eben so wenig sind Farbe, Gestalt, Weichheit, Härte der sogenannten körperlichen Dinge Theile der verborgenen Kräfte, welche solche Aeusserungen erregen, sondern nur Wirkungen derselben.

Das ganze Weltall Gottes ist an sich selbst, wie er selbst, nur Kraft, nur Geist. Und was wir irdisch oder körperlich heißen, ist nur eine Wirkung der höhern und niedern Kräfte auf unsere Seele, vermittelst der Berührung unserer Nerven.

Gleichwie nun die Nerven vorhanden sind als die ersten und unmittelbarsten und edelsten Werkzeuge der Seele, so ist der ganze menschliche Körper mit allen seinen Saft- und Blutgefäßen, Sehnen, Muskeln und kunstvollen Einrichtungen nur

vorhanden zur Ernährung, Unterhaltung und Beschützung der Nerven. Hinwieder sind Pflanzen, Thiere, Wasser, Luft u. s. w. nur vorhanden zur Ernährung und Erhaltung des Körpers. Und so steht die Seele mit dem ganzen Weltall in einem sonderbaren, geheimen Verbande. So ist ihre Wirksamkeit nur durch die Wirksamkeit des Weltalls möglich; und so muß sie wieder auf die Erhaltung des großen Ganzen thätig sein.

O Gott, wie erstaunenswürdig ist Dein Werk! Wie unendlich mannigfaltig erscheinen mir Deine Schöpfungen, und doch sind sie alle eins, nur ein endloses, ungetrenntes Einziges! Nichts darin ist zu viel, nichts zu wenig. Das Sonnenstäubchen, welches unbemerkt durch die Luft schwebt, ist so nothwendig im All, als die Sonne selbst; der in der Wüste grünende, nie erblickte Grashalm ist so unentbehrlich zum Dasein des Ganzen, als die Eiche des Thals, als die Fichte des Gebirges. Die Milbe und das Gewürm, welches sich im kleinsten Thautropfen für einen Augenblick erzeugt, und mit dem Thautropfen verschwindet, ist so wichtig für das endlose Ganze, als Elephant und Wallfisch. Wie konnte, wer Dich und Deine Schöpfung kannte, jemals an der ewigen Fortdauer seines denkenden Geistes zweifeln? Was hieße das, ein Nichts werden? Die Wirkungen der Kräfte oder Geister können sich ändern — dann sagen wir, der Berg stürzt ein, das Gehölz verbrennt, die Pflanze welkt, das Thier stirbt; — allein die Kräfte oder Geister ändern sich darum nicht. Aus ihnen be-

steht das ganze Weltall; nichts aus ihren Wirkungen, die mannigfaltig abwechseln. Diese Wirkungen heißen wir Körper; ihre Gesammtheit nennen wir **Welt**.

Wir erkennen also nicht die Dinge selbst, das heißt die verborgenen Kräfte, so wenig als unser Geist sich selbst kennt, und was er eigentlich sei; sondern wir kennen nur die Wirkungen der Kräfte auf unsere Hauptkraft, die Seele, und zwar vermittelst anderer dazwischen liegender Kräfte, welche gleichsam das Leben und die Thätigkeit von einer zur andern fortpflanzen.

Insofern mögen wir jene niedern, untergeordneten Mittelkräfte Werkzeuge der Seele heißen. Und die sogenannten äussern Sinne sind unter denselben die wichtigsten.

Ob wir nun gleich uns durch unsere Empfindungen in der That die Dinge anders vorstellen, als sie an sich sind, und wir die Wirkungen derselben auf unsere Nerven für die äussern Dinge oder Kräfte selbst halten: so ist doch diese Täuschung nicht schädlich. Wir brauchen zum Zwecke unsers Daseins nicht die Dinge, um die Kräfte der Natur selbst zu erkennen, sondern nur die Verhältnisse, in denen wir mit ihr stehen. So ist die Absicht des göttlichen Schöpfers erreicht.

Von allen unsern äussern Sinnen ist keiner im ganzen Körper verbreiteter, als der Sinn des **Gefühls**. Die Werkzeuge desselben sind die überall unter unserer Haut verbreiteten Nervenenden. Die leiseste Berührung derselben erregt einen Reiz, und

im gleichen Augenblicke eine Vorstellung in dem Gemüth. Obgleich die ganze Oberfläche des Leibes also eingerichtet ist, daß wir den Eindruck von Aussendingen wahrnehmen, ist doch das zarteste Gefühl in den Fingerspitzen. Sie sind gleichsam bei uns das, was bei andern Thieren die empfindlichsten Fühlhörner. In ihnen breiten sich die Nervenspitzen in kleinen Körnern oder Wärzchen aus, so daß jeder äussere Eindruck auf sie viel lebhafter und deutlicher wirkt. Die Zartheit des Gefühls kann so weit vervollkommnet werden durch Uebung, daß, wie man von Blindgebornen weiß, sie durch Betastung selbst die Verschiedenartigkeit der Farben erkannten, von denen sie doch durchaus ohne Vorstellungen sind.

Auch ist der Gefühlssinn am meisten über alle Wesen ausgebreitet, die Leben haben. Vielen mangelt Gesicht, Gehör, Geruch; aber nur Wenigen das Gefühl. Was gefühllos ist, hat weniger Leben und willkührliche Bewegung. Die Auster, welche nur kaum empfindet, bewegt sich fast gar nicht. Der Vogel, dessen Empfindsamkeit ungemein lebhaft ist, lebt fast in beständiger Bewegung. Selbst einige Pflanzen verrathen etwas vom Vermögen des Gefühls; daher sie sich bei Verletzungen zusammenziehen, am Tage öffnen, oder ihr Laub dem Lichte zuwenden.

Das Gefühl ist der Verkündiger des Lebens, und selbst im Innern des Körpers überall verbreitet, so weit die Nerven sich zerstreuen. Hunger

und Durst sind Wirkungen dieses Sinnes in unserm Eingeweide.

Alle übrigen Sinne haben zugleich auch diesen Sinn. Auch mit dem Auge, Ohr, mit der Zunge und den Geruchswerkzeugen fühlen wir. Aber überall ist die Empfindung dabei anders. So zart auch Zunge und Lippe sein mögen, gewinnen doch wir durch sie, wenn wir geschlossenen Auges damit Gegenstände betasten, keine so bestimmte Vorstellung, als durch die Fingerspitzen.

Gott scheint den menschlichen Leib aber darum so reich mit Gefühlsnerven umsponnen zu haben, damit wir von allen Seiten mit seiner Welt in beständiger Berührung stehen, in beständiger Lebensthätigkeit bleiben, und sogleich wahrnehmen, wo der Seelenhülle Gefahr droht. Denn mit jedem Reize auf die Gefühlsnerven ist zugleich in unserm Gemüth eine Vorstellung des Angenehmen und Unangenehmen verbunden. Die Empfindung von Lust und Unlust liegt nicht mittelbar in den Sinnenwerkzeugen selbst, sondern in der Seele. Es steht in ihrer Gewalt, die Empfindsamkeit der Nerven zu vermehren oder zu vermindern, je nachdem sie dahin ihre größere Aufmerksamkeit lenkt oder davon wegzieht. So kann der Mensch seine Schmerzen verringern, indem er seine Gedanken lebhaft mit einem andern Gegenstande beschäftigt.

Erst durch diesen Sinn erhalten wir von einer körperlichen Gestalt wahre Begriffe; wir empfinden die Härte, Weichheit, Glätte, Unebenheit,

Nässe, Trockenheit, Wärme, Kälte, Beweglichkeit u. s. w., von dem allem wir auf keine andere Weise Vorstellungen haben würden. Könnten wir nur sehen, nie betasten, — das ganze Weltall würde um uns herschweben, wie ein Gewirre glänzender Traumbilder, in welchem wir selbst ohne Gefühl umherschwebten.

Ob wir nun gleich durch das Gefühl die Dinge ausser uns gleichsam selbst fassen, ergreifen, und mehrere unmittelbar wahrzunehmen scheinen: erkennen wir sie darum doch nicht genauer und unmittelbarer, als durch jeden andern Sinn. Denn auch die Zunge betastet mit den Geschmacksnerven; auch die Geruchsnerven werden unmittelbar von den in der Luft zerstreuten Körpertheilen gereizt; auch die Gehörnerven, wie die Nerven des Gesichts, werden unmittelbar von den Kräften ausser uns angerührt, welche Reizungen dann von uns ihre Erscheinung genannt werden.

Ohne Gefühl hätte ich kein Leben des Körpers, keinen Wächter seiner Erhaltung, daß er nicht durch zerstörende Eindrücke verletzt werde. Ich ehre in der sorgfältigen und reichen Vertheilung der Gefühlsnerven über die Oberfläche meines Körpers die göttliche Vorsehung, und erkenne, wie wichtig sie für meine Seele die Erhaltung des Leichnams gemacht hat. Der geringste Schmerz warnt mich, lenkt meine Aufmerksamkeit nach der verwundeten Gegend hin, und gebietet mir, Sorge zu tragen; so wie im Gegentheil eine Wohlem-

pfindung mich belehrt, daß das wunderbare Seelenwerkzeug gegen Unfall sicher sei.

Allein wie thöricht würde es sein, wenn mein Geist nur glaubte, dieser Gefühlsnerven wegen vorhanden zu sein, und daß seine höchste Bestimmung sei, dieselben auf alle Weise zu hegen und zu pflegen! — wie thöricht, sich einzubilden, der Künstler und Handwerker habe das Leben empfangen, um der Sklave seiner Werkzeuge zu werden, um ihnen zu dienen! — Es wäre eine Umkehrung aller Begriffe, eine Verwechselung des Zweckes und des Mittels; wir würden es Verrücktheit des Verstandes heißen.

Was thut aber der verzärtelte Weichling, welcher jede unangenehme Empfindung scheut? Was thut der üppige Wollüstling, der kein höheres Gut als diesen Kitzel der Gefühlswerkzeuge kennt? Ist er nicht ein Sklav einiger seiner Nerven? Athmet er nicht einzig für sie? Arbeitet und sorgt er nicht bloß für sie? Setzt er nicht seine ganze Welt in Bewegung für sie? Lebt seine ganze Seele nicht bloß ihnen?

Ohne Schätzung des Werkzeuges, welches uns die göttliche Huld verlieh, werden wir unbrauchbar für die Welt. Aber nicht mißbrauchen sollen wir das Werkzeug, sonst wird es untauglich zum Behuf des Geistes. Der ganze Leib ist, geschweige einige Nervenarten desselben, unendlich geringer, als die Seele. Für die Sache des Geistes muß endlich selbst das Werkzeug aufgeopfert werden.

Die Sache des Geistes aber ist seine Freiheit, seine Tugend.

Wer sich selbst verzärtelt, setzt seinen Körper größern Gefahren aus, als der sich gegen unangenehme Gefühle abhärtet. Wer seine Nerven gegen jede allzustarke Reizung hütet, setzt sie in Gefahr gänzlicher Zerrüttung durch Zufälle, welche er mit aller Vorsicht nicht abzuwenden im Stande ist.

Der Mensch ist geschaffen, unaufhörlich mit der ihn umgebenden Natur in Berührung zu stehen. Selbst der mannigfaltige Einfluß der Witterung und Beschwerlichkeiten aller Art erheben seine Kraft. Vermeidung derselben ist Selbstschwächung, Vernichtung der Gesundheit und Zwang der Seele, daß sie die Dienerinnen ihres untauglichen Werkzeuges werden.

Wie verächtlich muß mir der Weichling erscheinen, der die Hoheit seines Geistes für das Gefühl der Lust einiger seiner Nerven hingibt! Er ist weniger als das freie Thier. Er verkehrt die Ordnungen der Natur; aber er thut es nicht ungestraft. Erschlaffung und allzugroße Reizbarkeit zerstören ihn; ein rauhes Lüftchen verwüstet seine Gesundheit; eine Mühseligkeit wirft ihn zu Boden. Wer, erhabener als sein Werkzeug, dieses nach den Grundsätzen der Weisheit regiert, bewahrt es. Der Wollüstling welkt früher dahin; der üppige Weichling genießt keine lange Lebensdauer. Er wird durch Unklugheit sein eigener Zerstörer und Mörder.

Vater, Schöpfer meines Lebens, der Du mich auf so wunderbare, mir selbst ganz unerforschliche Weise gebaut hast, je mehr ich Deine Allmachtswerke betrachte, je deutlicher erkenne ich Deinen Willen und meine Pflicht. Ich erkenne in Deinen Schöpfungen höhere und niedrigere Kräfte; Du hast mich, ausgerüstet mit Bewußtsein und Freiheit, zwischen beide gestellt, daß ich wählen solle: zu welchen ich gehören möge, ob zu den sinnlichen, dunkeln bewußtlosen, oder zu den geistigen, mit Willkühr und Erkenntniß begabten.

Kann mir denn die große, vielleicht auf Ewigkeiten entscheidende Wahl schwer werden? Legtest Du nicht nur in die Nerven meines Leibes, auch in das Innerste meines Geistes, ein Gefühl eigenen Werthes? Bin ich nicht Geist, o Gott, ich Dein Athem, bin ich nicht göttlicher Natur? — Warum soll ich das Unsterbliche in mir ganz vermischen und vermählen mit den niedern Naturkräften, die Du zum Dienste meines Geistes verordnetest? Nein, mein Gott, nicht das, was die Sinnennerven anzieht, nicht deren angenehmes Spiel — nein, Du bist meine Sehnsucht. Jene Vollendung ist mein Ziel, in der Du wohnst, und zu welcher mich Jesus Christus ruft.

Hinweg von mir darum alles üppige Wesen, jede Verweichlichung, jeder Mißbrauch meines Körpers! Denn dies Wohnhaus meines unsterblichen Geistes, ist es nicht Dein Heiligthum? Wirst

Du nicht einst Rechenschaft fordern, wie ich das anvertraute Werkzeug gebraucht habe?

XXVII.

Betrachtung der Sinne.

Der Geschmack.

Ps. 104, 15.

Wie hold und gütig ist doch Gott!
Lobsingt, lobsingt dem Herrn!
Er gibt uns unser täglich Brod,
Und mehr noch und so gern!

Von süßen Früchten voll und schwer
Wird schon Gesträuch und Baum;
Es lächelt von den Feldern her
Der Saaten goldner Raum.

Am Hügel reift die Traube schon,
Die unser Herz erquickt,
Und überall des Fleißes Lohn,
Wohin das Auge blickt.

Genießt mit froher Dankbarkeit
Den Segen eures Herrn,
Und wenn ihr seiner Huld euch freut,
So gebt, wie er, auch gern.

Welch einen mannigfaltigen Reichthum von Genüssen jeder Art hat uns die Güte unsers Gottes in der Natur gewährt! Schon bemerken wir in

unsern Feldern und Gärten die süßen Vorboten des Herbstsegens, alle Früchte reifen immer mehr unter Gewitterregen und am warmen Sonnenstrahl. Gott sorgt auch dieses Jahr väterlich für seine Kinder. Er verleiht das tägliche Brod, um welches wir ihn demuthvoll anflehen.

Bei den Thieren ist das Aufsuchen der Nahrung, deren sie bedürfen, ohne andern Zweck, als ihr Leben zu erhalten. Anders ist es bei den Menschen. Ihr Trieb, sich zu ernähren, ist zugleich eins der wichtigsten Mittel in der Hand Gottes, daß die Sterblichen sich enger mit einander zu einem gesellschaftlichen Leben verbinden; daß sie zu den Begriffen von gegenseitigen Rechten und Pflichten gelangen; daß sie die Tugenden der Wohlthätigkeit, des Erbarmens, der Freundschaft, der Redlichkeit, der Ehrfurcht vor fremden Rechten üben können; daß sie sich um Eigenthum bekümmern; daß sie länger ihre Kinder erziehen müssen, die nicht sogleich, wie die Thiere des Feldes, Nahrung suchen können; daß sie in Staaten und unter Gesetze zusammentreten; erfinderisch in Künsten und Wissenschaften werden.

Von allem Diesem weiß das Thier nichts. Es streicht einsam seiner Nahrung nach. Es vergißt seine Jungen, sobald sie stark genug sind, ihr Futter zu suchen. Es kennt kein Eigenthum, keine Rechte, keine Pflichten.

Nicht genug, daß der Trieb nach Nahrung einzelne Menschen enger verbindet: er ist auch eine der ersten Ursachen, daß sich die über dem ganzen

Erdboden zerstreut wohnenden Völker einander annähern, und gleichsam eine einzige große Familie bilden. Denn den verschiedenen Ländern, in welchen sie leben, hat der Schöpfer verschiedene Vorzüge ertheilt. Um derselben überall theilhaftig zu werden, ward der Handel und Umtausch erfunden, und Bündnisse zwischen Nationen gestiftet, welche sonst immerdar durch Weltmeere von einander getrennt geblieben sein würden.

Ja, derselbe Trieb ist zugleich Anlaß zur Verwandlung eines bedeutenden Theils von der Oberfläche des gesammten Erdbodens geworden. Wo uranfänglich endlose Wüsten und Wildnisse waren, veränderte der Fleiß des Menschen Alles in einen anmuthigen großen Garten; ungesunde Moräste und Sümpfe wurden ausgetrocknet, wilde Ströme eingedämmt, nackte Felsen bekleidet, und durch Ausrottung ungeheurer Wälder selbst die Witterung der Länder vortheilhaft verwandelt. Unser eigenes Vaterland, welches noch vor zweitausend Jahren so kalt und rauh war, daß in den finstern Wäldern Thiere herbergten, welche heutiges Tages nur noch in den kältesten Weltgegenden angetroffen werden, ist jetzt mit den Rosen des warmen Persiens geschmückt. Ja, fast alle oder doch die meisten der lieblichen Obstarten, mit denen uns der Sommer und Herbst erfreuen, unsere Getreidearten, mit denen die fruchtbaren Aecker prangen, unsere Erd- und Gartenfrüchte, Wurzeln und Heilkräuter, sind Kinder weit entfernter Länder, die zu uns verpflanzt worden sind. So er-

blicken wir, oft ohne es zu wissen, jetzt in unsern Feldern und Gartenbeeten Pflanzen eine Spanne weit von einander blühen und reifen, deren Heimath in zwei ganz verschiedenen Welttheilen ist.

Wie geringer und einfacher Mittel bedient sich die Weisheit Gottes in der Erziehung des menschlichen Geschlechts! Welche unglaubliche Wirkungen brachte sie in demselben bloß dadurch hervor, daß sie uns den Sinn des Geschmacks auf die Zunge legte! — Was bei andern Thieren höchstens nur auf Erhaltung ihres Leibes hinzweckte, mußte bei dem Menschen vom größten Einfluß auf die Vervollkommnung seines Geistes werden, seine höhern Erkenntnisse vermehren, seine gesellschaftlichen, brüderlichen Verhältnisse enger flechten seine Tugenden erwecken!

Und dies Alles ist die Wirkung von zwei Nervenpaaren, welche sich über die Zunge und den Gaumen mit ihren feinen Verzweigungen ausbreiten, die an der Oberfläche der Haut Nervenwärzchen bilden, welche noch größer und weicher sind, als die Fühlkörner der Fingerspitzen. Sie heben sich, sobald sie von einem fremden Körper berührt werden, von selbst in die Höhe, ohne daß die Seele dazu einen besondern Willen äussert, obgleich nicht zu zweifeln ist, daß sie auch der Gewalt derselben untergeordnet sind, und ihre Reizbarkeit erhöhet wird, sobald die Seele ihre volle Aufmerksamkeit auf den Geschmack der Dinge leitet.

Der Sinn des Schmeckens ist vom Schöpfer allen Thieren gegeben worden; er muß allen dazu dienen, sie in der Auswahl derjenigen Nahrung zu leiten, welche ihrer Erhaltung die angemessenste ist. Und es ist allerdings ein Zeuge von der weisen und bewunderungswürdigen Vorsorge Gottes, daß unmittelbar vor dem Schlunde, durch welchen die Speisen und Getränke zur Unterhaltung des Lebens eingehen müssen, der Geschmackssinn wie ein prüfender Richter gestellt ist, welcher vorher das Gute vom Schlechten unterscheidet. So kennt selbst das vernunftlose Thier, ohne zu wissen warum, die gesunden von den schädlichen Kräutern. So hat das neugeborne Kind, wie das Thier, durch den Geschmack einen eben so sichern Beschützer, als der Erwachsene, ohne sich Rechenschaft davon geben zu können, oder den Werth der Speisen vorher gekannt zu haben. Alles, was der Gesundheit des Leibes nachtheilig ist, verräth sich der Zunge durch seinen zusammenziehenden, Ekel erregenden Geschmack. — Warum haben die Giftpflanzen meistens einen widerlichen Saft? Warum haben ihn die meisten guten Nahrungsstoffe süß, lieblich? Warum haben die Steine und Erdarten oder Metalle, die durchaus nichts zur Ernährung des Leibes beitragen können, gar keinen Geschmack? Wahrlich, überall nehme ich Gottes weise Obsorge wahr, deren Zweck ist, die erschaffenen Wesen freudig und gesund zu erhalten.

Die Zunge ist zwar das vornehmste Werkzeug des Geschmackssinnes; doch auch andere Theile des

Mundes sind von diesem zur Erhaltung des Lebens nöthigen Vermögen nicht ausgeschlossen. Auch mit dem Gaumen und dem Schlunde selbst schmekken wir, und oft manche Speisen sogar schärfer, als mit der Zunge. Weichheit und beständige Feuchtigkeit dieser Werkzeuge machen sie besonders zu solchem Geschäfte fähig, und selbst die seifenartige Beschaffenheit des Speichels muß dazu dienen, sowohl wäßrige als ölige und fette Theile aufzulösen, und den Geschmacksnerven näher zu bringen.

Es ist dieser merkwürdige und wohlthätige Sinn also ein Eigenthum aller Thiere. Ja man möchte ihn selbst den Wurzeln und Blättern der Pflanzen einigermaßen zuschreiben. Denn es ist bekannt, daß auch sie alle in Erde und Luft vorhandenen Stoffe zurückstoßen und unberührt lassen, die nicht zu ihrer Nahrung taugen, und hingegen diejenigen einsaugen, die nach den Anordnungen des Schöpfers ihrem Gedeihen heilsam sind.

Es scheint inzwischen, als wenn die Vollkommenheit oder Zartheit des Geschmacks mehr oder weniger mit der Feinheit des Gefühlssinnes in Verbindung stände. Bei den Fischen, Vögeln und kräuterfressenden Thieren ist letztere weniger empfindlich, auch haben sie keinen so auswählenden Geschmack, als andere, besonders fleischfressende Thiere, welche schon an der gleichen Speise die leckerhaftesten Bissen zu unterscheiden wissen.

Bei wilden Völkern findet man den Ge-

schmackssinn eben so wenig ausgebildet, als ihre Gefühlswerkzeuge unempfindlicher sind. Hingegen hat man auch Gelegenheit, oft die Erfahrung zu machen, daß Menschen, die ihren Geschmackssinn durch Leckerhaftigkeit ganz besonders verfeinert haben, und dadurch gleichsam thierischer werden, um so geringer an Geisteskräften zu sein pflegen.

So wie dieser Sinn für uns ein Wächter der Gesundheit ist, wird er auch der erste Bote innerlicher Krankheiten. Nicht nur werden kranken Menschen viele Speisen ekelhaft, die in gesunden Tagen sie erfreuten; sondern der Geschmack kann sich so verwandeln, daß ihn manches angenehm reizt, was er sonst zurückstieß.

Auch hier hat die Gewohnheit ihr gewaltiges Recht. Der Mensch hat das Vermögen, durch fortgesetzte Uebung dasjenige sich erträglich, sogar im Geschmack angenehm zu machen, was ihm vormals Ekel verursachte, und der dadurch entspringende Genuß sehr mannigfaltiger Nahrungsmittel hat keinen geringen Einfluß auf seine Gesundheit, Lebensdauer, sogar auf seine Gemüthsart. So ist es durch Erfahrung bestätigt, daß fleischfressende Thiere wilder und unbändiger sind, als solche, die von Kräutern leben. So bemerkt man, daß weinbauende Nationen heiterer und lebhafter sind, als diejenigen, welche sich anderer Getränke bedienen; daß Völker, die größtentheils vom Fleisch der Thiere leben, kriegerischer und feuriger sind, hingegen andere, die statt dessen

von Mehlspeisen, Früchten und Gemüsen ihre Hauptnahrung machen, sich durch Sanftmuth und menschlichern Sinn auszeichnen: daß Menschen, welche aus Leckerhaftigkeit die verschiedensten Nahrungsmittel wählen, wenn sie nur ihrem Gaumen schmeicheln, und die mehr des Geschmacks, als des Bedürfnisses wegen essen, nicht so lange leben und mehrern Krankheiten unterworfen sind, als Personen, die an einfache Speisen und Getränke gewöhnt sind, und daher Mäßigkeit lieben.

Gott begabte den Menschen mit dem Geschmackssinn, um ihn in den Stand zu setzen, dasjenige auszuwählen, was zur Erhaltung seiner Gesundheit und seines Lebens am tauglichsten ist. Einzig und täglich für diese Nahrung zu sorgen, ist das Geschäft des vernunftlosen Thieres. Der für die Ewigkeit berufene Geist des Menschen kennt noch erhabenere Sorgen. Aber wenn er zur Hauptangelegenheit seines Leben den Kitzel seines Gaumens macht; keine größere Freude kennt, als die Reizungen dieses thierischen Sinnes — dann sinkt er selbst zum Thier hinab, und wird durch Unmäßigkeit und Schwelgerei noch niedriger und verächtlicher, als das vernunftlose Wesen. — Er zerstört die heiligsten Ordnungen der Natur; er zerstört an sich selbst die Zwecke seines gütigen Schöpfers, der ihm einen Leib gab zum Behuf des Geistes, nicht aber den Geist zum Behuf des Leibes. Aber auch keine Sünde rächt unmittelbarer und schrecklicher die verstoßene Tugend, als Schwelgerei und Unmäßigkeit. Sie unter-

drücken die Fähigkeiten des Geistes, vermindern das Vermögen des Urtheilens, des Scharfsinnes, des Gedächtnisses und anderer edeln Vermögen des Gemüthes in solchem Grade, daß der Nachtheil oft auf die Nachkommenschaft erben kann. Natürlich muß dies die Folge sein, wenn ein einzelner Sinn, oder ein einzelner Theil des Körpers auf Unkosten der übrigen vorzugsweise gereizt, gestärkt und gepflegt wird. — Nur in der harmonischen Ausbildung und Erhaltung aller unserer Kräfte liegt Gesundheit und Vollendung; jede Abweichung davon ist Auswuchs und Krankheit. — So lange die Verdauungswerkzeuge vorzüglich beschäftigt sind, ist der Geist nicht zur vollen Thätigkeit gestimmt, und jede Uebertreibung einer körperlichen Beschaftigung zieht Erschlaffung nach sich.

Daher sieht man überall im gemeinen Leben, daß ausgezeichnete Prasser und Schwelger oder Trunkenbolde selten besondere Geisteskräfte besitzen, und daß ihnen ein anhaltendes gründliches Nachdenken mühsam oder ganz unmöglich wird. Sie sind für große Gedanken und große Tugenden gleich stumpf. Für sie haben nur die Freuden des Tisches einen Werth in der Welt. — Im Gegentheil waren die erhabensten und weisesten und vielthätigsten Menschen jederzeit von bewundernswürdiger Enthaltsamkeit. Sie genossen nur so viel, als zur Aufrechthaltung ihrer Gesundheit vonnöthen war; sie verachteten die thierischen Freuden an Leckerbissen, und zogen die einfachste

Kost darum vor, weil sie die dem menschlichen Körper erspriеßlichste ist.

Schwelgerei und Gaumenkitzel vernichtet, als ein sträflicher Mißbrauch göttlicher Gaben, die Gesundheit und verkürzt das Leben. Durch fortgesetzte Lüsternheit und Uebung stumpft der Prasser seinen Geschmackssinn also ab, daß derselbe zu seinen natürlichen Bestimmungen unfähig werden muß. Dinge, vor welchen den unverwöhnten Menschen Ekel befällt, reizen seine Begierden, und er vereinigt sie mit den Stoffen seines Körpers, unwissend, welche Folgen daraus entstehen mögen, denn er hat den Wächter seiner Gesundheit betäubt. Ihm wird das Gemeine fade; er gelüstet nur nach dem Ungewöhnlichen und Allem, was seine Nerven stärker reizt oder auf neue Art. Er sinnt auf neue Mischungen der Speisen, erhitzt mit feurigen Gewürzen sein Geblüt, und nicht das Leben, sondern ein flüchtiges Schmeicheln seiner Geschmacksnerven ist Zweck seines Essens und Trinkens. — Aber beobachtet den Unglücklichen nach wenigen Jahren; wie steht er entstellt und verwandelt da! — Ein Heer unbekannter Fieber schleicht um seinen Tisch her. Die Säfte seines Lebens sind vergiftet, seine Nerven sind zerrüttet. Bleich und schwammig, zu jeder höhern Gemüthserhebung unfähig, wird er die Beute seines viehischen Lasters, und der Raub eines vorschnellen Todes.

Aber Frohmuth und Gesundheit, die von Wangen und Augen lächeln, sind die Blüthe, und

langes Leben die Frucht der Mäßigkeit. Der Enthaltsame, immerdar zu allem Guten aufgelegt, weil sein Geist frei ist, findet die Welt schöner, weil er sie auf mannigfaltigere Weise genießt. Der Hunger ist es, welcher seine einfache Kost süßer würzt, als dem lüsternen Prasser seine mit allen Hilfsmitteln einer vergiftenden Kunst bereiteten Gerichte.

Sobald diese künstliche Reizung der Eßlust und der Kitzel des Gaumens zur Leidenschaft erwächst, hat der, welcher sich ihr ergibt, keine Bürgschaft mehr, weder für Gesundheit und Lebensverlängerung, noch für die zweckmäßigste Verwaltung und Erhaltung seines irdischen Vermögens, das ihm Gott gewährte. Wie oft sind wir Zeugen vom Verfall des Wohlstandes ehemals sehr begüterter Familien, ohne daß von ihnen ein besonderer äusserlicher Prachtaufwand, oder irgend ein zerstörender Unglücksfall bekannt wurde! — Genäschige Eßlust und Schlemmerei waren die Urheber ihres Untergangs. Das Kind des weiland reichen Prassers lebt heut in dunkler, dienstbarer Abhängigkeit, und nagt am elenden Almosen, weil die gewissenlosen Aeltern ihr Gut, das sie den Nachkommen überantworten sollten, in feine Speisen und Getränke verwandelten. Inzwischen der Enthaltsame jederzeit zu seiner Lebensnothdurft wenig gebraucht, und daher beim Mangel des Verdienstes, bei Stockung seines Gewerbes, oder bei andern nachtheiligen Ereignissen, sich ohne Mühe einzuschränken weiß, wird

der Schwelger von seiner Leidenschaft zur Fortsetzung eines gleichen Aufwandes gezwungen. Die einmal an den beständigen Reiz verwöhnten Nerven heischen Befriedigung, und er macht, was ihm übrig bleibt, zum Opfer seines gefräßigen Gelüstes. — Oft sollte man zweifeln, daß der Mensch zu einer solchen, ganz thierischen Versunkenheit fähig wäre, durch welche die Würde unser Geschlechts geschändet wird, wenn man nicht der traurigen und ekelhaften Beispiele so oft und viel sähe.

Eben diese Leidenschaft, welche Körper und Geist zugleich schwächt, wird gemeinlich die Quelle anderer Sünden. Sie erstickt die zärtlichen Gefühle der Aeltern zu den Kindern, und hemmt die vollkommene Ausübung der Pflicht, für dieselben gehörige Sorge zu tragen. Sie reizt zur Hartherzigkeit gegen Arme, zu Betrug und Ungerechtigkeit, wenn der Ueberfluß zu schwinden anfängt, aus welchem man bisher zu schwelgen im Stande war. Sie verleitet zu einem niederträchtigen Geiz, damit man auf der Seite für die Lust des Gaumens desto reichlicher verschwenden könne. Doch wer möchte die Kette der Sünden und Verbrechen zählen, welche das erste Laster nachschleppt!

Am gefährlichsten und schädlichsten aber wirkt dasselbe durch Beispiel und Verwöhnung auf die Jugend. Es ist genug, Kindern den Hang zur Genäschigkeit und Liebe an Näschereien und Gaumenlust eingeflößt zu haben, um ihnen densel-

ben zu ihrem Nachtheil für die ganze Folge des Lebens zu geben. Und wenn sie einst auch durch den Wechsel der Schicksale, oder durch Verarmung, das Gelüst zu stillen ausser Stand gesetzt werden, bleibt darum nicht minder das durch künstliche Speisen und Gewürze vergiftete Blut, und jeder Nachtheil allzufrüh gereizter Nerven. Hang zum Wohlleben, zur Ueppigkeit, eine oft unüberwindliche stille Begierde, die Wollust zu sättigen, ist das Erbtheil solcher Elenden. — Mustert die Jugend, den Lebenswandel, die Tugenden, die Laster, die Geistesfähigkeiten derselben in großen Städten, oder in solchen, wo Wohlleben und Gaumenlust herrschend sind! — Vergleichet sie mit der Jugend derjenigen Gegenden, in welchen Enthaltsamkeit noch edle Sitte ist! — Ihr werdet manchmal erschrecken vor den Wirkungen des Lasters. Ihr werdet Kinder finden, die schon die Leidenschaft des Jünglings und der Jungfrau spüren; Jünglinge und Jungfrauen, welche schon die Ungemächlichkeiten des höhern Alters empfinden. Ueberall vorschnelle Entwickelung, schwächliche Treibhauspflanzen, frühkluge Kinder, stumpfe Männer ohne Geisteskraft, und nicht selten mit Lebensüberdrüß.

Möchte ich doch nie meiner höhern Würde vergessen und nie zu dem herabsinken, was mich mit dem Thier gemein macht und ihm gleich stellt! Zwar will ich nicht die Freude verschmähen, welche mir Gottes Güte durch den Sinn des Geschmacks gewährt — aber eingedenk werde

ich bleiben, daß dieses nur eine der niedrigsten Freuden ist, die ich auch mit vernunftlosen Geschöpfen theile; eingedenk, daß mein allzugroßes Wohlgefallen daran leicht zur Leidenschaft entarten, und mich für höhere Freuden empfänglich machen kann.

Mein Geist ist das Hocherhabene, dem alles Andere untergeordnet ist. Ich habe genug gethan, wenn ich nur auf das Bedacht genommen habe, was zur Erhaltung körperlichen Wohlbefindens hinreicht. Jedes Zuviel ist ein Raub an dem, was ich meiner unsterblichen Seele zu leisten verpflichtet bin; ist eine Kette, die mich an das Niedrige, Vergängliche des Staubes fesselt, und durch ihre Schwere den freien Aufschwung des Geistes zum Himmlischen lähmt.

Edle Enthaltsamkeit, sei du in allen meinen Genüssen meine Begleiterin; holde Tugend, werde der Schutzengel meines Geistes und seiner irdischen Hülle! So werde ich den edelsten Verblichenen ähnlich, deren Andenken noch heut die Welt segnet; so werde ich dem göttlichen Urheber meines höhern Lebens ähnlich, Dir, o Christus Jesus, der die Ueppigkeit der Welt verachtete, um die Seligkeit rein zu empfinden! — Wie einfach war Dein Leben; wie mäßig Deine Nahrung! Wie reich warst Du in Deiner Armuth, da Du, mit Wenigem begnügt, noch immerdar übrig hattest, auch Deinen leidenden, nothdürftigen Brüdern wohlzuthun! — Welche Unglücksfälle hätten Dich erschrecken können, da das Sinnliche nicht

Dein Leben und Dein Alles war; da irdisches Unglück uns doch nichts Anderes rauben kann, als das Sinnliche, hingegen die Geistesfreuden wohl unangetastet lassen muß!

Enthaltsamkeit und mäßige Befriedigung des Triebes, der auf Erhaltung meines Lebens abzweckt, macht mich von Menschen und Schicksalen unabhängig; gibt mir Zufriedenheit auch im Schoose der Armuth. Der nähert sich der Gottheit, welcher also bestehen kann, daß viele Menschen seiner Hilfe bedürfen, er selbst hingegen zu seinem Glücke nur der Gunst sehr weniger Menschen bedarf. Der Presser ist nicht nur ein Sklav seines eigenen Gaumens, sondern auch in starker Abhängigkeit mit seinem Glücke vom Wohlwollen der Guten und Schlechten; ein Knecht fremder Launen, selbst der Witterungen, die über ihn hingehen.

Himmlischer Vater, ich flehe nicht um Reichthum und Macht — ich habe solche zum freudigen Genusse dieses Lebens nicht vonnöthen — nur um mein tägliches Brod bitte ich mit Deinen andern Geschöpfen, und um Weisheit, dies mit Mäßigkeit und dankbar auf Dich gerichteten Empfindungen zu geniessen. — O, noch habe ich wohl mancherlei Ueberfluß, dessen ich entbehren könnte: warum verwahrlose ich ihn? Warum wende ich mehr an mich, als mein Bedürfniß fordert? Warum mache ich mich durch solche Verwöhnung von sehr zufälligen Dingen abhängig? — Es leben noch von meinen Mitbrüdern — sie haben, durch

eigene oder fremde Schuld, nicht so viel gesunde Nahrung, daß sie sich und ihre schmachtenden Kinder damit sättigen könnten. Warum vergesse ich sie? — Ach, es seufzen, in ihre Lumpen gehüllt, wohl noch Kranke und Schwache auf ihren Schmerzenbetten — der Wein, welchen ich ohne Durst, nur zum Vergnügen einschlürfe, wäre ihnen vielleicht eine stärkende, rettende Arznei. Wie, soll ich dies Gelüst stillen, während ich eine höhere Seligkeit mit wenigen Tropfen Weins erkaufen, vielleicht einer verlassenen Familie einen Vater, unerzogenen Kindern noch eine treue Mutter retten könnte? — — Was habe ich gethan? Wie wenig, Gott, o gnadenreicher Gott, war ich Deiner Gaben werth! — Ach, läge ich an der Stelle jener Elenden, hätten sie meinen jetzigen Wohlstand — sie würden vielleicht edlere Menschen und barmherziger gegen mich sein!

Ich will eilen! — Ich will Gutes thun! — Ich will von meinem Ueberflusse mittheilen! — Ich kann noch Glückliche machen, und wer dies kann, ist reich! Und wer dies sein will, muß selbst nur wenig für sich bedarfen wollen. — Gib uns, Vater im Himmel, nur unser tägliches Brod. Amen.

XXVIII.

Betrachtung der Sinne.

Der Geruch.

2 Mos. 29, 18.

Anbetend steh' in Gottes Heiligthume,
Im Tempel der Natur, o Christ,
Wo ihrem Schöpfer auch die kleinste Blume
Den süßen Duft vergießt!

Und wenn der Opferduft von jeder Blüthe
Mit Wohlgerüchen dich umwallt,
Bist du allein für deines Schöpfers Güte
Empfindungslos, o Mensch, und kalt?

Nein, opfernd, Vater, bring' ich in der Stille
Mein Leben Dir zum Heiligthume, Dir;
Geopfert werde, Vater, Dir mein Wille,
Und jedes edlere Gefühl in mir!

Die ersten Menschen, unbekannt mit den Verknüpfungen und Wirkungen in der Natur, und begierig den segnenden Gottheiten des Lebens die Empfindungen der Liebe und Dankbarkeit zu bezeugen, sahen von Bergen und Thälern die Nebel emporsteigen zu den Wolken. Sie sahen den Rauch in langen Säulen sich zu jenen Höhen hinaufwälzen, von wo ihnen Sonnenschein und Regen, Wärme, Licht und Gedeihen kam, oder der

Regenbogen wie ein wunderbares Flammenthor flammte. Dort, über den Wolken und Sternen, vermutheten sie den Aufenthalt der Götter; und sie dachten sich die Götter als menschenähnliche Wesen, doch mächtiger, als alle Sterbliche, und von unsterblicher geistiger Natur.

Da sprachen die ersten Menschen unter einander: es nähren sich die Götter nicht mit den Speisen der Menschen; nur die feinsten Düfte steigen zu ihren Sitzen empor. Wie mögen wir uns ihr Wohlgefallen gewinnen, oder ihnen ein erkenntliches Gemuth offenbaren? Wie können wir uns ihnen mit Geschenken nahen?

Da ward das Opfer erfunden. Es war der erste Gottesdienst. Auf geheiligten Altären brachte der Sterbliche mit Andacht die Erstlinge seiner Heerden und Früchte, und aufgelöset in den Flammen sah er den Opferduft freudig zu den Himmeln aufsteigen. Er brachte Weihrauch, Myrrhen, und Alles, was Wohlgerüche verbreitete, um es auf den Altären anzuzünden.

Auch Moses behielt aus der Religion des Alterthums den Opferdienst bei, und richtete ihn zur Ehre Jehova's ein; denn es ist dem Herrn ein Brandopfer ein süßer Geruch, ein Feuer des Herrn. (2 Mos. 29, 18)

Als aber Jesus Christus in die Welt trat, und seine höhern Offenbarungen gab; als er lehrte, Gott sei ein Geist, anzubeten im Geist und in der Wahrheit; als er lehrte, daß ein reines Herz Gott wohlgefälliger sei, denn Brand- und Sühn-

opfer: da hörte der sinnliche Gottesdienst des Alterthums auf. Er selbst hatte ein Opfer für die Sünde geopfert, das ewiglich gilt. (Ebr. 10, 12.)

Noch heutiges Tages ist bei vielen heidnischen Völkern das Anzünden der Opfer gewöhnlich. Ihnen scheint der feinste Duft der Speisen eine den Göttern würdige Nahrung zu sein. Dieser Irrthum ist ungebildeten Menschen um so verzeihlicher da die Empfindungen des Geruchssinnes viel Aehnlichkeit mit denen des Geschmacks der Zunge haben. Wir aber, als Christen, haben ganz andere Gründe, die Macht und Weisheit des liebenden Schöpfers in diesen Empfindungen zu bewundern. Wir erkennen darin eine neue Vorsorge des Vaters für unsere Erhaltung wie für unser Vergnügen. Und je aufmerksamer wir auch diesen Sinn unsers Leibes betrachten, je mehr sich vor uns neue Wunder in den göttlichen Einrichtungen der Natur offenbaren.

Der Duft der Speisen selbst, insofern er bloß durch den Geruch wahrgenommen wird, ist keine Nahrung. Er ist bloß ein Verkündiger dessen, was der Geschmack zu erwarten hat. Darum vermählte die göttliche Vatersorge diesen Sinn so genau mit dem Sinne des Geschmacks. Darum ward jener so nachbarlich zu diesem gesetzt, daß keine Speise in den Mund gebracht werden solle, die nicht schon durch ihre Ausdünstung verrathe, ob sie genießbar und wohlthätig sein könne. Der Geruch ist gleichsam das vorausprüfende Auge

des Geschmacks. Was dem Gefühl der Nase Ekel erregt, verabscheut der Gaumen.

Alle Körper aber dünsten aus und werden dadurch dem Geruche empfindlich; das heißt, alle Körper verflüchtigen sich in unendlich kleinen Theilen, die weder dem äussern Gefühle, noch dem Geschmack erkennbar sind, und zu deren Wahrnehmung eine viel reizbarere Zartheit der Menschen erforderlich ist.

Hätten wir ein so scharfes — ich möchte sagen, geistiges — Auge, um auch das Feinste zu erkennen, was uns in der Luft umschwebt, wir würden um jeden Körper einen eigenen, größern oder kleinern Dunstkreis erblicken, welcher die Dunstkreise von Millionen anderer kleiner Körper durchschneidet. Wir würden jeden einzelnen Menschen, jedes Thier, jede Pflanze, ja jeden Stein, jedes Metall, in einem solchen Gewand von feinen Dünsten eingekleidet erblicken, ähnlich dem Monde, wenn er in trüber Luft einen Hof um sich zeigt. Unser Auge erkennt von diesem Allem nichts. Er glaubt klar durch die reinste Luft, wie durch ein Nichts zu sehen, und hält sie für den leersten Raum, während vielleicht millionenfach verschiedene Körper in ihr umherschwimmen, von welchen wir, ohne es zu ahnen, mit jedem Athemzuge einen ganzen Strom verschlingen und wieder aussprudeln, wie der Wallfisch des Meeres Wasserströme durch seine Nase hervorspringen macht. Schon wenn einzelne Sonnenstrahlen streifenweise durch die Fenster in unsere Wohnzimmer

dringen, erstaunen wir bei dieser hellern Beleuchtung der Luft über die Wogen der schwebenden Staubwirbel, Federchen und unbekannten, sich glänzend herumwälzenden Punkte, in deren Mitte wir leben und athmen, und von deren Dasein wir in der weniger erhellten Luft nicht das Geringste empfinden. Oder wir sehen mit Verwunderung bei einiger Kälte der Luft den menschlichen Athem wie perlfarbene Wolken hervorströmen, der sonst dem Auge beständig unsichtbar zu sein pflegt.

Diese Ausdünstungen, welche unaufhörlich fortdauern, sind so unendlich feine, sich von den Körpern absondernde Theile, daß sie weder der Größe und Gestalt, noch dem Gewicht der Körper etwas zu nehmen scheinen. Und doch nehmen nothwendig die Körper dabei ab, weil sie Theile verlieren. Die Ausdünstungen verschiedener Metalle, wie des Kupfers, Messings u. s. w., sind selbst dem Geruche empfindlich. Dennoch kann ein solches Metall viele Jahre lang seine Verflüchtigung fortsetzen, ohne für unser Auge und Maßstab an Größe, noch für unsere feinsten Wagschalen, die noch immer zu unbehülflich dafür sind, einen millionsten Theil der Schwere einzubüßen. Von der Auflösbarkeit der Körper in unnennbar kleine Theile kann man sich durch die einfachsten Versuche überzeugen. Ein wenig Schwefel, welches kaum den Raum einer kleinen Erbse einnimmt, verbreitet sich durch das Verbrennen weit umher durch die Luft, daß seine Theile ein ganzes Haus

erfüllen, und durch den Geruch entdeckt werden, wo sie für das Auge nicht mehr vorhanden sind.

Die Blumen, deren gewürziger Duft die Lüfte balsamisch durchfließt, sind in einem oft ungeheuern Dunstkreis eingewickelt. So wie der Geruch uns ihre Nähe verkündet, sind wir schon in einem dichten, wiewohl unsichtbaren Nebel eingetreten, den sie wunderbar verborgen ausdampfen. — Ach, wir glauben mit unserer Kunst und Erkenntniß so weit zu reichen! wir glauben mit unsern Augen oft schon das Innerste der Natur zu erspähen, und doch streifen wir damit nur auf ihrer äussersten, groben Hülle hin. Gott läßt uns noch mehr ahnen von dem, was sei, als erkennen; weil schon das, was uns von seinem Reichthum erkennbar ist, mehr ist, als wir auch bei allem Fleiße, und bei der größten Länge unsers Lebens übersehen und ergründen können. Er läßt uns nur ahnen, was er uns noch unendlich Vieles vorbehalten hat, was wir einst unter andern Verhältnissen, mit andern feinen Sinnen ausgestattet, als Beweise seiner Majestät und Größe bewundern werden.

Wenn wir bedenken, wie also die ganze weite Luft, welche uns umgibt, gleichsam ein Meer von allerlei Stoffen ist; ein Meer, worin zahllose Körper aufgelöset schwimmen; aufgelösete Thiere, Pflanzen, Metalle und Erden — darf es uns noch unbegreiflich sein, wenn durch andere unbekannte Naturkräfte alle diese Stoffe wieder wohlthätig auf lebende und todte Wesen zurückwirken? —

wenn die Luft für Menschen und Thiere und Pflanzen ein wirkliches Nahrungsmittel wird? wenn gewisse Pflanzen, wie manche Zwiebelgewächse, blos aufgehangen in der Luft, wachsen und grünen? — wenn plötzlich am reinen Himmel dickte Gewölke zusammenziehen, die man nicht entstehen, sondern sich nur vergrößern sieht, man weiß nicht, woher? — wenn Feuerflammen durch die Wolken brennen, oder Regenströme über Welttheile niederstürzen, und weite Landschaften überschwemmen, als wären Meere übergetreten?

O Gott, wunderbarer Schöpfer, je aufmerksamer sich mein forschender Blick auf Dich richtet, je lebhafter fühlt mein schwacher Geist seine Unmündigkeit, seine niedrige Stufe auf der Leiter von dir Dir erschaffenen Wesen. Ich kann nicht von Deinen Werken reden, welche ich durch die wenigen Sinne erkenne, die Du mir für dieses Erdenleben verliehen, ohne in ehrfurchtsvolles Erstaunen und in Anbetung zu versinken. Herr, was bin ich, daß Du noch meiner gedenkest! Welch ein geringes Nichts in Deinem All der Schöpfung! — Aber Du hast mich durch Jesum aus meiner Tiefe erhoben. Er lehrte mich Dich als Vater ehren und lieben. Vater der Unermeßlichkeit, auch mein Vater bist Du! Mich vergissest Du nicht, der Du selbst dem unsichtbaren Stäubchen seinen Beruf und Zweck gegeben. Mich wirst Du nicht vergessen, noch versäumen, der Du, wenn mein Körper längst verweset, aufgelöset und verstäubt ist, noch dessen durch alle Lüfte schwimmenden Ur-Theils bewahrest und zu neuen Bildungen verwendest. Ja, Vater, es ist ein großes, es ist ein des Christen würdiges Geschäft, Dich in Deinen Wundern aufzusuchen, und durch Betrachtung der irdischen Sinne uns Deine erhabenen Absichten zu erklären. Ohne jenen Sinn des Geruchs wäre uns die unsichtbare Körperwelt verschlossen, und die

merkwürdigsten Erscheinungen Deiner Schöpfung zwischen Erde und Himmel blieben eine finstere Unbegreiflichkeit.

Eine schwammichte, zarte, löcherige Haut überkleidet das Innere der Nasenhöhle. In dieser Haut verbreitet sich das feinste Gewebe eines Nervenpaars, nebst Zweigen eines andern, vom ersten verschiedenen, Nervenpaars, die alle zum Gehirn gehen. Die Enden der Nerven sind mit einem klebrigen Schleim bedeckt, und gegen Verletzungen geschützt. Sie sind es, welche, sobald sie von den aufgelöseten und verflüchtigten Theilen der Körper berührt werden, jene Empfindungen hervorbringen, welche wir Gerüche nennen. Je mehr Ausdehnung und Fläche in den an die Stirn grenzenden Nasenhöhlen jene nervenreiche, empfindliche Haut besitzt, je stärker ist das Geruchsvermögen. Bei den meisten fleischfressenden Thieren ist sie sehr entwickelt, wie z. B. beim Hunde, beim Wolf, beim Fuchs u. a. m. — Zwar haben diejenigen Thiere, welche ohne Knochen sind keine sichtbare Nasen, aber demungeachtet das Vermögen des Geruchs. Bei Insekten, Würmern, Muscheln ist es für uns unergründlich, mit welchem Theile ihres Körpers ihr Geruchssinn verbunden sei. Dennoch aber dürfen wir keineswegs daran zweifeln, daß sie ihn in einem hohen Grade besitzen, daß er bei ihnen die Stelle der Augen vertritt, daß er ihnen schon in weiter Ferne die Gegend andeutet, wo sie Nahrung für sich finden werden. Wer weiß nicht, daß die Ausdünstungen des Honigs und Zuckers, die wir, wenige Schritte nur entfernt, gar nicht mehr verspüren, Fliegen, Bienen, Wespen und Ameisen weither herbeilokken? Wo verborgen ein thierischer Körper verwest, sammeln sich schnell entfernte Aasfliegen um ihre Eier hineinzulegen, damit das zarte, auskriechende Gewürm sogleich sein Futter finde. Der

Wasserpolyp hat keine Augen; er gleicht in einer faserigen Gestalt im süßen Wasser mehr einer Pflanze als einem Thiere; dennoch weiß er es, sobald ein Würmchen, ein Insekt sich nähert; er weiß den Ort, wo es sich befindet, streckt seine Arme oder schwebenden lebendigen Zweige dahin aus, ergreift, umwickelt und verzehrt es.

So ist, wie der Geschmackssinn, auch das Vermögen des Geruchs unter allen Thieren mehr oder weniger verbreitet Er leitet sie zu ihren Speisen. Er ist eins der wichtigsten Mittel des Schöpfers zur Erhaltung seiner lebendigen Welt. Der Hund, dieser treue Begleiter und Freund des Menschen, erkennt und unterscheidet die Menschen; vermittelst seiner Witterung verfolgt derselbe noch die Thiere, findet sich durch sie auf den entferntesten Reisen in den unbekanntesten Gegenden, auch nach Tagen, Wochen und Monaten, zurück, während er nichts Anderes um sich her bemerkt, mit seinen Augen zum Erdboden niedersieht, oder in dunkler Nacht wandelt. Der Geruchssinn unstreitig ist es, welcher die Schaaren der Zugvögel durch die höchsten Lüfte über ganze Welttheile, über weite Meere hinwegleitet, daß sie nicht nur ihre Länder wiederfinden, in denen sie geboren wurden, sondern selbst ihre Städte, ihre Dörfer, ihre eigenthümlichen Nester.

Die Fische, obgleich in der Tiefe beweglicher, rauschender Wellen, selbst im trüben, schlammigen Wasser, welches nicht weit zu sehen gestattet, haben einen so feinen Geruchssinn, daß sie in der Ferne den kleinsten Punkt entdecken wo für sie eine angenehme Nahrung liegt, und derselben mit Begierde zueilen. Die Lockspeise an der Angel wird von ihnen im Strom bemerkt, ehe sie dieselbe sehen; der Geruch des Hanfs betäubt sie.

Der Einfluß der Ausdünstungen auf die Geruchsnerven des Menschen ist von ausserordentli-

cher Verschiedenheit. Diese Nerven sind aber oft durch Uebermaß der Reizungen eben so abgestumpft und verwöhnt, als der Geschmackssinn. In Städten, wo die Einwohner mit ihren Werkstätten enger beisammen sind, ist der Geruch selten so fein und ausgebildet, als bei Bewohnern einsamer Gegenden. Seeleute empfinden auf dem Meere die Nachbarschaft von Inseln, welche reich an aromatischen Gewächsen sind, zuweilen schon in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Meilen; und man erzählt von wilden Naturmenschen, deren Geruchwerkzeuge so empfindlich sind, daß sie darin mit der wunderbaren Vollkommenheit des Hundes wetteifern.

Nicht jeder Reiz der Geruchsnerven ist allen Menschen gleich angenehm; was die einen erquickt und schmeichelt, ist den andern betäubend. Man weiß von einem sogenannten natürlichen Widerwillen gewisser Personen gegen gewisse Dinge, die einem Andern ganz gleichgültig sein können; man weiß, daß sich diese seltsame Antipathie sogar zuweilen äussert, wenn Niemand von der Nähe des verhaßten Gegenstandes etwas spürt, während einen Einzigen in der Gesellschaft Bangigkeit oder Grausen und Ekel überfällt, bis der verborgene Gegenstand des Widerwillens ausgekundschaftet und entfernt wird. Diese Antipathie und ihr unendlich verfeinertes Wahrnehmen ist nur durch den Geruchssinn zu erklären, so wie es sich denken läßt, daß eben dadurch oft die sympathetischen Gefühle, die plötzliche Zuneigung der Menschen zu einander, oder zu leblosen Dingen, entstehen könne.

Ueberhaupt aber ist dieser merkwürdige Sinn, der von der einen Seite in Rucksicht der Empfindung dem Geschmack sehr verwandt ist, von der andern Seite enger, als wir glauben, mit dem Gedächtniß verknüpft. Dafür zeugt schon die

Fähigkeit des Hundes, welcher auch nach vielen Jahren der Trennung seinen verlorenen Herrn wieder erkennt, sobald er, vermittelst der Geruchswerkzeuge, dessen Spur wiedergefunden. Dafür zeuget die fast räthselhafte Kenntniß, welche die weit um den Erdball streifenden Zugvögel von der Gegend ihrer heimathlichen Länder, und von dem kleinen verlorenen Punkt auf der unermeßlichen Oberfläche dieses Weltkörpers haben, wo ihr beständiges Nest ist. Selbst die Tauben, welche man viele Meilen weit von ihren Nestern entführt, regen kaum ihre Schwingen wieder frei in den Lüften, als sie in gradester Richtung dem Land und Orte wieder zueilen, wo ihr Schlag ist. Erstaunenswürdig ist dieser Sinn bei den Vögeln. Ohne ihn würden sie, die durch Wälder und Felder am Tage umherflattern, ihr eigenes Nest unter tausend andern, und den Strauch, den Zweig des Baumes unter tausend andern nicht wieder am Abend finden, wo das Nachtlager ihrer harrt, das sie selbst kunstvoll gebaut haben. — Umsonst verschüttet ihr dem abwesenden Thiere des Waldes und des Feldes seine in die Erde gegrabene Höhle, und machet deren Zugang unkenntlich: es wird sich neue Bahnen zu derselben öffnen. Die kleine Biene, welche geschäftig umher von Blume zu Blume summt, ihren Honig zu sammeln kehrt zu ihrem eigenthümlichen Stock zurück, wenn Regenschauer drohen, oder die Sonne sinkt. Kein anderer Bienenkorb lockt sie unterwegs an, als derjenige, in welchem ihre eigene Familie wohnt und arbeitet.

So sind durch Gottes weise Einrichtungen die unsichtbaren Ströme von Düften die Straßen und Wegweiser von zahllosen seiner Geschöpfe, die ohne diese verderben würden. So ist für die Thiere der verfeinerte Geruchssinn, den der vollkommenere Mensch nur als eins seiner niedrigen

Seelenwerkzeuge kennt, ein Stellvertreter vielfacher Kenntnisse und künstlicher Mittel, die der Mensch, welcher sich der Herr der Schöpfung nennt, nur mühsam und langsam erfindet. — Wie wunderbar ist die Haushaltung der Natur, auch selbst da, wo wir sie nicht sehen! — Wer in dieselbe nur mit den vollkommenern Sinnenwerkzeugen des Wurms eindringen könnte: welche ausserordentliche Offenbarungen würde er zu machen haben! Auch wir Menschen machen, wenn wir sonst nur aufmerksam genug auf das sind, was in uns vorgeht — auch wir machen nicht selten Erfahrungen davon, wie genau der Geruchssinn mit dem Erinnerungsvermögen zusammenhängt. Ein Duft, der uns entgegensteigt, eine Art des Geruchs, der uns nicht gewöhnlich vorkommt, weckt oft plötzliche Erinnerungen von Vorfällen, Bilder von Gegenden und Menschen, an die wir ausserdem vielleicht nie wieder gedacht haben würden. Mit dieser Reizung der Geruchsnerven erwacht wieder das Andenken von Ereignissen der frühesten Kinderjahre, und das ganz Vergessene steigt, wie aus einem Grabe, lebendig hervor.

Wahrscheinlich ist es nicht bloß die wollüstige, anmuthige Empfindung, welche uns mit stillem Entzücken füllt, wenn wir die süßen Düfte der Rose oder des Veilchens, der Lilie und Nelke, oder anderer aromatisch hauchender Gewächse einathmen. Es ist etwas Anderes und Höheres, das uns zu einem stillen, unaussprechlichen Wohlgefallen stimmt. Es ist die sanfte Anregung verworrener Erinnerungen, die wir uns dabei nicht klar machen können. Es ist das Zurückleben in einer Vergangenheit, die uns beseligt, die aber von der Macht der Gegenwart zu sehr verschattet ist, als daß wir sie hell genug erkennen sollten. Daher hat der Rausch, welchen der Duft wohl-

riechender Blumen, Kräuter, Oele und Gewürze in uns weckt, etwas Geistiges. Wir wähnen uns veredelter, körperloser, über Zeit und Vergangenheit dahinschwebend; wir sind geneigter zu stillen Betrachtungen, Träumen und Rückerinnerungen, als bei jedem andern Rausche, welcher die Frucht von genossenen Speisen und Getränken sein kann, und wo der Mensch gemeiniglich thätiger, auf die Gegenwart wirksamer, oder in die Zukunft hoffnungsvoller hinausblickend wird.

Diese Wirkung des Geruchsinns scheint bei den vernunftlosen Thieren weniger Statt zu finden. Für sie gibt es keine Vergangenheit, keine Zukunft; und selbst das Gedächtniß, welches sie haben, und das wohl in manchen Stücken das menschliche übertreffen mag, dient ihnen doch nur zum Genusse des vorhabenden Augenblicks und der Umstände.

So erinnert auch dieser einfache Sinn, von welchen wir im Leben am wenigsten Gebrauch zu machen glauben, uns an unsere Erhabenheit über die thierische Welt, an das Geistige in uns, welches nicht blind für Geschehenes und Kommendes nur Raub der anwesenden Minute sein soll, sondern mit dem Ewigen verwandt ist; — so leitet er das Thier auf unsichtbaren Straßen zu seinem Futter und Nachtlager, den Menschen aber zu Erinnerungen und höhern Ahnungen, die ihm als Geist geziemen.

Denn mehr Geist als Thier soll der Sterbliche sein. — Dahin deuten alle Einrichtungen des Schöpfers. Darum empfing der Mensch weniger vollendete und scharfe Sinne, als das Thier, damit er gezwungen sei, durch Entfaltung seiner höhern Kräfte das zu ersetzen, was ihm irdisch mangelt. Darum erschien er nackt und ohne angeborne Waffen, wie der unbehilfliche Wurm; darum wird sein Geschmackssinn nicht vorzüglicher

als der des gemeinen Thieres: darum wird er im Geruchssinn von vielen übertroffen, und der Scharfblick des Adlers ist heller, als das Auge des Menschen.

Mein Gott, mein Schöpfer, ich verstehe Dich in Deinen weisheitvollen Anordnungen — mein Glück, die Erhebung des Unsterblichen in mir über das Sterbliche, ist in Allem Dein Zweck. Dahin ruft mich jeden Morgen Deine neue Liebe; dahin winken die Offenbarungen Deines Sohnes Jesu Christi; dahin leiten Alle Fügungen der Natur, wie heilige Straßen, welche sich in einem Punkte vereinigen, so weit sie auch auseinander zu liegen scheinen.

Und doch, wie oft verliert der Sterbliche sündigend den heiligen Weg, das göttliche Ziel, und wird ein elendes Wesen, das sich selbst verdammt, fern von seinem höhern Ziele zu bleiben und am Staub zu kleben. O Gott, wie verächtlich wird ein solcher Abtrünniger von Dir und den Gesetzen der Natur! Ohne Gefühl für seinen höhern Beruf, als unsterblicher Geist, lebt er für sinnliche Ergötzungen, und wird Thier, ohne nur die Vollkommenheiten der Sinne zu haben, mit denen Du vorzugsweise die vernunftlosen Wesen ausgestattet hast.

Herr, ich will mich heiligen und erheben in Deiner Wahrheit; und die Betrachtung Deiner Werke leitet zur Wahrheit. Du selbst bist die höchste, beseligendste. Ich will nicht müde werden, diese zu erforschen und zu erkennen. So werde ich mir selbst deutlicher werden, und den Weg meines ewigen Heils nicht verfehlen. O gib mir, Vater, gib mir Kraft dazu durch Deine Gnade! Amen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite
I. Die Nacht	3
II. Der Anblick des Mondes	17
III. Der Komet	31
IV. Die Naturen im Menschen (Erste Betrachtung)	43
V. Die Naturen im Menschen (Zweite Betrachtung)	57
VI. Die Naturen im Menschen (Dritte Betrachtung)	69
VII. Die Naturen im Menschen (Vierte Betrachtung)	83
VIII. Die Sprache der Menschen . . .	97
IX. Die Erdbewohner und ihre Religionen (Erster Theil)	109
X. Die Erdbewohner und ihre Religionen (Zweiter Theil)	122
XI. Des Winters Abschied	136
XII. Das Reich der Pflanzen (Erste Betrachtung)	148
XIII. Das Reich der Pflanzen (Zweite Betrachtung)	163
XIV. Der Frühling	176
XV. Frühlings-Andacht	189
XVI. Die Luft	203
XVII. Die Erde	218
XVIII. Das Wasser	233
XIX. Das Feuer	248
XX. Gottes Größe im Kleinen . . .	263
XXI. Die Stimmen der Thiere . . .	275
XXII. Erinnerungen an die Allmacht Gottes (Erste Betrachtung)	288
XXIII. Erinnerungen an die Allmacht Gottes (Zweite Betrachtung)	299
XXIV. Das Gewitter	311
XXV. Der Wurm und die Allmacht . .	324
XXVI. Betrachtung der Sinne (Das Gefühl)	339
XXVII. Betrachtung der Sinne (Der Geschmack)	354
XXVIII. Betrachtung der Sinne (Der Geruch)	370

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich, 1771-1848 / Zschokke, Heinrich, / Keller, Georg,

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung

Bd.: 9

Aarau 1828

Bibl.Mont. 4330-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10724776-7